Geogr. H.
8
43d
2

Malerische Ansichten und Bemerkungen,

auf

einer Reise

durch

Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg.

Von

P. Rosenwall.

Zweiter Theil.

Mainz, 1818,
bei Florian Kupferberg.

Malerische

Ansichten und Bemerkungen

auf

einer Reise

durch

Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Württemberg.

BIBLIOTHEK
DES K: B: INFANT: REGTS:
FÜRST v. WREDE

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Mainz, 1818.
bei Florian Kupferberg.

Inhalt.

Zwölfter Brief.

Seite.

Aufgedrungene Reisegesellschafterin. — Gegend zwischen Darmstadt und Zwingenberg. — Ansichten vom Melibokus. — Schönheit des Rheinthals. — Das Neckarthal. — Heidelberg. — Ursache der Zerstörung des Heidelberger Schlosses. — Schlechte Herberge. — Kaiser Franz. — Schloßruinen. — Der Königsstuhl. — Armuth der Badischen Landleute. — Carlsruhe. — Lage. — Bauart. — Vorzüge und Mängel dieser Residenz. — Kirchen. — Schloß. — Garten. — Theater. — Policey. — Gemälde und Kunstkabinet. — Alte Gemälde. — Jardin. — Van Eyk. — Lukas Kranach. — Gypsabgüsse. 1

Dreizehnter Brief.

Umgebungen von Baden. — Das Schwimmbad. — Unterirdische Kammern. — Muthmaßungen über ihre Bestimmung. — Das neue Schloß. — Gang

Seite.
nach den Schloßruinen. — Ansicht vom Belvedere. — Zusammentreffen mit Jung-Stilling. — Die Eberſteinburg. — Angeblicher Cyklopenbau. — Spaziergang nach Lichtenthal. — Große Linde. — Die Klosterkirche. — Der Merkuriusberg. — Die Teufelskanzel. Beschaffenheit des Wassers in Baden. — Das Dampfbad. — Die Antiquitätenhalle. — Die Stiftskirche. 22

Vierzehnter Brief.

Eintritt in die Schweiz. — Nachträgliche Bemerkungen über Baden. — Plünderung meines Bedienten durch Oestreichische Soldaten. — Freiburg. — Schöne Lage dieser Stadt. — Der Münster. — Stimmung der Einwohner. — Verewigung einer wohlthätigen Handlung. — Umgebungen vor Basel. — Bauart der Stadt. — Der Münster. — Die Bibiliothek. — Holbeins Gemälde. — Geschichte einiger derselben. 47

Fünfzehnter Brief.

Kriegesschaden. — Vernachläßigter Weinbau. — Römische Ruine bei Rheinfelden. — Das Fricktha l. — Eigenthümliche Schönheit der Schweizerlandschaften. — Das Schinznacher Thal. — Habsburgs Trümmer. — Königsfelden. — Kirche daselbst. — Reflection über Kaiser Albrechts Ermordung. — Zelle der Königin Agnes. — Windisch. — Baden. — Der Lederberg. — Zürich — Der Gasthof zum Raben. — Charakter und Lebensweise der Einwohner von Zürich. — Zurüstung zur Abreise. 65

Seite.

Sechszehnter Brief.

Prellerei der Schiffer. — Fahrt auf dem Züricher See. — Herrliche Ansichten. — Ufenau. — Wirthshaus auf dem Etzel. — Kapelle des heiligen Mainrad. — Kulm des Etzel. — Brücke über die Siel. — Einsiedeln. — Weg nach Schwyz. — Anmuthiges Thal. — Das Felsenmeer. — Der Haken. — Unglückliches Abentheuer. 84

Sibenzehnter Brief.

Gasthof zum Hirsch in Schwyz. — Lächerlicher Frauenkopfputz. — Steinen. — Kommentar über eine Scene aus Schillers Tell. — Lowerzer See. — Schwanau. — Die Franzosen auf dem Lowerzer Berge. — Der Wegweiser. — Der Rigi. — Schlechte Aufnahme im Rößli. — Charakteristik der Schweizer Landleute. — Rigikulm. — Neuer Bau daselbst. — Sonnenuntergang. — Sonnenaufgang — Sennenhütten. — Bergspalte. — Basreliefs vom Rufi. — Bemerkungen über den Rigi. — Wolkenzug. 106

Achtzehnter Brief.

Weg vom Rigi nach Art. — Das Thal von Art. — Der Bergsturz bei Goldau. — Berichtigung wegen der Blindschleiche. — Fahrt über den Zuger See. — Immensee. — Hohle Gasse. — Rückblick in die Vorzeit. — Küßnacht. — Ansicht des Vierwaldstätter Sees. — Wassergefahr. — Der Luzerner See — Ansicht von Luzern. — Garten des Herren Weber. — Echo. — Der Münster. — Gemälde von Lanfranco. — Kirchenschatz. — Der Kirchhof. — Maler-

Seite.

Reinhard. — Anekdote von Pfyfer. — Anekdote von Reinhard. — Urtheil über Pfyfers Basrelief. — Das schönste Mädchen. — Mondnacht auf dem See. 132

Neunzehnter Brief.

Fahrt von Winkel nach Alpnach. — Ansicht des Pilatus. — Holzflöße. — Das Rotzloch. — Fall in den Wasserfall. — Stanzstadt. — Stanz. — Das Drachenthal. — Die Drachenhöhle. — Nacht im Walde. — Kerns — Sarnen. — Saxeln. — Kirche des Waldbruder Klaus. — Maler Reinhard. — Der Kaiserstuhl. — Der Lungerer See. — Lungern. — Ansicht vom Brünning. — Zollhaus von Bern. — Meyringen. — Der Alzbach. — Andere Wasserfälle. — Bäder. — Der Reichenbach. — Burgtrümmer. — Bettler. — Schwedische Kolonie. — Nationalbelustigung. 156

Zwanzigster Brief.

Abreise von Meyringen. — Hasli im Grund. — Ungewitter. — Elende Herberge. — Das Aarthal. — Gutannen. — Vorzüglich schöner Wasserfall. — Ursache warum er nicht bekannter ist. — Die drei Regionen des Weges. — Ankunft auf dem Grimsel. — Der Aargletscher. — Aussicht vom Grimsel. — Der Rhonegletscher. — Branntweinbrennerei an der Rhone. — Die Maienwand. — Aufnahme im Hospital. — Das Fremdenbuch. — Die Ziegenmelkerei. 179

Seite.

Ein und zwanzigster Brief.

Reise über die Maienwand. — Fall mit Maulthier. — Brücke von Schnee. — Der Furkagletscher. — Das Schneefeld. — Das Thal bei Rehalp. — Die Quellen der Reuß. — Ursache, warum ich nicht nach Italien reise. — Das Ursnerthal. — Der Teufelsfelsen. — Das Ursner Loch. — Die Teufelsbrücke. — Der Wasserfall. — Die Schöllenen. — Gestinen. — Dorf am Steg. — Das kleine Männchen. — Vergleichung des Reußthals mit dem Aarthal. — Bürgeln. — Das Schächenthal. — Altorf. — Antike Basreliefs in Flülen. — Der Vierwaldstätter See. — Tells Kapelle. — Das Grittli. 198

Zwei und zwanzigster Brief.

Ansicht des Sees von Zug. — Zug. — Weg nach dem Albis. — Kappel. — Herrliche Ansicht von der Hochwacht des Albis. — Ueber den Charakter der Schweizer. — Die Landleute. — Ueber das Reisen in der Schweiz. 219

Drei und zwanzigster Brief.

Der Morgenspaziergang. — Weg von Zürich nach Bülach. — Der Ueberfall. — Geschichte einer Lebensrettung. — Eglisau. — Der Rheinfall bei Laufen. — Schafhausen. 236

Vier und zwanzigster Brief.

Spaarsamkeit der Lady T.* — Unvergleichliche Aussicht über den Bodensee. — Tutlingen. — Klagen

Seite.

der Einwohner daselbst. — Das Land und die Landleute bei Tutlingen. — Die Donau. — Hechingen. — Die Burg Hohenzollern. — Herrliche Aussicht. — Genealogie des Hauses Hohenzollern. . 256

Fünfundzwanzigster Brief.

Stuttgard. — Ansicht der Stadt. — Aengstliche Polizei. — Das Königliche Schloß. — Danneckers Werke. — Nitschers Gemälde. — Andere Verzierungen der Königlichen Zimmer. — Das Theater. — Eslair. — Kannstadt. — Die schöne Welt. — Knauserei der Engländer. — Der König von Würtemberg und sein Volk. — Charakteristik dieses Fürsten. — Ursachen der Unzufriedenheit der Würtemberger. — Schluß. 271

Zwölfter Brief.

Aufgedrungene Reisegesellschafterin. — Gegend zwischen Darmstadt und Zwingenberg. — Ansichten vom Melibokus. — Schönheit des Rheinthals. — Das Neckarthal. — Heidelberg. — Ursache der Zerstörung des Heidelberger Schlosses. — Schlechte Herberge. — Kaiser Franz. — Schloßruine. — Der Königsstuhl. — Armuth der Badischen Landleute. — Carlsruhe. — Lage. — Bauart. — Vorzüge und Mängel dieser Residenz. — Kirchen. — Schloß. — Gärten. — Theater. — Policei. — Gemälde- und Kunstkabinet. — Alte Gemälde. — Jardin. — Van Eyk. — Lukas Kranach. — Gypsabgüsse.

Carlsruhe.

In Darmstadt hatte ich mit einem Hauderer einen Vertrag geschlossen, in Folge dessen er mich und meinen Bedienten nach Carlsruhe fahren sollte, ohne sonst noch Jemand mitzunehmen. In Gegenden, die sich durch Naturschönheiten auszeichnen, reise ich gerne allein, um mich den Eindrücken, die sie auf mich machen, ungestört überlassen zu können, da eine geschwätzige Gesellschaft oft daran hindert.

Kaum hatten wir eine Viertelstunde Weges zurückgelegt, als ein wohlgekleidetes Frauenzimmer an den Wagen trat, und mich bat sie mitzunehmen. Ich bekenne, diesesmal kam meine Menschlichkeit ein wenig ins Gedränge; denn so hart es auch war, einem anständigen Mädchen, wie die Bittende ihrer Kleidung nach zu seyn schien, eine so gewöhnliche Gefälligkeit zu versagen, so schwer ward es mir ihre Bitte zu erfüllen, weil mir dadurch das Vergnügen der Reise verkümmert wurde. Schon hoffte ich, der Hauderer würde aus eigenem Antriebe ihr eine abschlägige Antwort ertheilen, allein er unterstützte selbst ihre Bitte, und so mußte ich denn wohl einwilligen. Uebrigens war das Mädchen so uneben nicht, und hätte einen Reisenden von lockern Grundsätzen wohl in Wallung setzen können, obwohl sie im Gespräch wenig Bildung verrieth. Ich kümmerte mich indessen wenig um sie, und da sie endlich einschlief und während des Schlafes Reize enthüllte, die ein Mann, der kein Schneemann ist, bei einem jungen Frauenzimmer nicht leicht entschleiert sehen kann, ohne aus seiner Gleichgiltigkeit gebracht zu werden, so stieg ich aus dem Wagen und machte ein Stück Weges zu Fuß. Doch, da hätte ich lange gehen können, denn es war, als ob mir eine einschläfernde Kraft beiwohnete; nicht fünf Minuten saß ich neben ihr, so nickte sie schon wieder und in der nämlichen verführerischen Lage. Mir blieb, da ich jetzt ihre Absicht einsah, nichts übrig,

als meinen Bedienten in den Wagen zu nehmen und die Schöne zu ersuchen, ihre Bequemlichkeit ein wenig einzuschränken. In dem Gasthofe wo ich nächtigte, hörte ich am andern Morgen bei meinem Erwachen ein gräuliches Gezänke zwischen dem Fuhrmann, meinem Bedienten und dem Wirt; ich trat, um die Ursache davon zu vernehmen, in die Gaststube und erfuhr zu meiner Verwunderung: die mir aufgedrungene Reisegefährtin sey die Geliebte des Fuhrmanns, die er gewöhnlich auf seinen Reisen mitführe, damit sie begehrlichen Reisenden gegen die Gebühr mit ihren Reizen diene. Da sie ihren Endzweck bei mir nicht erreicht hatte, so war sie meinem Bedienten zu Willen gewesen und hatte ihm einen Platz in ihrem Bette eingeräumt, wofür der Hauderer nun die Bezahlung verlangte, die der Bediente unter dem Vorwande, es sey eine freiwillige Gunstbezeugung gewesen, verweigerte. Der Wirt, über den in seinem Hause getriebenen Unfug aufgebracht, mischte sich in den Streit, der so heftig wurde, daß die Zankenden mich nicht bemerkten, und ich nicht nur die ganze schmutzige Geschichte, sondern auch den auf mich berechneten Plan, von dem mein Bedienter Mitwisser gewesen war, erfuhr. Ich sah mich dadurch veranlaßt, meinen liederlichen Burschen auszulohnen und mir die saubere Gesellschafterin zu verbitten. Der Wirt sagte mir, daß der Fuhrmann dieses Gewerbe mit seiner Buhlerin schon über ein Jahr treibe, und

den Gewinn ihres schändlichen Handwerks mit ihr theilt.

Die Gegend hinter Darmstadt ist anfangs etwas öde, wenn man aber einen Fichtenwald zurückgelegt hat, wird sie freundlicher, und der hohe Melibokus gewährt eine pittoreske Ansicht. Lange hatte ich diesen Bergkolossen vor Augen; immer schien er ganz nahe und der Weg wollte doch kein Ende nehmen. Meine Erwartung war aufs Höchste gespannt als ich Zwingenberg erreichte, das am Fuße dieses Berges liegt, den ich von hier aus besteigen wollte.

Der wenig betretene Fußsteig, der in einer Länge von drei Viertelstunden, durch tiefe Schluften, über schroffe Anhöhen und durch dichte Wälder zum Gipfel des alten Malchus führet, ist ziemlich beschwerlich. Waldbäche rieseln über den Weg und machen den Fußsteig schlüpfricht; Sümpfe müssen durchwatet, Bergwände erklimmt und Gebüsche durchkrochen werden, um die Höhe zu gewinnen: aber wie reich wird diese Mühe belohnet! Wäre die Beschwerlichkeit des Steigens auch dreimal größer, sie hätte mich nicht gereuet; denn eine der schönsten Ansichten des schönen Deutschlandes überblickte ich von dieser Höhe.

Von dem Thurme, den Landgraf Ludwig der IX. im Jahr 1772 hier erbauen ließ, übersehe ich die herrliche Landschaft, die an den Ufern des Rheins, von Mainz bis Manheim liegt. Mainz, Darmstadt,

Worms, der Donnersberg, der Taunus, die Vogesen und das prächtige Rheinthal, anmuthig wie ein Garten Gottes, alle diese Gegenstände entfalten sich vor meinen Blicken in einer Ausdehnung, die mir unglaublich vorkommen würde, wenn ich mich nicht durch den eigenen Anblick, mit der Charte und dem Fernglase in der Hand, davon überzeugt hätte. Mit Wohllust erging sich mein Blick in den reichen Gefilden, und mit stolzem Gefühle blickte ich in das zwischen dem Rhein und der Nahe gelegene Paradies, das uns so lange ein verlohrenes war. Wie hat hier die Natur ihres Seegens höchste Fülle mit so unendlicher Milde ausgegossen; wie reich hat sie ihre Kinder begabt, die mit Recht stolz auf ihre Heimath seyn können, deren Reize unaussprechlich sind. Geblendet von dem Zauber dieser Ansicht wende ich den Blick auf das romantische Waldgebirge des Odenwaldes, und neue Schönheiten schmeicheln meinem Auge. Prächtige Berg- und Waldgruppen breiten sich in einer großen Ausdehnung aus; hier starrt ein schwarzer Nadelwald, dort schimmert des Laubwaldes sanftes Grün; dunkle Klüfte und freie, sonnigte Anhöhen wechseln mit einander, und zahlreiche Trümmer krönen die Berggipfel, die ihre grauen Häupter schwermüthig aus dem Dunkel der Waldnacht empor heben. Doch, wie mag ich versuchen, das zu beschreiben, was so sehr über alle Schilderung erhaben ist; Worte drücken diese Schönheiten nicht aus; hier muß man schweigen und anbeten!

Von Zwingenberg gehet es auf der herrlichen Bergstraße fort, unter schattigen Obst und Nußbäumen, die dieses Jahr eine reiche Ernte versprechen. Zur linken Hand ziehen sich die dunkeln Waldgebirge des Odenwaldes, mit ihren Bergschlössern und Ruinen; zur rechts aber breitet sich das fruchtbare Rheinthal aus, und von beiden Seiten des Weges giebt der fleißige Anbau der Getreidereichen Felder einen freundlichen, wohlthuenden Anblick. Nur zuweilen werden die üppigen Saaten und die lachenden Rebenhügel durch Verwüstungen unterbrochen, die die heftigen Regengüsse dieses Frühjahrs verursacht haben, die von den Bergen so verheerend herabgestürzt sind, daß ich den Schaden davon von Zwingenberg bis Durlach auf hunderttausende anschlagen kann. Es ist dieses ein Uebel, dem die zunächst dem Odenwalde und dem Schwarzwalde wohnenden Landleute beinahe alljährig ausgesetzt sind, und wogegen sich so leicht kein Mittel anwenden läßt, da die Waldstürze nicht immer dieselbe Richtung nehmen und also nicht abzuleiten, oder einzudämmen sind.

Die Landschaft von Zwingenberg bis zum Neckarthal ist ununterbrochen höchst reizend; doch dürfte Weinheim der schönste Punkt seyn. Die Rheinebne ist hier bunter und abwechselnder, die Gebirge, die sich daselbst mehr der Straße nähern, werden größer und gestalten sich in kühneren Umrissen, und die Trümmer der Burg Weinheim machen sich höchst romantisch.

Die Pracht des erhaben schönen Neckarthales, in dem Heidelberg liegt, entzückte mich. Wild und kühn thürmen sich die waldichten Höhen zum Himmel, und scheinen dem Neckar den Weg versperren zu wollen, der sich schmeichelnd zu ihren Füßen windet. Die Landschaft hat einen ergreifend großen Charakter; die einfachen, kühnen Umrisse der Berge, das tiefe Grün des Laubholzes, mit dem sie bestanden sind, der ansehnliche Fluß, die zierliche Brücke, die prächtige Stadt, grandiosen Ruinen, das Alles vereinigt sich zu einem Ganzen, das nicht malerischer gedacht werden kann. Vor allem machen die Ruinen des Schlosses, die in trauriger Pracht ein Denkmahl vergangener Größe dastehen, eine große Wirkung. Sie geben der Gegend einen Anstrich von Schwermuth, den selbst nicht das rege Gewühl, das gegenwärtig in Heidelberg wegen der Anwesenheit der beiden Kaiser herrschet, zu verlöschen vermag. Wer kann jene Trümmer sehen ohne Wehe zu rufen über das Volk, das aus niedrer Rachsucht hier eine von Deutschlands größten Zierden zerstörte! Keine kriegerische Maaßregel zwang die Franzosen zur Zertrümmerung dieses Pallastes; denn er gewährte keinen militairisch haltbaren Punkt; nur Rachsucht allein bewog sie dazu. Der Kurfürst Friedrich der III. war nämlich empört über die gräßliche Ermordung der Protestanten zu Paris, in der Bartholomäusnacht, und ließ dieses dem nachmaligen Könige Heinrich dem III. als er nach

Polen zur Krönung reisete, und bei ihm einsprach, empfinden. Niemand kam ihm, als er vor dem Schlosse hielt, entgegen, ihn zu empfangen; er mußte die vielen Gemächer, bis zu dem Saale, in dem sich der Kurfürst befand, ohne Begleitung durchwandern, und daselbst fand er den Fürsten von einer Menge Französischer Flüchtlinge umgeben, die ihrer Religion wegen hatten aus Frankreich entweichen müssen. Der Kurfürst behandelte seinen Gast mit großer Kälte und ließ es ihn fühlen, wie tief er ihn, der Grausamkeiten wegen, die er und seine Familie an die Protestanten verübt hatten, verachte. Das Andenken an diese verdiente Behandlung zu verlöschen waren hundert Jahre nicht hinreichend; das Schloß wurde zerstört, weil hier einst ein edler Deutscher Fürst, es einem kleinherzigen Fanatiker fühlen ließ, daß auch eine Krone nicht, einem Verworfenen in seinen Augen Achtung erwerben könne.

Heidelberg war mit Soldaten, Kaiserlichen Offizianten und Fremden überfüllt, und lange wollte es mir nicht gelingen, ein Unterkommen zu finden. Schon war ich an allen Gasthöfen der Reihe nach vorgefahren gewesen, und überall aus Mangel an Raum zurückgewiesen worden, schon machte ich mich darauf gefaßt, über Nacht in der Kutsche zu herbergen, als es dem Gastwirt zum schwarzen Adler einfiel, mir unter dem Beding, daß ich es mit der Anständigkeit des Lokals so genau nicht neh-

men wolle, eine Ruhestätte einzuräumen. Ich war froh, eine Stelle gefunden zu haben, die mir mein Bleiben in Heidelberg sicherte, das ich doch nicht so ganz ungesehen verlassen wollte, und bezeugte mich zufrieden, als er mir über dem Pferdestall ein Kämmerchen einrichtete, wo vor mir wohl noch nie ein menschliches Wesen genächtigt haben mochte. Ich darf versichern, es nie, selbst auf meinen Reisen durch Polen und Rußland nicht, schlechter als hier gehabt zu haben, doch die Nothwendigkeit half mir die Ungemächlichkeiten, denen ich mir in diesem Taubenschlage — denn dazu schien dieß saubere Logie vorher gedienet zu haben — unterwerfen mußte, ertragen, und am Ende kam es mir beinahe spaßhaft vor, auf einer Hühnerleiter zu meinem Nachtlager steigen zu müssen.

Ich hatte noch am Abend, auf einem Spaziergange, das Glück den Kaiser Franz zu sehen, und die Freundlichkeit und Huld zu bewundern, mit der er die Aeußerungen der Ehrfurcht und Liebe annimmt, die ihm hier unabläßig, sobald er sich zeigt, gezollet werden. Ich habe noch nie einen Monarchen gesehen, bei dem Wohlwollen und Biederherzigkeit so unverkennbar in allen Zügen ausgedrückt sind, wie bei Oestreichs erhabenen Kaiser. Aus der Heiterkeit, die man an ihm fortwährend bemerkt, schließet man auf einen sehr sichern Zustand der Dinge und auf erfreuliche, von der großen verbündeten Armee in den Niederlanden ein-

getroffene Nachrichten. Man erzählet, daß eine Deputation der Stände des ehmaligen Breisgaues vor einigen Tagen hier gewesen sey, um den Monarchen zu bitten, daß er ihr Ländchen wieder mit seinen Staaten vereinigen wolle; er habe aber den Abgeordneten, nachdem er ihre Absicht erfahren, kein Gehör bewilligt. Diese Schonung für den gegenwärtigen Herren des Breisgaues beweiset das große Zartgefühl des Kaisers; denn man sagt, daß ihm diese Provinz, als das eigentliche Stammland des Oestreichischen Hauses, ganz vorzüglich am Herzen liegen soll. Daher durften die Abgeordneten um so eher hoffen, wenigstens angehört zu werden, da ihre Bitte, wenn deren Erfüllung auch außer den Grenzen der Möglichkeit lag, dem Monarchen schmeichelhaft seyn mußte; und dennoch versagte er es sich, diesen Beweis von Anhänglichkeit anzunehmen.

Von den Schloßruinen und dem sinnvoll angelegten und vortrefflich unterhaltenen Schloßgarten sage ich Dir nichts, da beides tausendmal in Versen und in Prosa beschrieben ist. Den hohen Königsstuhl, der künftig, wie eine in Stein gehauene Inschrift besagt, Kaiserstuhl heißen wird, weil Kaiser Franz ihn bestiegen hat, besuchte ich am frühen Morgen, und freute mich der herrlichen Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt, die zwar nicht ganz so umfassend wie die vom Melibokus ist, dagegen aber eigenthümliche Schönheiten hat,

die jener abgehen; vorzüglich ist das romantische Neckarthal eine entzückende Parthie. Den heiligen Berg, der dem Königsstuhl gegenüber liegt, zu besteigen, erlaubte mir die beschränkte Zeit nicht.

Gern hätte ich noch die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt, vor allen aber die Gemäldesammlung des Herrn Boisserée besehen, allein die sämmtlichen Einwohner Heidelbergs waren so sehr mit der Einquartierung belästiget, daß es unbillig gewesen wäre, wen von ihnen zur Befriedigung meiner Neugierde in Thätigkeit setzen zu wollen; ich versparte daher die Besuche, die ich mir vorgenommen hatte abzulegen, für eine gelegnere Zeit und beschleunigte meine Abreise.

Von Heidelberg bis Carlsruhe ist die Landschaft ein Eden an Anmuth und Fruchtbarkeit, und bietet ununterbrochen die lieblichsten Ansichten dar. Der rauhe, düstre Schwarzwald, mit seinem hohen, waldigten Rücken, dient gleichsam der reichen, prangenden Ebne zur Folie, um ihren Reiz noch zu erhöhen. Tausend Silberbäche entströmen seinem dunkeln Scheitel und schlängeln sich, in unzähligen Krümmungen, durch üppige Saaten und grünende Wiesen nach dem Rheine zu; überall wird das Auge durch eine fleißige Benutzung des Bodens erfreut, der hier die Bearbeitung überschwänglich vergilt, und man möchte neidisch auf die Besitzer dieses schönen Landes werden. Doch der Schein trügt, und hier, wo die Natur sich erschöpft hat, den Men-

schen das Leben leicht und froh zu machen, haben die Umstände alles gethan, ihm ihre reichen Geschenke zu verkümmern. Ueberall ist eine drückende Nahrungssorge die treue Hausgenossin des Landmanns; nur grämliche Gesichter blicken mir entgegen und bittre Armuth herrscht in den Hütten, die mitten in des Ueberflusses Fülle liegen. Ist dieses das Land, welches man einst das glücklichste in Deutschland nannte? Schwer hielt es bei mir, den Versichrungen Glauben beizumessen, daß diese Grundstücke verschuldet und diese reichen Gefilde nur von Bettlern bewohnet werden, und doch ist es der Fall. Die Abgaben sind unerschwinglich, die Frohnen unerträglich, und es herrscht deshalb eine Unzufriedenheit unter den Bauern, von der wir in unsern nördlichen Gegenden keine Vorstellung haben. Was hilft diesen Leuten ihr herrlicher Boden, was nutzt ihnen ihr milder Himmel, sie genießen beides nicht, denn alle ihre Anstrengung reicht kaum hin ihr Leben zu fristen. Wie glücklich ist dagegen der Preussische Bauer; auch er hat die ganze Härte des Krieges, und gewiß mehr wie ein anderer, empfunden; doch richten ihn seine Abgaben nicht zu Grunde, und sein einziger Kummer ist der Mangel an Arbeiter. Hier, solltest Du es glauben! siehet der Landmann viele Kinder für eine Last an, die ihm seinen schmalen Bissen verkümmert. Menschen sind im Ueberflnß vorhanden; allenthalben sehe ich eine Menge kräftiger junger Leute,

und es ist nicht zu spüren, daß der Krieg nachtheilig auf die Bevölkerung gewirkt hat; aber Jung und Alt klaget über Mangel, und ganze Schaaren brodloser Arbeiter sind mir begegnet, die außerhalb Landes ein Unterkommen suchen wollen. Ich bin im vergangenen Jahre Brandenburg, Sachsen und Hannover durchreiset; Länder die methodisch von den Franzosen ausgesogen wurden, und deren Brandstätten noch rauchten; aber nirgends, selbst in der traurigen Gegend der Lüneburger Haide, fand ich eine ähnliche Armuth wie hier. Daß die Ursachen davon nicht in den kriegerischen Ereignissen der letztvergangenen Jahre liegen, beweiset der ohne allen Vergleich bessere Zustand der Darmstädtischen Unterthanen, die gleiche Durchmärsche gehabt und gleiche Kriegeslasten getragen haben, und überdem einen ungleich weniger ergiebigen Boden bauen. Für einen Statistiker, der sich eine genaue Kenntniß von dem Badenschen Verwaltungswesen verschaffen könnte, wäre es eine rühmliche Aufgabe, die Gründe der beispiellos schnellen Verarmung der Einwohner dieses Landes zu ermitteln. Unter Carl Friedrichs Regierung war der Wohlstand des Landes sehr groß, gegenwärtig aber wüßte ich keinen Staat in Deutschland, dessen Unterthanen in einer bedrängteren Lage wären.

Carlsruhe hat meiner Vorstellung, die ich mir von dieser Stadt machte, nicht entsprochen; denn ich dachte sie mir bei weitem prächtiger, lebhafter

und angenehmer, wie ich sie gefunden habe. Es ist nicht zu leugnen, Carlsruhe ist freundlich und heiter, und die breiten, geraden Straßen nehmen sich recht gut aus; aber eine schöne Stadt möchte ich sie doch nicht nennen: dazu gehört doch mehr, als diese Residenz aufzuweisen hat. Es mangelt nicht an einzelnen geschmackvollen Häusern; doch die Mehrzahl, selbst in den Hauptstraßen, ist nur einstöckigt, und beinahe alle sind schlecht unter Anputz gehalten, daher das Ganze etwas verwohnt und ärmlich aussiehet. Pallastmäßige Gebäude fehlen ganz. Der Großherzog thut viel für die Verschönerung seiner Residenz und es läßt sich erwarten, daß sie in wenigen Jahren ein prächtiges Ansehen gewinnen werde, wenn mit einem gleichen Eifer wie bis jetzt mit dem Bauen fortgefahren wird. Eine prächtige Lutherische Kirche ist so eben fertig geworden; eine noch prächtigere Katholische ist der Beendigung nahe und diese kann sicher zu den prunkvollsten neueren Deutschen Kirchen gerechnet werden. Vorzüglich verdient daran ein Säulenportal, seiner schönen Verhältnisse und seines reichen Schmuckes wegen, bemerkt zu werden. Der Kunstfreund kann dieses geschmackvolle Gebäude nicht anders als mit dem größten Vergnügen betrachten; aber wer an die Kosten dieses Prachttempels und an das Wehklagen des hartbelasteten Landmanns denkt, der möchte doch wohl wünschen, daß man einen Bau, der wenigstens eine halbe Million Gulden kosten muß, bis

auf eine Zeit verschoben hätte, wo die Abgaben in so weit ermäßigt werden könnten, als es das Bestehen der producirenden Klasse durchaus erfordert. In Berlin vernachläßiget man so leicht nichts, was zur Verschönerung dieser Stadt beiträgt; aber doch stehen die Mauren der abgebrannten Petrikirche noch immer unausgebauet, weil man die Ausgaben auf das Nothwendigste beschränkt, um die Last des Volkes nicht zu vermehren. Würden gleiche Rücksichten hier nicht auch anwendbar gewesen seyn? Daß große weitläuftige Residenzschloß würde prächtig genannt zu werden verdienen, wenn es noch einen Stock hoch höher wäre; so ist es gegen seine beträchtliche Ausdehnung zu niedrig und dem großen Umfange des schönen Platzes nicht angemessen, an dem es steht. Der zunächst an das Schloß grenzende Park, zeichnet sich durch sinnvolle und wohlunterhaltne Anlagen aus, die, da sie sich schon während der langen Regierung des vorigen Großherzogs einer sorgfältigen Pflege zu erfreuen gehabt haben, zu einer gewissen Vollständigkeit gediehen sind, die sie doppelt schön machen. Auch der botanische Garten ist reich ausgestattet und wohl geordnet. Die schöne Gartenkunst wird überhaupt in Carlsruhe mit vieler Liebe getrieben, und nicht leicht dürfte eine andre Deutsche Stadt verhältnißmäßig so viele schöne Lustgärten aufzuweisen haben. Es verdienet einer rühmlichen Erwähnung, daß mehrere Besitzer schöner Gärten, solche sehr bereit-

willig dem Publikum öffnen; die Gelegenheit zum Lustwandeln ist daher hier sehr erleichtert und wird von der hiesigen schönen Welt recht häufig benutzt.

Wenn ich mich des Ausdruckes „schöner Welt" bediene, so bitte ich diese Redensart nicht gar zu buchstäblich im physischen Sinne zu nehmen, denn körperliche Schönheit ist nicht ein Vorzug, dessen sich die hiesigen Einwohner mit Recht rühmen können; im Gegentheil habe ich noch in keiner Residenz einen weniger schönen Menschenschlag gefunden, wie in Carlsruhe. Beide Geschlechter stehen, sowohl an Wuchs als an Gesichtsfarbe, den Norddeutschen und den Rheinländern bedeutend nach, und haben in ihrer Physionomie so viel fremdartiges, daß man oft Mühe hat die Deutschen Grundzüge darin zu erkennen. Baden, so weit ich es kenne, ist überhaupt nicht das Land, wo man schöne Menschen zu suchen hat; vielleicht ersetzen sie diesen zufälligen Mangel durch ihre geistigen Vorzüge.

Die Gegend von Carlsruhe ist nichts weniger als reizend, und nimmt sich gegen das im Ganzen so anmuthige Land wie ein matter Gedanke in einem erhabenen Epos aus. Die Stadt liegt in einer vollkommenen Ebne, die weder durch Wald noch durch Gewässer verschönert wird, und auch der Schwarzwald ist nur in beträchtlicher Ferne sichtbar. Man begreift kaum die Möglichkeit des Einfalls, hier in dieser in jeder Hinsicht so unvor-

theilhaften Gegend eine Residenz anzulegen, wenn man nicht weiß, daß es aus Rachsucht gegen die alte Residenz Durlach geschah, die sich gegen ihren Landesherren nicht gar zu anständig benommen hatte; und der Zorn macht gewöhnlich blind. Der zunächst um die Stadt gelegene Boden ist unfruchtbar, sie lieget von der Heerstraße entfernt und es fehlt ihr sogar an gutem Trink- und Kochwasser. Unter dem verstorbenen Großherzoge ist die Rede davon gewesen, die Residenz nach Manheim zu verlegen, der Plan ist aber aus dem Grunde aufgegeben worden, weil dadurch viele Familien an den Bettelstab gerathen wären, die sich in Carlsruhe allein durch die Anwesenheit des Hofes erhalten.

Des hiesigen Theaters gedenke ich nur um einiger Eigenthümlichkeiten desselben zu erwähnen, die mir aufgefallen sind. Lobenswerth finde ich die Einrichtung, daß ein sehr weites Thor zu dem Innern dieses Musentempels führt, wodurch beim Ein- und Ausgehen alles Gedränge vermieden, und bei etwannig entstehendem Feuer, die Gefahr der Zuschauer vermindert wird. Sonderbar, um mich keines härtern Ausdrucks zu bedienen, ist mir die hier befindliche Officier-Galerie vorgekommen, deren Bestimmung durch ihre Benennung bezeichnet wird. Ist es nicht endlich Zeit die Scheidewand, die das Militair von dem Bürgerstande trennet, hinweg zu räumen? Was kann durch die Nährung einer gegenseitigen Entfremdung, die nur zu leicht

in Haß ausartet, gewonnen werden? entfremden aber muß doch eine solche Absonderung. Die ins Parterre gestellten Soldaten machten auf mich einen höchst widrigen Eindruck. Trauet man dem hier gewiß in einem hohen Grade gebildeten Publiko so wenig, daß man sich veranlaßt findet, es durch bewaffnetes Militair unter Aufsicht zu halten? Weiß der Himmel, woher in manchen kleinen Residenzen die sonderbaren Sicherheits-Maaßregeln entstehen, die um so unnützer sind, da in Deutschen Städten vom dritten und vierten Range Volksaufläufe sich beinahe gar nicht denken lassen? Wenn dergleichen Vorkehrungen nicht ein Prunk seyn sollen, was doch aber in jedem Fall eine traurige Art von Prunk wäre, so weiß ich mir die Sache nur aus einer übertriebenen Furcht zu erklären, die dem Publiko so wenig Ehre macht, als sie der Regierung frommt. In den größeren Deutschen Residenzen weiß man von so etwas nicht; man hägt vielmehr die ganz richtige Meinung, daß ein Volk, das mit Bajonetten im Zaum gehalten werden muß, auch die Bajonette zu brechen weiß.

Daß die hiesige Fremdenpolicey gegenwärtig äußerst strenge ist, läßt sich wohl durch die kriegerischen Zeitläufte entschuldigen; aber wenn sie dabei das erforderliche Maaß überschreitet, so verdienet dieses eine Rüge. Für einen anständigen Reisenden kann es nicht anders als lästig seyn, an einem Orte,

wo er etwa ein paar Tage zu bleiben gedenkt, persönlich auf dem Policeybureau erscheinen zu müssen. Hier ist das der Fall, und man nimmt dabei so wenig Rücksicht auf das Schickliche, daß ich unter einem Haufen Bettelgesindel beinahe eine Stunde lang stehen mußte, bis es den Herren beliebte mich abzufertigen. Dieses geschah denn endlich, nachdem ein pflichtbeflissener Jüngling, von etwa 18 Jahren, mich von oben bis unten betrachtet hatte, von welcher Unbescheidenheit ich ihn nur durch die Frage zurückbrachte: ob er an meine Identität zweifle? Nach gut Französischer Manier erhielt ich nun eine Sicherheitscharte und wurde angewiesen, mich zur Empfangnahme meines Passes abermals persönlich auf die Policey zu verfügen.

Die hiesige Kunstsammlung ist freilich nicht so reichhaltig wie die Darmstädter, indessen enthält sie doch manche vortreffliche Sachen, die die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde verdienen. Sie scheinet noch nicht lange zu bestehen, denn man hat noch keinen hinreichenden Raum dafür ausgemittelt, und Vieles ist daher noch nicht aufgestellt. Unter den Gemälden zeichnen sich drei Stücke aus dem 12ten Jahrhundert aus, die höchst merkwürdig für die Kunstgeschichte sind. Ferner sind ein paar gute Holbeins, ein van der Eyk, sein eigenes Bild, ein schöner Rubens und ein schätzbares Stück von Lukas Kranach bemerkenswerth. Das letztere stellt die Stiftung des Klosters Lichtenstein durch

Markgraf Christoph von Baden vor, und ist, außer daß es die Portraits der damaligen Badenschen Regentenfamilie enthält, durch die auffallend eigenthümliche Manier dieses Meisters, die sich in diesem Bilde ganz vorzüglich ausspricht, merkwürdig. Für ein vortrefliches Fruchtstück von Jardin, das allerdings vollendet in seiner Art genannt werden kann, soll Napoleon einen Titian und 12,000 Franken vergeblich geboten haben. Die Ursachen diese Sage zu bezweifeln, liegen wohl am Tage.

Die Gypsabgüsse stehen so gehäuft aufeinander, daß sie sich gegenseitig verschatten; dieß hindert das Studium und stört den Genuß. Die Sammlung ist bei weitem nicht vollständig zu nennen; man erwartet aber mehrere bereits bestellte Stücke aus Paris, und denn hofft man einen geräumigen Ort, zum Aufstellen der sämmtlichen Abgüsse, zu erhalten. Außerdem sind noch das Naturalienkabinet, die Münzensammlung und die Bibliothek merkwürdig. Letztere wird, in Hinsicht der Altdeutschen Literatur, eine der wichtigsten in Deutschland werden, wenn die noch größtentheils ununtersuchten Schätze, die man aus den Klöstern erhalten hat, geordnet seyn werden. Noch kennet man den ganzen Umfang dieser Beuthe nicht, die unermeßlich seyn muß, wenn dem Verschleppen seltener Sachen vorgebeugt worden ist. Schon allein die Bibliothek aus dem Kloster St. Blasien, die einst ihrer

Reichhaltigkeit wegen durch ganz Deutschland berühmt war, muß viel Kostbares liefern, da dieses reiche Stift Jahrhunderte lang sich durch gelehrte Mönche auszeichnete.

Schließlich gebe ich Dir noch einige statistische Nachrichten von Carlsruhe, die ein hiesiger in diesem Fache arbeitender Officiant mir mitgetheilet hat. Die Stadt enthält 15,000 Einwohner, wovon 8400 männliche und 6600 weibliche. Unter diesen gehören 1870 zur Staats- und 1650 zur Hofdienerschaft, (!) und 720 sind Jüdischer Religion. Von den Christlichen Einwohnern ist ohngefähr 1/3 Katholisch und 1/6 Reformiret; die übrigen sind Lutherisch.

Die Lebensmittel sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, schlecht und theuer; wie auch die Getränke. Ein Flasche Wein von sehr mittelmäßiger Güte kostet 48 Kreuzer; das Bier ist für einen Nordländer schlechterdings nicht trinkbar.

Dreizehnter Brief.

Umgebungen von Baden. — Das Schwimmbad. — Unterirdische Kammern. — Muthmaaßunzen über ihre Bestimmung. — Das neue Schloß. — Gang nach den Schloßruinen. — Ansicht vom Belvedere. — Zusammentreffen mit Jung-Stilling. — Die Eberſteinburg. — Angeblicher Cyklopenbau. — Spaziergang nach Lichtenthal. — Große Linde. — Die Klosterkirche, — Der Merkuriusberg. — Die Teufelskanzel. — Beschaffenheit des Wassers in Baden. — Das Dampfbad. — Die Antiquitätenhalle. — Die Stiftskirche.

Baden bei Rastadt.

In einem Thale, worin die Natur das Liebliche mit dem Erhabenen auf eine entzückende Weise gepaaret und zu einem herrlichen Ganzen verschmolzen hat, liegt Baden, das mit Recht zu den schönsten Badeörtern Deutschlands gezählet wird. Die Fläche des Thales wird aus üppigen Wiesen gebildet, durch die sich der silberne Dosfluß laut rieselnd schlängelt. An diese freundlich grünende Matten schließen sich links malerische Weinberge, rechts hüglichte, mit Obstbäumen bepflanzte Getreidefelder an, hinter denen sich ansehnliche Waldgebirge in großen, kühnen Massen empor heben. Das reichangebauete Thal, in dessen Mitte die freundliche Stadt auf einer Anhöhe lieget, kontrastret in seiner

heitern Lebendigkeit schön mit den rauhen, dunkeln Waldhöhen, die sich wild und riesenhaft zum Himmel thürmen. Aus dem Schatten der Waldnacht strecken die Bergkolossen ihre Felsenhäupter empor, und in schauerlicher Pracht drohen die malerischen Trümmer des Badenschen Stammschlosses auf das anmuthige Thal herab. Es ist kaum möglich sich eine buntere Mannigfaltigkeit und schöner gegen einander gestellte Kontraste zu denken, als man hier antrifft; die Natur hat mit überreicher Milde diese Gegend ausgestattet, deren Bewohner mit einsichtsvollem Fleiße auch das Ihrige beigetragen haben, sie zu verschönern. Bald wird der Blick durch eine Allee von Pyramidenpappeln angezogen, bald ergehet er sich in den schattigen Bergklüften, oder schweifet über die mit Landhäusern und Meierhöfen bekrönten Hügelgruppen, und endlich fesselt ihn das schimmernde Terrassendach des Badischen Hofes. Hier rasseln auf der wohlunterhaltenen Heerstraße Kutschen mit ankommenden Fremden, dort schnurren die eintönigen Sägemühlen, da rauscht der Wasserfall über die Wehre des Oosflusses, und auf den mattgrünen Höhen bringen die Arbeiter singend das Heu in Berge. Ueberall herrscht Bewegung und Thätigkeit; überall sehe ich Munterkeit und Frohsinn, und es scheinet als wenn um Hygäas segenvoller Quelle nur fleißige und glückliche Menschen wohnen.

Mit gespannter Neugierde ging ich nach dem

Schlosse, um die berüchtigten unterirdischen Kammern zu besehen. Sie sind allerdings merkwürdig, wiewohl ich einigermaaßen in meiner Erwartung getäuschet wurde, da ich sie mir größer und weitschichtiger vorgestellet hatte. Der Eingang führet durch einen Thurm, auf einer Wendeltreppe hinab, zuerst nach einem großen, ziemlich verfallenen Schwimmbade, über dessen Ursprung viel gestritten wird; da Einige die Erbauung desselben den Römern zuschreiben, andere ihm aber ein so hohes Alter nicht zugestehen wollen. Ich bin geneigt der ersteren Meinung beizutreten; denn im Mittelalter machte man einen zu eingeschränkten Gebrauch von den Bädern, als daß man so viel Mühe an Erbauung eines Schwimmbades hätte wenden sollen, wie hier sichtlich ist. Eine gewölbte, mit Stufen versehene Brücke führet längs der Mauer, über dieses Bad, nach einem Vorplatz, auf dem ein schöner Wasserbehälter von Granit, mit metallernen Röhren versehen, befindlich ist, und denn kommt man an die schauerlichen Gemächer. Es sind deren sechs; sie sind sämmtlich in den Felsen gehauen, durch schmale Gänge mit einander verbunden und durch steinerne Thüren von einem Fuß Dicke, die sich in metallnen Angeln drehen, verschlossen. Die Thüren sind so genau eingepaßt, daß es auch dem schärfsten Auge nicht möglich ist, sie von der andern Mauer zu unterscheiden. In dem größten dieser Gemächer sind noch die steiner-

nen Füße von dem Tische und den Sitzen, die daselbst ehedem gestanden haben, vorhanden; auch bemerkt man viereckichte Löcher in der Wand, die zu Anbringung von Gerüsten gedienet haben müssen. Ohnfern der Decke dieses Gemachs befindet sich eine Oeffnung, durch die man, doch nur auf dem Bauche kriechend, zu einer Thurmähnlichen Rundung gelangt, die mit dem Schlosse Zusammenhang hat, von wo man durch eine Versenkung einst hieher gelangen konnte. Von diesem Gemache aus gehet eine fünf und zwanzig Fuß lange Feder, vermittelst deren man die Thüre eines andern Gewölbes öffnen und verschließen kann. Die Meinungen über die Bestimmung dieser räthselhaften Gemächer sind getheilt, und werden wohl nie vereinigt werden, da kein geschichtliches Dokument darüber Auskunft giebt. In älteren Zeiten glaubte man allgemein, daß die Römer diese Kammern gegründet hätten; allein man wußte den Gebrauch nicht anzugeben, den sie davon gemacht haben sollten. Als hierauf die Ritterromane auf die Sitten des Mittelalters aufmerksam machten, fiel man darauf, daß hier wohl die heilige Vehme eine Gerichtsstätte gehabt haben könne, und bald nahm man diese Meinung, die in der That viel Wahrscheinliches für sich hat, als erwiesen an In neueren Zeiten hat man sich dagegen bemühet die Unmöglichkeit darzuthun, daß die heilige Vehme jemals hier ihr Wesen getrieben habe, und da man fand, daß im fünfzehnten

Jahrhundert zwei Markgrafen Feinde dieses Gerichts waren, so stützte man sich darauf, bei Verwerfung jener Behauptung, und um den unterirdischen Gemächern doch eine Bestimmung zu geben, so sagte man, sie hätten zum Versteck gedienet, auf den Fall, wenn die Schloßbewohner unvermuthet von einem Feinde überrumpelt würden. Dieser Erklärung sieht man das Gezwungene an; denn wer verbirgt sich wohl unmittelbar unter den Füßen seines Feindes? und was könnte ein solches Verbergen wohl genutzet haben, da es ja nicht möglich war, hier ohne Verbindung mit der Oberwelt, lange auszudauern. Mit dieser Auslegung hatte es aber folgende Bewandniß. Der verstorbene Großherzog äußerte einen Widerwillen gegen den Aufenthalt in dem Schlosse, als einer ehmaligen Richtstätte, und um diesen Widerwillen zu bekämpfen, war man beflissen, den unterirdischen Kammern eine weniger schauderhafte Bedeutung beizulegen. So wenig man den Beweis führen kann, daß das heimliche Gericht hier seine Sitzungen gehalten hat, eben so wenig kann man das Gegentheil beweisen; aber unwiderlegliche Anzeigen sind vorhanden, daß einst in diesen Höhlen ein Blutgericht gehalten wurde. Denn vier in den Wänden eines Gemaches angebrachte Haken, hatten augenscheinlich die Bestimmung, zur Folter gebraucht zu werden. Ferner ist neben dem Gemach, das wahrscheinlich zum Gerichtssaal gebraucht wurde,

eine Fallgrube befindlich, in der man schneidende Instrumente, ähnlich denen zu einem Jungfernkuß gehörigen, gefunden hat. Endlich hatte ein Gemach, mit einer Blende zum Schlafen, und einem steinernen Abtritt offenbar den Zweck, einem Gefangenen zum Aufenthalt zu dienen. Außerdem hat man noch Fetzen von einer schwarzen Wandtapete, einige morsche Stücken von einem Gerüste, und manche andere Sachen gefunden, die auf eine hier gehaltene peinliche Gerichtssitzung hindeuten. Das Schloß, unter dem diese Kammern befindlich sind, ist erst zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut worden; früher stand hier vielleicht ein Kloster, dessen Aebte Freigrafen waren: in jedem Fall aber hatten diese schauerlichen Kammern eine blutige Bestimmung.

Die Säle und Zimmer des Schlosses verdienen wegen ihrer altmodigen Pracht gesehen zu werden, die, besonders in den sogenannten goldenen Gewölben, wirklich verschwendet ist. Unter der ansehenlichen Menge der hier befindlichen Gemälde ist nichts, was einen Anspruch auf vorzüglichen Kunstwerth machen könnte. Seines Alterthums wegen merkwürdig ist, ein in der äußeren Schloßmauer eingemauertes steinernes Bild eines Priesters mit einem Beile, das noch aus den frühesten Zeiten der Deutschen Kunst herstammet.

Den ersten heitern Morgen meines hiesigen Aufenthalts benutzte ich zu einer Wanderung nach

den Schloßruinen, und trat den Weg dahin noch lange vor Sonnenaufgang an. Ich verschmähete es, einen Führer mitzunehmen, weil ich mir den angenehmen Spaziergang nicht durch eine fade Gesellschaft verkümmern wollte; indessen hatte dieß für mich die Folge, daß ich mich meinen Gedanken zu sehr überließ und darüber den Weg verlohr. Anfangs machte mir dieser Zufall wenig Sorgen; denn ich glaubte es sey hinreichend, ununterbrochen aufwärts zu steigen, um mein Ziel sicher zu erreichen; allein ich hatte mich verrechnet. Je höher ich stieg, je unwegsamer wurde der Pfad, der sich endlich in ein Dickicht verlohr, aus dem ich nur mit Mühe und Gefahr, mir über eine schroffe Felsenwand einen Ausweg bahnte. Nachdem ich drei Stunden, ohne die Trümmer erreicht zu haben, gewandert war, fieng mein Magen mich ungestühm um seine Befriedigung zu mahnen an: doch woher Brod in der Wüste nehmen? Der Zufall, wenn nicht irgend eine guthmüthige Fee, hatte für die Stillung meines Hungers gesorgt. Ich fand an einem Felsenabhange eine große Menge Erdbeeren, die dicht beisammen standen. Zwar war die Art, mit der ich dazu gelangte, etwas halsbrechend, denn sie standen unmittelbar an dem Rande eines schauderhaften Abgrundes, und um sie zu erreichen, mußte ich mich mit der einen Hand an dem Ast eines Strauches halten, während ich sie mit der anderen pflückte; doch eben dadurch, daß ich mir

das Mahl mit Mühe und Gefahr erwarb, wurde es mir doppelt wohlschmeckend. Gestärkt durch dieses frugale Frühstück, setzte ich meinen Weg fort, und erreichte endlich, nach einem fünfstündigen Steigen, die Burgtrümmer, zu denen ich auf geradem Wege bequem in einer Stunde hätte gelangen können.

Diese ehrwürdigen Reste haben einen erhabenen Charakter, und gehören zu den schönsten Ruinen in Deutschland. Die vier Geschoß hohen Mauern stehen beinahe noch ganz unversehrt; doch in dem Inneren, zu dem vier gewaltige Thore führen, ist alles bis auf den Grund verwüstet, und auch nicht ein einziges erhaltenes Gemach mehr vorhanden. Das schauerliche Dunkel der Waldnacht, das diese öde Mauern umgibt, und die aus dem Schutt gewachsenen Ahornbäume, deren Aeste aus den Fensterlöchern herausragen, machen einen schwermüthigen Eindruck, und die versunkenen Hallen scheinen über die Gräuel einer rohen Vergangenheit zu klagen, die so viel Herrliches in Trümmer warf. Eine noch wohlerhaltene Thurmähnliche Rundung, die durch alle Stockwerke bis in die Tiefe gehet, und zu der mehrere kleine Thüren führen, ohne daß die Spur einer Treppe sichtbar ist, brachte mich auf den Gedanken: ob dieß nicht vielleicht eine Versenkung gewesen sey, ähnlich der, die in dem neuen Schloß an den unterirdischen Kammern vorhanden ist?

Vielleicht entdeckte man, wenn man hier nachgraben wollte, ähnliche Gemächer, welches zu einem Aufschluß über ihre Bestimmung führen könnte.

Hinter den Ruinen erhebt sich der Berg noch zu einer ansehnlichen Höhe, und ist mit einer kahlen Felsenspitze gekrönt, zu der einige hundert Stufen führen. Auf dem höchsten Punkte des Felsens ist ein Belvedere, zwar nur höchst einfach, aber mit bequemen Sitzen versehen. Hier ruhete ich von dem beschwerlichen Steigen aus. Die Aussicht von diesem Standpunkte auf die reizenden Umgebungen von Baden, über die bedeutenden Berge, in die furchtbaren Schluften und Abgründe, nach dem wilden Murchthal, in die lachende Rheinebne und nach den fernen Vogesen, will gesehen, aber nicht beschrieben seyn. Ich wenigstens fühle meine Kräfte unzureichend, Dir eine Darstellung davon zu geben, die diesem großen Naturgemälde entspräche. Hier genoß ich einen der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Mein Blick erging sich in der mit wundervollem Reiz geschmückten Landschaft, und schweifte wonnetrunken über die unermeßlichen Gefilde, die sich in dem Zauberlichte der Morgenbeleuchtung nach allen Seiten hin ausdehnten. Die Erinnerung an eine traurige Vergangenheit, so wie die Gedanken an eine dunkle, ungewisse Zukunft, waren in meiner Seele verlöscht, und ich überließ mich so ganz und innig den süßen, beglückenden Eindrücken der Gegenwart, daß ich alle

quälenden Verhältnisse des Lebens, bis auf das schwächste Andenken daran, vergaß. So in die Ferne schauend, und mich meinen Empfindungen hingebend, bemerkte ich es lange nicht, daß sich der Abgrund zu meinen Füßen, und das Thal, in dem Baden liegt, ganz mit Wolken verhüllt hatten. Diese Erscheinung war mir neu, und ich wurde davon auf eine wunderbare, doch angenehme Weßie ergriffen. Du, der nie einen hohen Berg bestieg, hast keine Vorstellung von der Wirkung, die der Anblick von einem über die Wolken erhabenen Standpunkt in eine ferne Landschaft macht, während die näheren Gegenstände von einem Nebelmeer dicht verhüllt sind. Man vergißt die menschliche Gebrechlichkeiten dabei, und glaubt höheren Regionen anzugehören. Eine Stunde lang schwelgte ich in diesem Genusse, denn stiegen die Wolken höher und ich befand mich im Kurzen so von ihnen eingehüllt, daß ich bis auf die Haut naß wurde. Dieses hielt mich nicht ab noch in einen Abgrund hinabzusteigen, und die sonderbare Bildung der Felsen zu betrachten, die aus vollkommen abgerundeten, zusammengesetzten Riesenpfeilern zu bestehen scheinen. Dergleichen Formen sind mir an Sandsteinfelsen noch nicht vorgekommen; sie nehmen sich höchst seltsam aus. Mein Bemühen, mich ihnen ganz zu nahen, war vergeblich, da die Bergwand zu schroff abschüssig war, und der Versuch, diese zu erklimmen lief, so unglücklich ab, daß ich von einer

Höhe herabstürzte, und in einen Heidelbeerbusch fiel; wobei ich nicht nur eine Wunde an der Lende davon trug, von der mir das Blut durch die Beinkleider sickerte, sondern mir auch Kleider, Hände und Gesicht mit den reifen Heidelbeeren beschmutzte. Mehr noch wie meine Wunde mich schmerzte, mit der es übrigens so gar viel nicht auf sich hatte, verdroß mich die unfreiwillige Malerei, die mir das Ansehen gab, als wenn ich einem Farbenkessel zu nahe gekommen wäre. So sollte ich nun durch die Stadt nach Hause gehen? ich mußte einen Auflauf der Gassenbuben fürchten! Doch meine Verlegenheit sollte aufs Aeußerste getrieben werden. Ich ging, ziemlich ermüdet, auf dem nächsten gebahnten Wege nach Hause, und überlegte, wie ich wohl am Unbemerktesten nach meinem Gasthofe kommen könnte, als ich ohnfern dem Ausgange des Waldes, an einer Stelle, wo es unmöglich war aus dem Wege zu biegen, einen alten Herrn sitzen sahe, der nicht wenig über meine bunte Figur erstaunet schien. Da er mich einmal gesehen hatte, so hielt ich es für das Beste, mich neben ihn zu setzen, und ihn mit meinem Unfall bekannt zu machen. Ich wurde aber so überrascht als beschämt, da ich in dem Manne den Geheimen-Rath Jung-Stilling erkannte. Drolligt genug muß ich ausgesehen haben, da selbst dieser ehrwürdige Greis sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, das sich aber in eine lebhafte Theilnahme verwandelte,

als er bemerkte, daß ich mich im Fallen verletzt hatte. Mir gelang es ein Gespräch in den Gang zu bringen, das eine seiner Lieblings-Meinungen betraf, und da ich ihm überdem von einer sehr großen Verehrerin von ihm, die meine Verwandte ist, Nachricht geben konnte, so hatten wir beide bald meine unanständige Figur vergessen. Aber ein neckender Dämon schien heute sein Spiel mit mir zu treiben, denn als wir gerade in der besten Unterhaltung waren, kamen drei Frauenzimmer, wovon eine im Matronenalter und zwei reizende Mädchen waren, und setzten sich zu uns. Vergebens strebten die jungen Schönen ihr Lachen über meinen Anblick zu verbergen; meine Beschämung machte natürlich meine Gestalt noch lächerlicher; am Ende stimmten auch die Alten mit ein, und ohne uns gegenseitig zu kennen, lachten wir uns mit einander herzlich satt. Diesem Zufall habe ich eine anziehende Bekanntschaft zu danken, die die Freuden meines hiesigen Aufenthalts bedeutend erhöhet.

Die Ruinen von Eberſteinburg, die ich auch von Baden aus besuchte, gaben mir Veranlassung zu einer Berichtigung. Man behauptet nämlich, diese Burg sey auf einen Cyklopenbau gegründet. Ich habe die in Italien und Griechenland befindlichen Cyklopenbaue nicht gesehen, aber stets meine besondere Gedanken bei den Beschreibungen davon gehabt. Sollte jenes Gigantenvolk, wenn es wirklich einst lebte, so ganz mit Stumpf und

Stiel untergegangen seyn, ohne von seinem Daseyn etwas mehr als jene zweifelhaften Trümmer zu hinterlassen? Was man bei der Ebersteinburg Cyklopenbau zu nennen beliebt, sind nichts mehr und nichts weniger als ziemlich regelmäßige Risse in dem Felsen, die wahrscheinlich einmal durch ein Erdbeben entstanden sind. Es ist wahr, sie sehen bis zur höchsten Täuschung so aus, als wenn Werkstücke, von dreißig bis vierzig Fuß Länge, auf einander gemauert wären; aber wenn man genauer untersucht, findet man auch so unregelmäßig gebrochene Risse, daß eine starke Einbildungskraft erfordert wird, um das Ganze für ein Werk von Menschenhänden zu halten. Könnte es mit den Cyklopenbauten, auf die die Römer ihre Gebäude gründeten, nicht derselbe Fall seyn?

Meinem Urtheil nach sind die Ruinen von Ebersteinburg unter allen Umgebungen von Baden, in Hinsicht der umfassenden großen Aussicht, der vortheilhafteste Standpunkt. Ich übersah von hier aus die malerische Wildniß des Murgthals, mit seinen schauerlichen Felsklüften und Abgründen, und mit dem zauberisch wechselnden Farbenspiel der hellen Matten und dunkeln Wälder. Licht und Schatten wechselten in einer so wunderbaren Mannigfaltigkeit, daß es auch dem geschicktesten Landschaftsmaler unmöglich gewesen seyn dürfte, eine treue Kopie davon zu entwerfen. Auf der andern Seite überblickte ich die ganze große Ebne

von Kehl bis Lauterburg, in dem hohen Schmuck ihrer Fruchtbarkeit, mit allen ihren tausend Landsitzen und Dörfern, in der vortheilhaften Beleuchtung eines heitern Sommertages. Der schimmernde Rhein durchströmt die anmuthige Fluren in weiten Bogen, mit seinen majestätischen Fluten, tausend Silberbäche fließen unter dem Schatten der Obstbäume in Mäanderischen Krümmungen, gleich als werde es ihnen schwer, ihre freundliche Heimath zu verlassen, seinem mächtigen Strome zu, und durchschneiden auf ihrem Wege die gelblichten Heerstraßen, deren einförmige Linien sich in unabsehbarer Ferne verlieren. Der Aether war so dunstfrei, daß auch weitentfernte Gegenstände sich in den deutlichsten Umrissen zeigten; selbst der gekrümmte Rücken der Vogesen war in der klaren Luft mit allen seinen Vertiefungen und Erhöhungen sichtbar. In dieser herrlichen Ansicht kann aber nur der Schwindelfreie schwelgen; denn um einen freien Ueberblick in die Landschaft zu genießen, muß man in die Fensterhöhlungen steigen, die unmittelbar über unermeßlichen Abgründen stehen. Da man sich hier mit den Händen an nichts anhalten kann, so ist der Standpunkt für einen, der mit dem Schwindel behaftet ist, höchst gefährlich. Der Zugang zu diesen interessanten Trümmern bestehet in einer ziemlich wandelbaren, über eine schauderhafte Tiefe schwebenden, Treppe, deren Gefährlichkeit jedem Furchtsamen den Besuch der Ruinen verleidet.

Der Felsen, auf dessen äußerster Spitze, nach dem Rheinthale zu, die Burg steht, ist ein grauer Sandstein, der durch irgend eine Natur-Revolution zerborsten und zerschellet ist. Einzelne große kubische und Kegelförmige Massen, die noch auf seiner Scheitel stehen, und von Ferne das Ansehen von Gebäuden haben, beweisen, daß er einst weit höher war, und durch eine Erderschütterung zusammen gestürzt ist.

Eine Gesellschaft lud mich an einem Nachmittage zu einem Spaziergange ein, um die Holzflößen mit dem zum Bedarf der Stadt erforderlichen Brennholz ankommen zu sehen. Schon der Sonderbarkeit wegen nahm ich die Einladung an, denn es schien mir fast lächerlich, auf einem Flüßchen, von beinahe drei Fuß Tiefe, und von unbeträchtlicher Breite, die man mit einem sichern Pferde bequem überspringen kann, Holz zu flößen; indessen die Sache geht vortrefflich, wie ich mich überzeuget habe, und der Klafter Brennholz, wovon die Hälfte hartes, kostet in Baden nicht mehr wie drei Gulden. Um die Flößerei mit anzusehen, gingen wir bis nach dem eine Stunde von Baden entfernten Kloster Lichtenthal. Auf diesem Wege hat sich der berühmte Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, ein Denkmahl gestiftet, das sein Andenken bei den diesen Badeort besuchenden Kurgästen in dankbarer Erinnerung erhält. Er hat nämlich eine Eichenallee pflanzen lassen, die

einen der anmuthigsten Spaziergänge der Gegend ausmachet. Wackrer Held, Eichen, Sinnbilder der Kraft, mußtest Du pflanzen; denn Du warst selbst eine Eiche, die unserm Deutschland Schutz und Schatten gab!

In Lichtenthal ruheten wir unter dem Schatten einer Linde, deren in Urkunden schon vor zweihundert Jahren, als eines starken Baumes, gedacht wurde. Sie misset über 18 Schuhe Rheinl. im Umfange. Da das Holz noch nicht angekommen war, So beschlossen wir das Kloster zu besehen. Bei dem Hineingehen begegneten wir der Aebtissin, dem Pater Prediger und einigen Nonnen, die im Begriff waren, einen kurzen Spazirgang zu machen. Sämmtlich waren sie von der Last eines hohen Alters gedrückt, und konnten nur am Stabe mit wankenden Schritten fortschleichen. Wie rührend sprachen mich diese greisen Gestalten an, in deren faltenvollen Gesichtern ich die Geschichte ihres langen, freudenleeren Lebens zu lesen glaubte! Ihr Armen, welche Kämpfe muß es Euch gekostet haben, bis Ihr das Herz zu der kalten Ruhe gewöhntet, in der es matt und ruhig dem Tode entgegen klopfet! An Eurer Brust ruhte kein liebender Gatte; auf Eurem Schooße spielten keine blühenden Kinder; und wenn Euch einst der Friedensengel von Eurer mühseligen Pilgerfahrt abruft, drückt keine sanfte Hand eines theuren Angehörigen Euer gebrochnes Auge zu! O, es ist doch schrecklich, in der Welt so

ganz allein zu stehen, und durch kein süßes Band an die Menschheit gefesselt zu seyn! Wie grauenvoll muß solchen Greisen ihr Alter, wie öde ihnen ihr Leben seyn! Sie leben ohne Theilnahme an der Welt, denn diese weiß nichts von ihnen, und sie wissen nichts von ihr; sie sterben und sind vergessen, und keine Thräne der Liebe und des Dankes rinnet auf ihr Grab. Nein, daß die Klöster aufgehoben werden, ist die Pflicht der Regierungen, denn diese Institute sind dem Wohle der Menschheit nachtheilig, und manches zum Glück und zu nützlicher Thätigkeit bestimmte Leben, ging hinter ihren Mauern, in fruchtloser Reue, in unsäglichem Jammer unter. Aber Grausamkeit ist es dagegen, die hilflosen Geschöpfe, die einmal darin alt geworden sind, so rücksichtlos in das ihnen fremd gewordene Leben hinaus zu stoßen. Was sollen diese Verlassenen in der Welt, wo ihnen alles unheimlich und fremd ist, und wo sie in ungewohnten Verhältnissen zehnmal unglücklicher sind, als in ihrer einsamen Zelle? Gönnet, ihr Fürsten, es ihnen doch, ihr armseliges Restchen Pflanzenleben an der Stelle zuzubringen, wo sie alle ihre unzähligen Thränen geweinet, wo sie mit ihrem Herzen gekämpft und ihren Gefühlen den schweren Sieg abgerungen haben; und wo sie wenigstens vor dem Spott derer, die die namenlosen Qualen ihres Daseyns nie begriffen, sicher, einsam und ungestört trauren können. Wie viele dieser Un-

glücklichen, die durch die Habsucht Plusmachender Staatswirte ihre Freistatt verlohren haben, irren verlassen umher, und tragen ihr Elend zur Schau!

Die Klosterkirche, ist läppisch und geschmacklos verzieret, und mit einem lächerlichen Putz überladen, auf den die frommen Jungfrauen einen großen Werth zu setzen scheinen. Die Gläubigen werden hier durch die Gerippe der Heiligen Pius und Benedict erbauet, die in rothsammentnen Gewändern mit Gold verbrämt auf Altären sitzen. Die Augenhöhlen und Nasenlöcher dieser Knochenmänner sind mit goldnen Tressen verklebt, die Rippen mit dergleichen Spangen umwunden, und an den Fingerknochen blitzen Steinringe. Die Frauenzimmer haben sonst in der Regel einen mehr geläuterten Geschmack wie wir: woher kömmt es wohl, daß die Nonnenkirchen, beinahe ohne alle Ausnahme, so kindisch und fratzenhaft verzieret sind? Ich wenigstens habe noch keine Nonnenkirche, von der in Danzig, mit ihrem zinnoberrothen Altar ab, bis zu der in Lichtenthal gesehen, die nicht mit dem jämmerlichsten Flitterputz entstellt gewesen wäre. In dieser Kirche, und in der ohnfern davon liegenden, bei weitem älteren Grabkapelle, befinden sich mehrere Grabmähler aus dem 13, 14 und 15ten Jahrhundert, die in so fern des Besehens wohl werth sind, als man davon einen Begriff von dem Styl jener fernen Zeiten erhält.

Die Lage des Klosters ist ganz seiner Bestim-

mung entsprechend. Es liegt in einem stillen, freundlichen, von hohen Bergen eingeschloßnen Thal, von dem klaren Oelbache umflossen, der sich hinter den Wirtschaftsgebäuden um eine senkrecht herabgehende Felsenwand von rothem Gestein windet, und daselbst einen ansehnlichen Wasserfall bildet. Der Felsen thürmet sich dicht hinter dem Kloster empor, und trägt auf seiner Scheitel einen schattigen Tannenwald, zu dem sich ein schroffer, in den Stein ausgehauener Pfad hinauf windet.

Der Merkuriusberg ist wegen seiner Thon- und Steingruben, wegen seiner schauerlichen Klüfte, und wegen eines dem Merkur geweiheten Altars aus den Römerzeiten merkwürdig. Der Weg dahin führet durch die sogenannte Seufzerallee, denn durch ein enges romantisches Thal, in welchem ein einzeln stehender Felsen, unter dem Namen der Teufelskanzel, bemerkenswerth ist, und gehet dann aufwärts, durch einen schauerlichen Wald, in dem noch fern von der größten Höhe des Berges, der Altar von Marmor und eine Bildsäule des Merkur, beide von roher Arbeit, ohne allen Kunstwerth, stehen. Man hat von diesem Berge, der der höchste der Gegend ist, keine umfassende Aussicht, da er allenthalben mit Holz bestanden ist.

Die Teufelskanzel ist im Revolutionskriege durch eine blutige Begebenheit bekannt geworden, bei der die Franzosen Wunder von Tapferkeit be-

wiesen haben. Die Oestreicher hatten nämlich auf diesem, von drei Seiten senkrecht abgeschnittenen Felsen eine Batterie errichtet, um den Eingang des Murgthals gegen das Andringen der Franzosen zu vertheidigen. Dieser Paß wurde für unnehmbar gehalten; demohngeachtet erstürmten ihn die Franzosen und nahmen die Batterie. Wäre diese Begebenheit nicht in unsern Tagen geschehen, so müßte man sie für eine Fabel halten; denn es scheint unbegreiflich, daß dieser Felsen erobert werden konnte. Es blieben dabei aber auch von beiden Seiten über 600 Mann.

Den Namen hat dieser Felsen von einer Legende erhalten, nach welcher der Teufel ihn hieher gesetzet, und darauf gepredigt haben soll. In dem Murgthale ist ein ähnlicher, doch größerer Felsen, den sich ein Engel, um darauf zu predigen, hingestellt hat. Da er mehr Zuhörer hatte wie der Teufel, so legte dieser die Teufelsmühlen an, Klüfte, in denen sich der Wind bricht, und ein summendes Geräusch verursachet. Der hierüber aufgebrachte Engel verbannte ihn nun in das Teufelsbett, eine schauerliche Schluft, die sich gleichfalls im Murgthal befindet.

Es giebt um Baden so viele herrliche Umgebungen, daß man wohl ein Jahr lang damit zubringen könnte, um sie alle kennen zu lernen. Vor allen zeichnen sich das Murgthal, das Gerolsauerthal, das Jesuitenschlößchen, das Jägerhaus, der

Yberg und die Herrenwiese aus. Letztere ist einer der höchsten Punkte des Schwarzwaldes; der Weg dahin ist rauh, die Vegetation höret auf der Höhe beinahe ganz auf, und ich fand sogar in einer Schluft noch ungeschmolzenen Schnee. Die Aussicht ist nicht so umfassend, als man es der ansehnlichen Höhe nach glauben sollte.

Nun noch etwas von Baden selbst.

Der leidige Krieg verhindert das Ankommen der Fremden, es sind nur noch wenige Badegäste hier, und die Gastwirte gerathen beinahe in Verzweiflung. Doch sind die Equipagen des Königes von Baiern, des Großherzoglich Badischen Hofes und mehrerer Fürstlichen Personen schon eingetroffen, und man erwartet, daß mit Ankunft dieser Herrschaften sich auch die Anzahl der übrigen Fremden vermehren wird. Die Lebensmittel sind hier sehr gut, und die Getränke, besonders der Markgräfler und der Affenthaler Wein, vortrefflich. In jedem Fall lebet man hier besser, und nicht theurer, wie in Carlsruhe.

Das Wasser enthält kohlensaures Gas, Eisenoxyd, Schwefelsäure, Salzsäure, Kalkerde, Bittersalzerde, und hat eine Wärme von ohngefähr 40 Grad Reaumur. Es ist äußerlich gebraucht, gegen rheumatische, gichtische und paralitische Krankheiten, ferner gegen verhärtete Geschwülste, Lähmungen und Gliederkrankheiten wirksam. Innerlich hebt es aber Obstructionen, Verhärtungen der Leber,

Schwäche der Eingeweide, Hypochondrie u. dgl. Krankheiten. Es schmeckt schwach gesalzen und nicht unangenehm; man kann es ohne nachtheilige Folgen so warm trinken, wie es von der Quelle kommt. Die Bäder sind bequem eingerichtet, und gut bedienet.

Baden besitzet noch manche Merkwürdigkeiten aus den Römerzeiten, die die Ansiedelung jenes Volkes, in dieser Gegend beweisen. Vorzüglich zeichnet sich ein vollkommen erhaltenes, über einer Quelle gebauetes Dampfbad, von weißem Marmor, aus. Es ist durch die Länge der Zeit, von dem Dampf mit einer gelblichten Kruste überzogen, die man abschlagen muß, um die Marmorquadern, aus denen es bestehet, erkennen zu können. Es ist flach gewölbt, mit Sitzen versehen, und könnte, nach Anwendung unerheblicher Vorrichtungen, noch jetzt als Dampfbad gebraucht werden. Wer die wohlthätigen Wirkungen der russischen Dampfbäder kennet, der muß es bedauern, daß die Mode unsern Aerzten noch nicht gestattet hat, sie bei uns einzuführen. Freilich erfordert die zartere Natur der Deutschen eine größere Vorsicht dabei, als die Russen anwenden; aber man sollte dieses, bei Hautausschlägen, Rheumatismen und Lähmungen so wirksame Mittel nicht verschmähen, an dessen Gebrauch wohl nur ein Vorurtheil hindert, das in der Uebertreibung, mit der man sie in Rußland anwendet, seinen Grund zu haben scheinet.

Die Antiquitätenhalle, die von dem verstorbenen Großherzoge im Jahr 1804, neben dem Dampfbade, in einem antiken Styl erbaut worden ist, enthält mehrere in und bei Baden aufgefundene Römische Alterthümer, unter denen folgende bemerkenswerth sind.

1. Ein Römischer Meilenzeiger.

2. Eine Ara, auf deren vier Seiten Merkur, Neptun, Herkules und Venus, abgebildet sind.

3. Drei Büsten von carrarischem Marmor, vortrefflich gearbeitet. Die eine davon ist wahrscheinlich ein Caracalla.

4. Noch eine Ara, doch weniger gut gearbeitet, wie die erstbemerkte.

5. Ein viereckige Tafel, von ohngefähr drittehalb Schuhe im Quadrat, mit der Inschrift:

M. AURELIO.
ANTONINO.
CAES. IMP. DE
STINATO. IMP.
L. SEPTIMI, SE
VERI. PERTIN
ACIS. AVG. FILI
O. RESP. AQV.

6. Der Kopf einer Bildsäule.

Ferner mehrere Grabsteine, von Sandstein, und einige Götterbilder von gebranntem Thon, ziemlich grob gearbeitet. Es ist zu erwarten, daß diese Sammlung bald bedeutend vergrößert werden

wird; denn der Boden ist noch nicht mit der gehörigen Sorgfalt untersucht, und überall, wo zufällig gegraben wird, trifft man auf Alterthümer.

Bei der Nonnenkirche hat man einen unterirdischen Gang entdeckt, dessen Bauart einen Römischen Ursprung verräth; man hat aber bis jetzt weder seinen Zweck, noch einen Zusammenhang mit irgend einem andern Gebäude ausmitteln können.

Die Stiftskirche zeichnet sich durch zwei gelungene Kopien, eine Himmelfahrt Mariä, nach Guido Reni, und einen heiligen Sebastian, nach Dominichino, beide von einem Badner Meister verfertiget, aus. Die Grabmähler der Markgräfin Otilie, einer Gemahlin Christoph des Ersten, von Metall, in halb erhabner Arbeit, und eines Markgrafen von Baden, der Bischof in Utrecht war, verdienen einer Erwähnung; wie auch die gutgearbeitete Marmorbüste, des letztverstorbenen Fürsten von Waldeck.

Die Liberalität der Regierung, mit der sie für die Bequemlichkeit, und das Vergnügen der Badegäste sorgt, ist einer dankbaren Anerkennung werth. Die Kunststraßen und Spaziergänge werden gut unterhalten, an allen dazu gelegenen Orten, sind Terrassen, Ruhesitze, Lustgänge und andre Verschönerungen angebracht, und noch gegenwärtig ist man mit neuen Anlagen beschäftiget. Durch ein weitläuftiges, geschmackvoll eingerichtetes Promenadehaus, ist auch für die Unterhaltung

der Fremden, im Fall eine ungünstige Witterung eintritt, gesorgt. In einem Saal dieses Hauses, treibt auch ein Buchhändler aus Carlsruhe sein Wesen; er ist aber nur mit Tagesblätter, Flugschriften, und der gewöhnlichen kurzen Waare, an Moderomanen, Taschenbücher und dergleichen versehen. Außerdem giebt es hier weder eine Buchhandlung, noch Leihebibliothek.

Auch ein Theater bestehet in Baden, auf dem gegenwärtig eine wandernde Truppe Vorstellungen giebt. Sie ist nicht ganz schlecht, und immer gut genug, um einen regnigten Abend zu verkürzen; ohnehin da sie sich nicht an großen Stücken wagt, sondern nur solche Darstellungen giebt, denen sie gewachsen ist. Späterhin soll sie du.ch einen Theil der Carlsruher Gesellschaft ersetzt werden.

Vierzehnter Brief.

Eintritt in die Schweiz. — Nachträgliche Bemerkungen über Baden. — Plünderung meines Bedienten durch Oestreichische Soldaten. — Freiburg. — Schöne Lage dieser Stadt. — Der Münster. — Stimmung der Einwohner. — Verewigung einer wohlthatigen Handlung. — Umgebungen von Basel. — Bauart der Stadt — Der Münster. — Die Bibiliothek. — Holbeins Gemälde. — Geschichte einiger derselben.

Basel.

Endlich stehe ich am Eingange des Landes der Verheißung, wohin so oft des Knaben glühender Wunsch, des Jünglinges heiße Sehnsucht strebte, wenn ich von Millers vortrefflicher Geschichte begeistert, die unsterblichen Thaten der kraftvollen, tugendhaften Helvetier bewunderte; wenn meine Phantasie von Hallers Gesängen, von Mathisons und Jakobis Schilderungen aufgeregt, die Wunder der Natur mir vor die Seele zauberte, die hier noch jeden, der sie sah, mit Entzücken erfüllten. Ich stehe hier in gespannter Erwartung, und lege mir die Frage vor: werden die riesenhaften Vorstellungen, die ich mir von diesem hochgefeierten Lande machte, erfüllet, oder übertroffen werden; oder bleibt vielleicht die Wirklichkeit hinter meiner Idee zurück? Du siehest, mein Freund,

ich bin auf gutem Wege mir mein Vergnügen zu verkümmern; denn wer Reflectionen über einen zu hoffenden Genuß macht, der bringt sich selbst um den schönsten Theil davon; doch sey deshalb ohne Sorgen: mein leicht reizbares Gefühl, reißt mich nur zu schnell hin, als daß ich kalten Ueberlegungen, und Vergleichungen Raum geben könnte. Was mich jetzt so prosaisch stimmt, ist ein heftiger Regen, der mich am Ausgehen hindert; ich wende die müßige Zeit zur Fortsetzung meines Reiseberichts an.

Zuerst einige nachträgliche Bemerkungen über das Badische Land überhaupt. Baden ist ein Paradies, in welchem es an nichts fehlt, was seine Bewohner reich, froh und glücklich machen kann; ein mildes Klima, ein ergiebiger Boden, Ackerbau, Wein- und Obstbau, fruchtbare Wiesen, herrliches Brenn- und Zimmer-Holz, schiffbare Flüsse; mit einem Wort, alles, was der Mensch zu seinem Unterhalt bedarf, ist in dem reichsten Ueberfluß vorhanden, und dennoch sind die Bewohner dieses Landes, der Mehrzahl nach, arm und unglücklich. Daß die landwirtschaftliche Kultur im Abnehmen ist, siehet jeder, der auch nur eine oberflächliche Kenntniß vom Landbau besitzt, beim ersten Blick. Verflossene Gräben und Kanäle, schlecht bearbeitete Aecker, fehlende Einfriedigungen, verfallene Wirtschaftsgebäude, mageres Vieh, abgetriebene Pferde, wurde ich allenthalben gewahr, und oft ward ich auf meinen Wege, durch den Anblick des tiefsten

Elendes erschüttert. Die Ursache davon kann unmöglich in den Kriegeslasten liegen, die dieses Land zu tragen gehabt hat; denn das weniger fruchtbare nördliche Deutschland ist davon, besonders was die letzten Jahre belangt, weit härter betroffen worden, und doch siehet man den Laudbau dort nirgends so im Verfall wie hier. Bei der zahlreichen Bevölkerung, und der früheren hohen Kulturstufe der Provinzen, die gegenwärtig das Großherzogthum Baden ausmachen, ist dieses Sinken des Wohlstandes ein Räthsel, dessen Lösung eine würdige Aufgabe für unsere Staatswirte wäre. Prellende und grobe Gastwirte, habe ich noch in keinem Lande so häufig angetroffen, wie im Badischen; sie vermindern das Vergnügen des Reisens in diesen reizenden Gegenden, und es gehört ein großer Vorrath von guter Laune dazu, um über ihre Unverschämtheit nicht die Geduld zu verlieren.

Willst Du einen Badner ärgern, so nenne ihn einen Schwaben, was er doch nach der älteren Kreiseintheilung von Deutschland ohnstreitig ist. Nur die Würtemberger werden hier zu Lande Schwaben genannt; die Badner halten sich für klüger und besser wie jene, und wissen so gut von Schwabenstreichen zu erzählen, wie die Norddeutschen.

Auf dem Wege von Offenburg nach Emmedingen, traf ich einen muntern Burschen, den ich im Scherz fragte: ob er mich auf meiner Reise nach der Schweiz, als Bedienter begleiten wolle? und

wider mein Erwarten nahm er den Antrag für Ernst auf, und war dazu entschlossen. Obgleich es nun wohl gegen alle Regeln der Klugheit ist, auf einer Reise einen unbekannten Menschen, noch dazu ohne alle Zeugnisse seines Wohlverhaltens, in Dienste zu nehmen, so wagte ich es doch, da ich auf meiner Pilgerfahrt zuweilen das Bedürfniß fühle, Jemanden um mich zu haben, der einigen Antheil an mir nimmt. Es giebt Augenblicke, in denen mir die Einsamkeit unerträglich wird, und wo ich mich ganz verlassen glaube; an diese dachte ich; sie bestimmten mich ihn anzunehmen, und statt der Zeugnisse, traute ich der Empfehlung, die ihm die Natur in sein offnes, harmloses Gesicht geschrieben hatte Er bedang sich es aus, Abschied von seiner Mutter zu nehmen, die in einem nahen Städtchen wohnte, dann wollte er einen Paß von dem Policeybürgermeister fordern, und mir des andern Morgens nach Emmedingen folgen, wo ich ihn zu erwarten beschloß.

In Emmedingen, wo ich ziemlich spät ankam, versagte man mir ein Nachtlager, da man, weil ich dem Wagen voran gegangen war, vermuthete, daß ich zu Fuß reise. Ich dächte jetzt, wo es unmöglich ist eine Meile weit ohne Paß zu reisen, wäre es einmal Zeit, daß das Vorurtheil gegen Fußreisende aufhörete; doch noch immer stellt man Fußgänger und Bettler in eine Klasse. Der Wirt besann sich indessen, nachdem er mich von Kopf bis

zu Fuß gemustert hatte, eines Andern, und erlaubte mir in der Gaststube zu nächtigen. Endlich kam mein Hauderer an, und nun bemächtigte man sich sogleich meines Koffers, den man in ein besonderes Zimmer trug, und mich bat zu folgen. Mich belustigte die Verlegenheit des Wirts, als ich erklärte, in der Gaststube bleiben, und auf einem Stuhle schlafen zu wollen, obwohl er mich nicht wenig außer Fassung gesetzt haben würde, wenn er mich beim Wort genommen hätte. Doch das fiel ihm nicht ein, er bat demüthig um Verzeihung, daß er mich nicht gekannt hätte, — als ob er mich jetzt besser kannte! — und drang mir ein anständiges Schlafzimmer auf.

Mein neu angenommener Bedienter erschien den andern Morgen mit weinenden Augen, und klagte, daß ihn einige Oestreichische Soldaten seiner sämmtlichen Habseeligkeiten, die er zur Reise mitgenommen hatte, beraubet hätten. Selbst die Stiefeln hatten sie ihm von den Füßen gezogen, und außerdem war der Arme, der sich seiner Haut wehren wollte, gemißhandlt worden. Mir blieb nichts übrig, als den Burschen für seinen Verlust zu entschädigen, und ihm die nöthige Wäsche und Kleidungsstücke anzuschaffen, was mir eine nicht ganz unbedeutende Ausgabe machte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß das Oestreichische Militair bei dem gegenwärtigen Durchmarsch sich häufig dergleichen Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen

läßt, ja es hielt sogar schwer einen Hauderer zu finden, der mich nach Freiburg brachte, denn es hatten ohnlängst mehrere ihre Pferde durch das Militair verlohren.

Freiburg verdient sowohl ihrer Lage, als ihrer Bauart, nach eine schöne Stadt genannt zu werden, und übertrifft in beiden das oftbelobte Heidelberg bei weitem. Die Häuser sind dauerhaft, bequem und zierlich gebauet, und die mehresten davon einer Residenzstadt würdig; die Straßen sind gerade, breit und viele von kleinen klaren Bächen durchflossen, die die Luft reinigen, und eine angenehme Kühlung verbreiten, und an öffentlichen Plätzen fehlt es auch nicht. Ihre Lage aber ist so entzückend, wie die reichste Phantasie sie sich kaum denken kann. Eine der anmuthigsten Ebnen, mit allen Reizen der höchsten Fruchtbarkeit, einer starken Bevölkerung, und des fleißigsten Anbaues geschmückt, breitet sich längs den Ufern des Rheins aus, bis nach den fernen Vogesen. Sie wird von sanften Hügelgruppen, die entweder mit Reben bepflanzt, oder mit Landhöfen besetzt sind, öfter unterbrochen, und von einer unzählbaren Menge von Flüssen und Bächen durchströmt, die der Landschaft ein munteres, schimmerndes Leben geben. In dieser Ebne, da wo sie nach Osten zu an eine ansehnliche malerisch geformte Bergkette grenzet, liegt Freiburg. Nahe bei der Stadt sind die Berge, bis zu ihrer größten Höhe mit Reben bepflanzt,

fernerhin sind sie mit Wald bestanden, und hie und da werden auf ihren Gipfeln Trümmer von zerstörten Schlössern sichtbar, unter denen sich die der Stammburg der Herzoge von Zäringen durch ihre malerischen Umrisse auszeichnen. Hinter der Stadt, nach der südöstlichen Seite, öffnet sich die Bergkette zu einem engen Thal, das eine paradiesische Anmuth hat, und von einem laut über Kiesel dahinrauschenden Bergstrome in tausend Krümmungen durchströmet wird, der so wohl die Schönheit des Thales erhöhet, als dessen Fruchtbarkeit vermehret. Zahlreiche, in der Nähe der Stadt befindliche, wohlunterhaltene Landhäuser, lassen vermuthen, daß in Freiburg, noch ein gewisser Wohlstand herrschet, der in den übrigen Badischen Ländern anfängt selten zu werden.

Der Münster ist eines der schönsten Denkmähler Altdeutscher Baukunst, und vielleicht, nach der Stephanskirche in Wien, das Vollendetste, was Deutschland in der Art aufzuweisen hat. Der Thurm aber übertrifft, an Zierlichkeit der Form, selbst den berühmten Münsterthurm in Straßburg. Thurm und Kirche sind aus rothem Sandstein erbauet. Wie man noch vor wenig Jahren dergleichen Werke sehen, und behaupten konnte, die Gothische Bauart, wie man damals die Altdeutsche nannte, sey roh und geschmacklos, ist mir unbegreiflich. Wie wohlberechnet stimmt hier alles, vom Kleinsten bis zum Größten, überein; wie kunstvoll ist

alles, bis auf den kleinsten Theil, geschmückt, ohne doch den Eindruck zu stören, den das große Ganze macht. Die Verzierungen sind so mannigfaltig, und in so unzählbarer Menge vorhanden, daß der Blick sie nicht umfassen kann; und doch ist nichts kleinlich oder überladen. Man hat in der neusten Zeit viel Schönes über die, im vorigen Jahrhundert so tief herabgesetzte, Altdeutsche Baukunst gesagt; man hat behauptet, daß sie das Mistische, Uebersinnliche, Gottverwandte der Christlichen Religion ausdrücke; man hat sie eine versteinerte Musik genannt. Viele finden dieses übertrieben; und ich gestehe, auch ich habe nicht einstimmen mögen, in die unbedingten Lobpreisungen der Begeisterten Liebhaber der Architektur des Mittelalters. Aber wahr bleibt es, man wird bei Betrachtung eines solchen Kunstwerks verlegen um Ausdrücke, wenn man es anschaulich darstellen will; denn ein ganz eigner Genius spricht uns aus diesen Kunstschöpfungen an, die mehr wie die antiken und modernen Werke der Baukunst, das Gefühl in Anspruch nehmen. Das Innere dieses herrlichen Tempels, ist nicht weniger schön, und mit anständiger Pracht verzieret. Einige Altargemälde, aus der Deutschen Schule, scheinen Kunstwerth zu haben; des Gottesdienstes wegen, der eben in der Kirche gehalten wurde, konnte ich sie nicht genauer betrachten. Ein in Stein gehauenes Abendmahl, das in einer Seitenkapelle befindlich ist, verdienet wegen seiner gelungenen Arbeit bemerkt zu werden.

Freiburg war bei meiner Anwesenheit stark mit Oestreichischem Militair belegt, das von den Einwohnern, aus alter Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, mit vieler Vorliebe behandelt wurde. Man sehnet sich hier allgemein nach der vorigen Regierung zurück, und hat noch keinesweges die Hoffnung aufgegeben, diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Die daselbst verbreitete Sage von der Aufhebung der Universität, erregt allgemeinen Unwillen, der, wenn der Fall wirklich eintreten sollte, um so gerechter seyn würde, da diese Universität sich ohne alle Zuschüsse aus der Staatskasse, von eigenen Fonds erhält, und da sie die einzige rein katholische Universität für ganz Schwaben ist. Der Plan zur Aufhebung ist zwar wirklich im Werke, allein er findet Hindernisse an dem Hofe zu Stuttgard, der giltige Ansprüche auf mehrere zur Universität gehörige Güter hat.

Ueber dem Stadtthor, durch das der Weg nach Basel führet, hat man die wohlthätige Handlung eines Oestreichischen Dragoners, der ein geborner Breisgauer war, durch ein mit Wasserfarben an die Mauer geklextes Gemälde verewigen wollen. Wohlthätigkeit gehört bei den Deutschen wohl nicht zu den Seltenheiten, am wenigsten bei Menschen aus den geringeren Ständen, daher war eine dergleichen Verewigung sicher sehr überflüßig; die Art aber wie man sie bewerkstelligen wollte, ist so lächerlich, daß man zur Ehre unseres Volkes die Vertilgung dieser Sudelei wünschen muß.

Unter allen Städten, die am Rhein liegen, von Düsseldorf bis hieher, gebühret, in Hinsicht der anmuthigen Lage, Basel den Preis. Das große hüglichte Thal, das diese Stadt umschließet, pranget mit allen Zeichen des sorgfältigen Anbaues und einer reichen Bevölkerung, und wird von ansehnlichen Bergen eingeschlossen, die sich in den seltsamsten Formen in einem großen Halbzirkel ausbreiten. Der Rhein fließet in einen weitem Bogen durch dieses Amphitheater, und theilet der Landschaft ein freundliches, heiteres Leben mit. Das Liebliche paaret sich in dieser reizenden Gegend auf eine glückliche Weise mit dem Erhabenen, und das lachende Thal, schmiegt sich mit seinen Fluren und Rebenhügeln so sanft an den Kranz von Bergen, der es umgiebt, wie die holde, freundliche Geliebte an den ernsten Mann. Die Berge heben sich von dem Thal abwärts immer höher, bis im fernen Hintergrunde ihre Riesenhäupter in den Wolken verschwimmen. Ihre rauhen Conturen sind gleichsam der Rahmen, der das herrliche Landschaftsgemälde einfasset.

Basel ist eine der finstersten und häßlichsten Städte, die ich noch je gesehen habe; sie hat krumme, enge, dunkle Straßen, die stets bergan oder bergab gehen, altmodige, unbequeme Häuser, und ein ungleiches, schlecht unterhaltnes Pflaster; sie ist gegen ihre schönen Umgebungen verglichen ein Tintenkleck, auf einem Bogen Velinpapier.

Da bekanntlich in dieser Stadt, ein großer Wohlstand vorhanden ist, so läßt sich diese elende Bauart nur aus einer großen Anhänglichkeit an dem Alten erklären, die hier mehr wie an andern Orten herrschend ist. Die Basler halten noch strenge auf die alten, einfachen, republikanischen Sitten, und suchen allen Aufwand durch Verbote und Verordnungen von ihren Mauern entfernt zu halten. So darf kein Bedienter auf einem Wagen hinten aufstehen, selbst wenn er einem Fremden angehört; während des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen darf kein Wagen über die Straße fahren; auch Charten- und Würfelspiel ist des Sonntags verboten, und die Tanzmusik, mit wenigen Ausnahmen, ganz. Diese Beschränkung mag in mancher Hinsicht ihr Gutes haben, doch ist sie, wie man sagt, die Folge eines Pietismus, der hier herrschend ist, und der nicht immer in den Schranken der Mäßigung bleiben soll. Basel stehet in dem Ruf einer großen Orthodoxie, und rühmet sich unter den protestantischen Städten das zu seyn, was Köln unter den katholischen ist.

Der hiesige Münster, ein uraltes Gebäude, ist mehr wegen der darin enthaltenen Denkmähler, als wegen seiner Bauart, merkwürdig. Das Grabmahl der Kaiserin Agnes, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, ist wegen seines Alterthums sehenswerth. Es stehet im Chor, und enthält die Bildsäule der Kaiserin in liegender Stellung, in

dem rohen Geschmack jener Zeiten gearbeitet. Das des Erasmus besteht aus einer einfachen Tafel von braunem Marmor, auf der die Lebensumstände, und Verdienste des großen Mannes eingegraben sind. Außerdem befinden sich noch Gedächtnißtafeln von Oecolampadius, Meyer und andern Schweizer Gelehrten und Reformatoren. Der Saal, in dem das Conzilium gehalten worden ist, hat keine beträchtliche Größe, daher es nicht zu begreifen ist, wie die zahlreiche Versammlung der Väter darin hat Platz finden können. Der Tisch, auf dem die Verhandlungen des Conziliums unterschrieben wurden, ist von den Kosaken bei ihrer letzten Anwesenheit im Befreiungskriege verbrannt worden. Diese wilden Krieger haben auch an den, in den Kreuzgängen befindlichen Grabmählern viel Unfug verübt, und manch' merkwürdiges Stück zerstöret.

Die Stadt- und Universitäts-Bibliothek ist wöchentlich nur einen Tag geöffnet, weshalb sie nur spaarsam benutzt werden kann. Zwar hat der Bibliothekar die Verpflichtung auf sich, sie den Fremden zu öffnen, auch auf Erfordern, den Einheimischen Bücher daraus zu verabfolgen; doch wer mag wohl ohne dringende Nothwendigkeit einen Gelehrten in seinen Arbeiten unterbrechen! Ich wartete die Zeit ab, in der sie für jeden offen war, und wandte mich wegen der Sachen, die ich zu sehen wünschte, an einen Kustos; doch dieser war so wenig bekannt in der Büchersammlung, daß ich nach

allem vergebens fragte, und den Herren Professor Huber selbst belästigen mußte. So sehr ich diesen Mann, dem ich die Empfindlichkeit darüber abmerken konnte, daß er mir wegen der Seltenheiten Rede stehen mußte, auch bedauerte, so konnte ich ihn der Mühe doch nicht überheben; denn eine solche Rücksicht würde mich um die Früchte meiner Reise bringen. Ich fühle zwar sehr gut, wie unangenehm es zuweilen einem Bibliothekar seyn muß, jedem Neugierigen, die unter seinem Beschuß habenden Sehenswürdigkeiten, gleich einem Cicerone aufzuzählen; aber er hat auch den Ersatz dafür, die vielen gelehrten Schätze uneingeschränkt benutzen zu können, und wo eine Universität ist, findet er stets mehrere junge Leute, die, ohne auf eine andere Entschädigung, als den freien Gebrauch der Büchersammlung Anspruch zu machen, ihm gern die Last abnehmen, den Fremden die geforderten Sachen zu zeigen. Gewöhnlich aber sehen die Bibliothekare ihr Amt für eine Pfründe an, mit deren Genuß keine Unbequemlichkeit verbunden seyn soll, und verschmähen selbst diese bequeme Auskunft.

Die Basler Bibliothek ist nicht so ansehnlich, wie ich ihrem Ruf und dem Alter der Universität zufolge vermuthet hätte; auch hat man, vielleicht aus Mangel an Einkünften, es unterlassen, sie hinreichend mit neueren Werken zu vervollständigen; dagegen ist die Sammlung von Handschriften und Inkunabeln nicht gering, und füllet allein ein

nicht kleines Zimmer. Außer den bekannten Sehenswürdigkeiten habe ich hier ein Exemplar der Visionen der heiligen Hildegard gefunden, das mir älter zu seyn scheint, wie das, welches ich auf der Biliothek zu Wiesbaden sahe. Nur fehlen hier die Gemälde, die etwas sehr Wesentliches bei diesem Werke sind, da man ohne sie nicht immer der exaltirten Einbildungskraft der Heiligen folgen kann. Ob diese Visionen nicht im kurzen einen Uebersetzer finden sollten? sie würden eine leckere Kost für unsere Mystiker seyn.

Die neben der Bibliothek, in zwei besondern Zimmern aufgestellten Gemälde von Holbein, haben meine Aufmerksamkeit lange beschäftiget, da sie sämmtlich Hauptstücke dieses Meisters sind. Eine hier befindliche Geißelung, ist so herzzerreißend und mit so ergreifender Wahrheit dargestellt, daß ich zweifle, ob je ein andrer Maler etwas diesem Stücke gleichkommendes geliefert hat. Die unaussprechlich schmerzvolle, duldende Miene des Gegeißelten, reißt unwiderstehlich zum Mitleid hin, so wie die unübertreffbar ausgedrückte teuflische Fühllosigkeit der Geißler, zum höchsten Abscheu empört. Nach ästhetischen Regeln, ist es eigentlich kein würdiger Gegenstand der bildenden Kunst; doch unsere starknervigten Väter, gefielen sich in dergleichen schauderhaften Scenen.

Ein todter Christus wird für eines seiner gelungensten Stücke gehalten. Wahr, bis zum Schau-

verhaften und Gräßlichen, ist dieses Bild. Der Leichnam hat alle Zeichen des Todes an sich, die Glieder sind abgespannt und zusammengesunken, das Fleisch ist gelblicht weiß, und um die Wunden zeigen sich grünlich blaue Ränder, als Spuren der angehenden Verwesung. Es ist unmöglich der Wirklichkeit näher zu kommen, wie es hier geschehen ist; man glaubt den Todtengeruch des verwesenden Leichnams einzuathmen. Da Korrektheit in der Zeichnung, in dem Grade Holbeins Sache nicht war, so würde man die vollkommne Richtigkeit dieses Bildes unbegreiflich finden, wenn man nicht wüßte, daß das Urbild davon, ein im Rhein ertrunkner Jude gewesen wäre.

Zwei Kniestücke, die eine und dieselbe Person, eine Gräfin, doch mit verschiednem Ausdrucke gemalt, darstellen, sind so schätzbar durch ihren Kunstwerth, als merkwürdig durch ihre Geschichte. In dem ersten Stück ist die Gräfin mit einem sanften, lieblichen Madonnengesicht dargestellt eine hinreißende Anmuth stralet aus ihren Blicken, und eine bezaubernde Unschuld ist über ihrem Antlitz ausgegossen. Im zweiten Bilde, das nicht weniger schön ist, ist die Figur zwar dieselbe, mit allen ihren Reizen, doch statt der frommen Unschuld, sprechen ihre Züge unverkennbaren Unwillen und Zorn aus, und ungern scheint sie sich von den Goldstücken zu trennen, die sie aus einem Beutel zählt: Die Geschichte davon ist folgende: Hol-

bein malte die Gräfin auf ihr Verlangen, und wandte allen möglichen Fleiß an, ihrem Konterfei den höchsten Ausdruck von Frömmigkeit zu geben. Dieses war das erste Stück. Der Meister forderte für sein gelungenes Werk sechs Goldstücke, doch das schien der geizigen Gräfin zu viel, und sie nahm ihm das Bild nicht ab. Nun malte er sie zum zweitenmal, mit unwilliger Miene, und dem Geldbeutel in der Hand, hing dieses Bild über seine Hausthüre auf, und schrieb drunter: Lais corinthica. Wollte nun die Dame nicht eine Lais heißen, und in den Ruf des Geizes kommen, so mußte sie sich entschließen dem Künstler beide Bilder abkaufen, und den Preis dafür zu bezahlen, den er selbst darauf setzte.

Ein Abendmahl, sehr brav gemalt, hat nur neun Jünger. Man hat die drei übrigen, die schadhaft geworden waren, statt sie zu retouchiren, abgenommen.

Der Triumph seiner Kunst sind ohnstreitig die hier befindlichen Bilder, die die Passionsgeschichte enthalten. Diese Stücke, sind mit einem bewundrungswürdigen Fleiß ausgearbeitet, und in ihnen scheint der Meister den ganzen Umfang seines Talents erschöpft zu haben. Eine unendliche Menge von Figuren ist auf diesen Tafeln in den mannigfaltigsten Gruppirungen abgebildet; doch keine ist überflüßig da, und die Komposition ist so einsichtsvoll geordnet, daß man nicht aufhören kann, die

darin herrschende Harmonie zu bewundern. Die schönen kraftvollen Köpfe, haben einen lebendigen Ausdruck, der innig zum Gemüthe spricht, und dabei sind sie nach einer so richtig erwognen Abstufung ihres Antheils an der Handlung dargestellt, daß der Blick nicht von den Hauptpersonen abgezogen wird, sondern im Stande ist das Ganze zu fassen, ehe er in die einzelnen Parthien der Gemälde eingehet. An die Zeichnung hat der Künstler viel Fleiß gewandt, auch die Drappirung ist malerischer, als es sonst in seinen Stücken der Fall ist. Das Kolorit aber übertrifft alles, was man an Bildern der Deutschen Schule zu sehen gewohnt ist; die hellen schimmerden Tinten, können nicht wärmer und lebhafter gedacht werden, und alles ist von einer Frische, als wenn es nur eben aus den Händen des Meisters gekommen wäre.

Wüßte man es nicht ohnehin, daß Holbein ein Freund des Erasmus gewesen wäre, so würde man hier auf den Gedanken kommen, da man das Bild dieses Gelehrten mehrmals, und immer mit sichtlicher Liebe, von ihm gemalt findet. Das Bildniß des Doktor Luther, das man für seine Arbeit ausgibt, scheint nicht von ihm zu seyn; wenigstens ist es seiner nicht werth. Noch ist außer manchem andern nicht sehr bedeutenden von diesem Künstler, ein Stück, worin er sich selbst, seine Frau und zwei seiner Kinder gemalt hat. Nach diesem Bilde zu urtheilen, war weder seine Familie

schön, noch seine Ehe glücklich. Wie ganz anders malte der glückliche Familienvater Rubens die Seinigen!

Das Uebrige, was diese Kunst- und Gemäldesammlung enthält, ist nicht von großem Belange, und mehr seltsam als selten. Ich übergehe es, so wie das, was ich hier in ein paar Privatsammlungen gesehen habe, mit Stillschweigen, da meine Sehnsucht nach den Alpen meine Seele so ganz erfüllt, daß ich nur wenig Theilnahme für Gegenstände der Kunst habe.

Fünfzehnter Brief.

Kriegesschaden. — Vernachläßigter Weinbau. — Römische Ruine bei Rheinfelden. — Das Frickthal. — Eigenthümliche Schönheit der Schweizerlandschaften. — Das Schinznacher Thal. — Habsburgs Trümmer. — Königsfelden. — Kirche daselbst. — Reflection über Albrechts Ermordung. — Zelle der Königin Agnes. — Windisch. — Baden. — Der Lederberg. — Zürich. — Der Gasthof zum Raben. — Charakter und Lebensweise der Einwohner von Zürich. — Zurüstungen zur Abreise.

Zürich.

Hätte ich eine freie Wahl des Weges gehabt, so wäre ich nach Bern und Genf gegangen, und hätte von da eine Fußreise durch die Hochgebirge bis zum St. Gotthard gemacht; da mein Freund mir aber geschrieben hatte, ich würde in Zürich Briefe von ihm finden, und mir auch einige Empfehlungen übermacht hatte, die auf Züricher Häuser gestellt waren, so mußte ich dahin meinen Weg nehmen.

Ein ziemlich heftiger Regen machte mir, da ich von Basel abreisete, anfangs die Reise unangenehm. Mein Reisegefährte, der Sohn eines Bürgers zu Schaffhausen, den ich bis nach Baden mitnahm, besaß nicht so viel Unterhaltungsgabe, um mir den Anflug von übler Laune, den mir die unfreundliche Witterung erweckte, zu vertreiben; ich

saß daher in dem verschlossenen Wagen, meinem verstimmten Ich gegenüber, und fieng Grillen. Die in diesen Gegenden sonst so reizende Natur hatte sich mit einem dichten Wolkenschleier verhüllt, und die nächsten Umgebungen des Weges waren nicht dazu geeignet mich froher zu stimmen. Zuerst fielen mir die Verwüstungen auf, die das nach Frankreich gehende Militair in den Feldern verübt hat, und die in der That unglaublich waren. Auf beiden Seiten des Weges war in einer Breite von sechszig Schritten, in die Länge von mehreren Stunden, das Getreide so in den Grund getreten, daß auch nicht eine Sichel angesetzt werden konnte, um es zu ernten. Schwer dürfte den wilden Kriegern wohl die Frage zu beantworten seyn: warum sie die Saaten eines befreundeten Landes verdorben haben? Mangel an Raum konnte es nicht seyn, was sie dazu vermochte, und eben so wenig die schlechte Beschaffenheit des Weges, denn die Heerstraße ist breit und wohl unterhalten. Das Vernichten ist dem Soldaten leider so eigen, daß er selbst dann dem Hange dazu nachgiebt, wenn ihm ein offenbarer Schade dadurch erwächst. Von den Roggen-, Gersten- und Haferfeldern, die hier muthwillig zertreten waren, hätte manches Magazin zur Verpflegung der Truppen gefüllt werden können, die späterhin vielleicht werden Noth leiden müssen. Die Weinberge, die hier von Zeit zu Zeit die Aecker unterbrechen, gaben mir auch Stoff zu Anmerkungen, über

die Nachläßigkeit ihrer Besitzer. Sie waren sämmtlich mit Unkraut verwachsen, auch so wenig unter dem Messer gehalten, daß sie sich wie Hopfen weit über die Pfähle hinaus rankten. Auch im Badischen hatte ich an vielen Orten eine ähnliche Vernachläßigung des Weinbaues bemerkt. Vielleicht ist dieses der Grund, warum in Süddeutschland und in der Schweiz, der Wein um so Vieles schlechter ist, als am Mittelrhein. Zwar sagt man: Klima und Boden machen hier eine andere Behandlungsart der Reben nothwendig, und dieses mag allerdings der Fall seyn; doch offenbare Vernachläßigungen können wohl nicht mit dem Klima und dem Boden entschuldigt werden. Ich war auf gutem Wege, erbauliche Betrachtungen über die Verderbtheit der Menschennatur anzustellen, als mein Unmuth eine andere Richtung erhielt; denn ich machte die Entdeckung, daß mich der Kutscher hintergangen hatte, und nicht den Weg nach Augst, dem alten Augusta Rauracorum, wie ich mit ihm abgemacht hatte, eingeschlagen war. Ich wollte die dort befindlichen zahlreichen Römischen Alterthümer in Augenschein nehmen, deshalb hatte ich ausdrücklich bestimmt, über Augst zu fahren; leider hatte ich es selbst vergessen, denn sonst hätte ich, schon wie wir über die Basler Brücke fuhren, merken können, daß der Hauderer eine andere Straße einschlug. Was war zu machen? zum Umkehren war es zu spät; ich machte meinem Verdruß durch Schmälen auf den

Fuhrmann Luft, und faßte mich denn in Geduld, da mir ohnehin der nun heiter gewordene Himmel alle Lust zum längeren Schmollen verdarb.

An der Brücke zu Rheinfelden stehet, auf einer Felseninsel im Rhein, die schöne Ruine eines Römischen Wartthurms, die sich unvergleichlich ausnimmt. Mehrere große Mauerstücken dieses Thurmes sind in den Rhein gestürzt, wo sie wie Felsenblöcke umher liegen, und dem Wasser Widerstand leisten, ohne daß der Cement, der sie seit achtzehnhundert Jahren zusammenhält, aufgelöset wird. Von der Brücke aus genoß ich das Vergnügen, den Rhein über die vielen spitzen Felsenstücke, die aus seinem flachen Bette hervorragen, laut donnernd hinstürzen zu sehen. Dieser Anblick ist ganz einzig, und nur mit dem vom Sturm empörten Meere, oder mit einer heftigen Brandung desselben zu vergleichen. Die Heftigkeit des Stromes ist hier unbeschreiblich; die Wogen stürzen mit rasendem Ungestühm gegen die Felsen, von denen sie in Schaum aufgelöset zurückprallen, und ein Geräusch, wie das eines Wasserfalles, hervorbringen; die Brücke bewegt sich immerwährend hin und her, und selbst die Felsen im Flusse sind einer beständigen Erschütterung unterworfen.

Bald hinter Rheinfelden wendet sich der Weg rechts vom Rhein ab, dem er sich nur noch einen Augenblick vor Stein nähert, und denn nach dem reizenden Frickthal führet, wo er ununterbrochen

durch die lachendsten Landschaften fortläuft. Es ist nicht Vorurtheil, denn mehrere Reisende haben die Bemerkung gemacht, und ich fand sie bestätiget, daß die Schweizergegenden, auch die größere Natur abgerechnet, etwas Frischeres und Lebhafteres haben, wie die anderer Länder. Die Wälder sind höher und dichter, der Baumschlag reicher und malerischer, die Matten haben ein zarteres Grün, die Früchte einen üppigeren Wuchs, und der Aether eine dunklere Bläue. Diese Beobachtung habe ich zuerst im Frickthal gemacht, und weiterhin gefunden, daß meine Sinne mich nicht täuschten. Die Ansichten des Frickthals sind nicht ausgebreitet, aber ausgezeichnet anmuthig. Ueberall, wohin man den Blick auch wendet, wird er durch eine unendliche Fruchtbarkeit erquickt, und von dem Segen, den die Natur in überreicher Fülle hier ausgegossen hat. Die sorgfältig bearbeiteten Aecker, die wohlunterhaltenen Gebäude, zeigen von dem Reichthum der Landleute; Menschen und Vieh sehen wohlgenährt aus, und die ganze Landschaft ist ein redendes Bild des Wohlstandes. Allmählich verlieret sich der sanfte, liebliche Charakter der Gegend, die Heerstraße erhebet sich zu einer bedeutenden Höhe, und die Landschaft nimmt einen ernsten, erhabenen Styl an, der bisweilen sogar ans Rauhe streift. Doch endlich senkt sich der Weg wieder, und bald öffnet sich die Aussicht in ein Thal, das die Natur absichtlich hinter einer Kette von Bergen versteckt

zu haben scheint, um desto angenehmer damit zu überraschen. Es ist dieses das Schinznacher Thal, das, von der wilden Aar durchströmt, sich vor meinen trunkenen Blicken, in unaussprechlicher Anmuth ausbreitet. Mit welcher unendlichen Mannigfaltigkeit von Reizen, ist dieses Eden ausgeschmückt! Diese bunte Farbenpracht der lachenden Fluren, diese malerischen Baumgruppen, diese unzählbaren Obstbäume und freundlichen Wohnungen begüterter Ackerwirte; welch' ein liebliches Bild des stillen, friedlichen Landlebens geben sie! Und jene ansehnlichen Berghalden, mit satten Rinderheerden bedeckt, und jene dunkeln Waldgebirge, die sie und das Thal umgürten; welch eine bezauberde Abwechselung theilen sie der Landschaft mit! Unter lautem Geräusch windet sich die silberschillernde Aar, mit tausend Schlangenkrümmungen durch das Thal, und bricht sich ungestühm an dem Fuße des Felsens, auf dessen Gipfel die Trümmern der Burg stehen, die einst des großen Rudolphs Wohnsitz war und

„wo seines Stammes Hoheit ausgegangen."

Welch eine Welt voll Gedanken steigt bei dem Anblick dieser heiligen Stätte in meiner Seele auf! Die große Heldenreihe dieses Kaiserhauses, mit allen ihren Thaten, stand lebendig vor mir. Hier wurzelte der mächtige Stamm, der über ein halbes Jahrtausend lang seine Zweige schützend über Europa ausbreitete; hier nahm das Fürstenhaus seinen

Ursprung, dessen Sprößlinge, so viele Zeit hindurch, auf dem ersten Throne der Welt saßen, und von hier ging eine Regentenreihe aus, wie sie die Welt nicht zum zweitenmale sah! Unwillkürlich bog sich mein Knie vor der geweihten Stätte, von der so viel Herrliches ausgegangen ist.

Von Brugg aus besuchte ich das eine Viertelstunde davon belegene ehmalige Kloster Königsfelden. Dieses vormals reiche Kloster stehet gegenwärtig als ein Kammergut unter der unmittelbaren Landeshoheit von Bern, und beinahe alle Klostergebäude sind zum wirtschaftlichen Gebrauche eingerichtet. Ihr Umfang und ihre Größe zeigen, wie reich dieses Stift einst ausgestattet war. Gern würde ich es den Protestantischen Bernern vergeben, daß sie die Zellen zur Wirtschaft benutzen; aber daß sie die herrliche Kirche in einen Speicher verwandelt haben, das ist unverzeihlich. Alle Fenster dieses majestätischen Gebäudes sind ausgebrochen und vermauert, und das Schiff der Kirche ist in mehrere Stockwerke abgetheilet, die zu Vorrathsböden eingerichtet sind. Nur allein der Chor ist verschonet geblieben. Zwar ist er all' seines innern Schmuckes beraubet worden; aber doch pranget er noch mit den herrlich gemalten Glasfenstern, deren Gemälde sich auf den Tod des Kaiser Albrechts, und auf die Geschichte seiner Tochter Agnes beziehen.

Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen durch

die bunten Fenster, als ich diese schauerliche Halle betrat. Das Blut Albrechts schein mir in den rothen Farben der Glaßmalereien zu fließen, und zürnend das bleiche Gesicht der grausamen Agnes auf die Stätte herabzublicken, wo ihr Vater fiel. Ein furchtbares Schweigen herrschte in dem weiten öden Gewölbe, und die melancholische Dämmerung, die der scheidende Tag verbreitete, erhöhete das Grauenvolle dieses merkwürdigen Orts. Mit wehmüthigem Gefühl nahete ich mich der durch eine Erhöhung bezeichneten Stelle, wo der unglückliche Kaiser endete. Hier mußte ein armes Hirtenweib, dem vornehmsten Fürsten der Christenheit, ihren Schooß zum Sterbekissen leihen! auf diesem engen Raum lag nun zusammengekrümmt, unvermögend eine Hand darüber hinauszustrecken, der, für dessen Ehrgeiz seine weiten Länder, nicht Spielraum genug hatten! Wie lehrreich muß diese Stelle für einen Eroberer werden, wenn er sich den Empfindungen überlassen will, die sich ihm, falls noch ein Menschenherz in seiner Brust klopft, hier aufdringen müssen! Welche blutige Warnung hat der ländersüchtige Albrecht den Fürsten hinterlassen; doch vergebens! die Erdengötter verlassen sich auf ihr Glück, denn nicht für jede Ungerechtigkeit ist ein Stahl geschliffen. Zufällig stand auf dieser denkwürdigen Stelle, ein zerbrochener Römischer Aschentopf. Dieser an sich gleichgiltige Umstand gab den ernsten Betrachtungen, denen ich mich hier

überließ, neue Nahrung. Diese unverzierte, einfache Urne faßte wahrscheinlich einst die Asche eines gemeinen Kriegers; sein dunkles Leben ist vergessen, sein Name nicht auf die Nachwelt gekommen, und sein Staub zerstreut. Albrecht wurde mit Kaiserlichem Pompe in Speier bestattet; auch seine Gebeine wurden aus ihrer stillen Gruft geworfen, und rohe Soldaten trieben damit ein frevelhaftes Spiel. Wie gleich sind sich der mächtige Herrscher und der arme Söldner, nach dem Tode! Jener setzte eine halbe Welt in Bewegung, um seine Plane auszuführen; dieser war froh, durch Anstrengung seiner Kräfte, sein armseeliges Leben durchzubringen, und seine Wünsche erstreckten sich vielleicht nicht über eine gute Mahlzeit, oder über eine frohe Schäferstunde hinaus. Verlohnte es, für diesen gelebt zu haben? und war die kurze Spanne Zeit, die jener lebte, der Anstrengungen werth, die gemacht werden mußten, um seinen Willen durchzusetzen? Die Zeit wälzte ihr Riesenrad zermalmend über den Staub des Kaisers, wie über den des armen Söldners, und beide sind nicht mehr! Gäbe es keine Vorsehung, die diesem eine Krone, und jenem einen Bettelsack zuwarf; rüttelte blos der blinde Zufall unsere Loose, so bunt und verschiedenartig durcheinander, so wäre ja das Menschenleben das tollste, zweckloseste Narrenspiel, das gedacht werden könnte! —

Die Thüre, durch die Königin Agnes zur

Kirche ging, ist gerade dem Orte gegenüber, wo ihr Vater sein Leben aushauchte. Diese Fürstin muß in ihrem Schmerze ein Vergnügen gefunden, und mit ihrer Marter ein Spiel getrieben haben; denn sie befand sich stets in der Nähe der Gegenstände, die sie an das unglückliche Ende ihres Vaters erinnerten. Die Gruft, in der Agnes, ihre Mutter Elisabeth, Herzog Leopold, der in der Sempacher Schlacht fiel, und noch drei andere Leichname aus dem Oestreichischen Hause, beigesetzt wurden, befindet sich im Schiff der Kirche, und ist mit einem viereckigten Altar von schwarzem Marmor überbaut. Die Leichen sind aber nicht mehr hier, sondern im Jahr 1770 nach dem Schwäbischen Kloster St. Blasien gebracht, da die Kaiserin Maria Theresia die Gebeine ihrer Vorfahren nicht in einem Protestantischen Lande ruhen lassen wollte.

Die Wohnzelle und das Schlafgemach der Königin Agnes werden noch gezeigt. Das letztere bestehet in einem feuerfesten Gewölbe, und ist mit einer dicken eisernen Thüre versehen; da diese rachsüchtige Fürstin in beständiger Angst lebte, daß die Freunde der auf ihren Befehl Ermordeten das Kloster anzünden möchten. Auch soll ein benachbarter Einsiedler ihr damit gedrohet haben. Einige Geräthschaften, deren sie sich bedienet haben soll, und die man hier aufbewahrte, sind von den Franzosen zertrümmert worden; nur eine Geldkiste wird

noch gezeiget, die aus dem Eichenstamme gemacht worden ist, unter dem Albrecht erschlagen wurde.

Der Vollmond stand schon hoch am Himmel, und beleuchtete mit seinem melancholischen Licht die öden Mauren, die in trauernder Stille dastanden, als ich diese schauerliche Stätte verließ. Verstummt sind die Klagen der wilden Agnes, verklungen die Trauergesänge, die in dieses Domes weiten Hallen tönten, doch das Andenken an die Gräuel, die hier verübt und gebüßet wurden, verlöschet nicht.

Habsburgs ehrwürdigen Felsen besuchte ich am andren Morgen bei Sonnenaufgang, und labte mich an der Himmlischschönen Aussicht, die man von dieser Höhe aus hat. Mit ehrfurchtsvollem Schauer durchwandelte ich die alten Mauern, die die Wiege des edlen Fürstenstammes sind, der so viele Völker beglücket, und mein heißer Wunsch für das Wohl dieses hohen Geschlechtes stieg zum Himmel.

Bei Windisch, dem alten Vindonissa, wurden wir über die Reuß gesetzet, die noch nahe an ihrem Ausfluß mit vieler Heftigkeit strömt. Dem Freunde Römischer Alterthümer gewähret Windisch eine reiche Ausbeute; denn es sind hier noch mehrere wohlerhaltene Ueberbleibsel aus den Römerzeiten vorhanden, und der ganze Boden ist mit Antiquitäten angefüllt, die leider ohne alle Anleitung Kunstverständiger, von jedem ausgegraben werden,

der dazu Lust hat. Die Münzen, die in großer Menge gefunden werden, werden von den unwissenden Findern abgescheuert, um die Gattung des Metalls zu erkennen, und dadurch ihres Gepräges beraubet; die Urnen zerschlägt man, und die Meilen- und Grabsteine und Votivtafeln werden in Gebäuden vermauert. Wäre es nicht die Pflicht der Regierung, diese Alterthümer sammeln zu lassen und unter Aufsicht zu nehmen?

Der Badeort Baden, der an der Straße, die nach Zürich führt, lieget, hat sehr angenehme Umgebungen. Vorzüglich schön nehmen sich die Trümmer einer, hart an der Stadt gelegenen, Burg aus, die in dem Religionskriege zerstöret worden ist. Auf dieser Burg brachte Kaiser Albrecht die letzte Nacht vor seinem Tode zu. Der neben der Stadt befindliche Lederberg, fällt durch seine conische Form auf, ist aber auch naturhistorisch merkwürdig; denn man will zu verschiedenen Zeiten, eine zitternde Bewegung an ihm bemerkt haben, auch fängt er bisweilen zu rauchen an. Baden selbst ist ein häßlicher, schmutziger Ort, der aber durch die häufigen Besuche der Züricher, die hier die Bäder gebrauchen, sehr lebhaft wird. In Hinsicht des Badens ist hier, wie in allen Bädern der Schweiz, eine höchst mangelhafte Einrichtung. Man muß entweder gemeinschaftlich baden, oder sich das Wasser in Eimern zutragen lassen; auch frägt man hier nach den mehresten, in Deutschen Badeörtern ge-

wöhnlichen, Bequemlichkeiten und Vergnügungen vergebens.

Da die Tagesatzung gegenwärtig in Zürich versammlet ist, so sind die Gasthöfe alle mit Fremden gefüllt, daher wurde es mir schwer ein Unterkommen zu finden. Mein Zimmer, das letzte, was noch im Raben zu haben war, ist nur durch eine spanische Wand von dem Eßsaal getrennt; ich befinde mich darin nicht viel besser, als auf öffentlicher Straße. Denn, nicht nur habe ich den ganzen Tag ein unaufhörliches Geräusch, und kann selbst kein lautes Wort reden, ohne daß es von den ab- und zugehenden Gästen gehöret würde, sondern wenn Jemand zu mir kommt wird, durch die Oeffnung der Zimmerthüre, meine ganze Einrichtung jedem, der sich im Saale befindet, sichtbar. Ich kann es mir unter diesen Umständen, nicht im Mindesten bequem machen, und habe überdem die Unannehmlichkeit zu ertragen, daß häufig Neugierige die Thüre öffnen, und ins Zimmer hineinsehen. Dagegen ist in anderer Hinsicht mein Aufenthalt in diesem Gasthofe angenehm; denn das Essen und der Wein sind vortrefflich, und da viele von den Herren der Tagesatzung hier speisen, so erhalte ich dadurch Gelegenheit ihre Bekanntschaft zu machen, und an der Unterhaltung dieser unterrichteten Männer Theil zu nehmen. Die Tischgespräche, drehen sich gewöhnlich nur um politische Gegenstände, die hier mit einer großen Freimüthigkeit

abgehandelt werden. Man unterhält sich gewöhnlich nur in Französischer Sprache, obgleich alle des Deutschen mächtig sind, und manche noch dazu das Französische höchst mittelmäßig sprechen. Dieses ist nicht das einzige Zeichen der Vorliebe der Schweizer für Frankreich. Da man hier mit dem Mittagsessen so lange wartet, bis die Gesandten von der Tagesatzung kommen, so verzögert sich der Mittag zuweilen bis zur Ungebühr, und wir übrigen Tischfremden müssen der Schweizerwohlfahrt wenigstens unsern Appetit zum Opfer bringen.

Zürich biethet ein erfreuliches Gemälde eines bescheidenen, aber gediegenen, auf Häuslichkeit und Sittlichkeit gegründeten Wohlstandes, dar. Ueberall sehe ich eine frohe harmlose Thätigkeit, die ihrer Belohnung gewiß ist; nirgends aber jenen geschäftigen Müßiggang, der stets ohne Zweck arbeitet, und nirgends jene blasse vergrämte Gestalten, die unter der Last ihrer Nahrungssorgen erliegen, und sich um Güter und Genüsse vergebens quälen, die ihnen das Schicksal versagte. Keine üppige Pracht verschwenderischer Reichen empört mich hier, kein bettelhafter Pöbel beleidigt mein Gefühl; aber allenthalben treffe ich auf gut gekleidete, wohlgenährte und lebensfrohe Menschen, denen die Zufriedenheit mit ihrem Zustande, aus ihren Blicken leuchtet. Vergleiche ich Zürich mit einer Deutschen Stadt von gleicher Größe, so kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß es in der Schweiz,

verhältnißmäßig, doch weit mehr glückliche Menschen giebt wie in Deutschland. Eine von den Ursachen ist wohl unstreitig die größere Häuslichkeit, die hier, wie ich mit Vergnügen bemerkte, noch herrschend ist. Man kennt hier noch nicht den Durst nach Zerstreuungen und öffentlichen Vergnügungen, der in Deutschland, seit einiger Zeit, zum Nachtheil des Volkscharakters, überhand nimmt; jeder ist gerne in seinem Hause, und das Familienleben hat hier noch für die Mehrzahl den Reiz, den es zu unsrer Väter Zeit auch bei uns hatte.

Bei all ihrer Liebe zur Häuslichkeit, sind die biedern Züricher doch keineswegs Kopfhänger, oder Feinde von einem anständigen Vergnügen; im Gegentheil besitzet man hier die Kunst des Leben zu genießen, in einem hohen Grade. Mit der schönwissenschaftlichen Literatur unseres Vaterlandes und der Französischen, ist man allgemein und innig vertraut; die Musik wird hier mit großem Eifer und mit glänzendem Erfolg getrieben, und auch den andern schönen Künsten huldigt man mit vielem Geschmack. Ohne unmäßig zu seyn, genießet man gern die Tafelfreuden, und nach ein paar Mahlzeiten zu urtheilen, zu denen ich in Privathäusern geladen war, dürften die Züricher den Hamburgern in der Besetzung und Anordnung der Tafel wenig nachgeben; an munterer Unterhaltung bei Tisch, thun sie es ihnen aber unendlich zuvor. Was die Vergnügungen betrifft, denen

man sich hier in der Regel überlässet, so bestehen sie vornehmlich in dem Genusse der schönen Natur, die diese Gegend mit einer großen Fülle von Reizen ausgestattet hat. Jede nur einigermaaßen wohlhabende Familie hat ihr eigenes Landhaus, bei dem, außer einem zierlichen Garten und einem Weinberge, auch etwas Ackerland ist. Die geschmackvollen Landhäuser, die sich nach allen Seiten zu, bis auf eine Meile weit von der Stadt ausdehnen, bringen eine so bezaubernde Mannigfaltigkeit in die Landschaft, daß man in einem Arkadien zu seyn glaubt. Beinahe alle sind auf bedeutenden Hügeln angelegt, von denen man eine weite Aussicht beherrscht, und alle ohne Ausnahme, haben vortreffliches Quellwasser, das zur Verschönerung der herlichen Gärten, sehr sinnreich benutzt ist.

Ein anderes Vergnügen machen die Lustfahrten auf dem See aus, dessen Umgebungen über alle Beschreibung schön sind. Außerdem machen junge Personen gewöhnlich jährlich noch eine Fußreise, in die Hochgebirge; die älteren aber, mit dem weiblichen Theil der Familie, fahren nach Baden oder nach Schinznach ins Bad. Für die gewöhnlichen Abendpromenaden sind, außer den schönen Umgebungen der Stadt, die mit Linden besetzten Stadtwälle, auch der Lindenhof und der Schützenplatz vorhanden.

Für einen Hydrauliker, sind die hiesigen Wasserbauwerke beschauenswerth, deren Beschreibung

irgendwo gelesen zu haben ich mich nicht erinnere. Eine starke Ausströmung des Sees ist kunstvoll eingedämmt, und fließet in einiger Entfernung von der Stadt parallel mit der Siel; doch fünfzehn Fuß höher wie diese. Damit aber bei hohem Wasser die Dämme nicht weggerissen werden, so sind in abgemessenen Entfernungen Auslassungen angebracht, die die überflüßige Zuströmung sogleich der Siel zuführen. Diese Auslassungen dürfen nicht geöffnet und verschlossen werden, sondern sind so angebracht, daß das Wasser, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, von selbst ausströmt. Dieser Kanal ist mehreremal über den Stadtgraben fortgeführet, und hat seinen Ausfluß in die Limmat. In der Siel selbst sind mehrere Schleusen angebracht, um das Wasser dieses seichten, aber reißend schnellen Flusses, zum Behuf der Holzflößungen zu dämmen.

Von den Merkwürdigkeiten Zürichs kann ich Dir nur wenig sagen, da ich nicht viel Zeit auf ihre Besichtigung verwenden kann. Doch das mehreste davon hat Dir der Ruf gewiß längst bekannt gemacht. In einigen hiesigen Gemäldesammlungen habe ich vortreffliche Sachen gefunden, von denen ich aber nur, als etwas Neues, die von dem Maler König zu Brienz gemalte Katzen bemerke. Dieser Künstler hat eine sonderbare Liebe zu diesen Thieren, und malt sie über alle Vorstellung natürlich und schön. Er hat sich durch seine Kunstfertigkeit den nicht fein klingenden Namen Katzenkönig erworben.

Meine Zurüstungen zur Gebirgsreise sind beendigt, und Morgen verlasse ich das mir, durch die Biederkeit seiner Bewohner, lieb gewordene Zürich. Zurüstungen frägst Du? Ja wohl, und zwar bedeutende habe ich machen müssen, denn man fährt dahin nicht in Kutschen. Zuerst mußte ich meinen Waffenträger zweckmäßig bekleiden; denn ließ ich mir einen ledernen Reisesack, zwei paar wasserdichte, mit stählernen Nägeln beschlagene Schuhe, eine Feldflasche und hundert andere Kleinigkeiten, machen, die auf einer solchen Reise unentbehrlich sind, und endlich versorgte ich mich mit einigen kleinen, aber gediegenen Vorräthen zum Bedarf des Leibes und des Geistes, um, wenn mich der Zufall in unbewohnte Gegenden führet, oder wenn Regenwetter eintritt, was in den Gebirgen nichts seltenes ist, nicht darben zu müssen.

Die hiesigen Lohnbedienten beeifern sich um die Wette mir ihre Dienste, als Führer, anzupreisen; indessen sind sie so unverschämt in ihren Forderungen, daß ich mich kurz und rund entschlossen habe, keinen davon zum Begleiter mitzunehmen. Ich soll dem Führer täglich einen Laubthaler bezahlen, und ihn frei mit Essen und Trinken unterhalten, was in der theuren Schweiz keine Kleinigkeit ist, dieses ist mir denn doch ein wenig zu kostspielig. Ich werde den Weg, den ich zu nehmen wünsche, allein zu finden wissen, und mein Gepäcke trägt Joseph. Man macht mir bange,

daß ich mich verirren, oder wohl gar in den Abgründen, auf den Felsen oder auf den Gletschern ein Unglück nehmen könne; ey nun! man muß vorsichtig seyn, und komme ich bis zu den Gletschern, so werde ich in den benachbarten Oertern wohl einen Wegweiser finden. Es bleibt dabei, ich reise allein!

Sechszehnter Brief.

Prellerei der Schiffer. — Fahrt auf dem Züricher See. — Herrliche Ansichten. — Ufenau. — Wirtshaus auf dem Etzel. — Kapelle des heiligen Mainrad. — Kulm des Etzel. — Brücke über die Siel. — Einsiedeln. — Weg nach Schwyz. — Anmuthiges Thal. — Das Felsenmeer. — Der Haken. — Unglückliches Abentheuer.

Schwyz.

Nun da wären wir; aber in welchen Umständen? das sey Gott geklagt! „Haben wir es nicht vorher gesagt!" würden die Züricher Lohnbedienten, voll Schadenfreude, ausrufen, wenn sie mich in meinem gegenwärtigen Zustande, mit verbundenem Kopf, mit zerschundenen Händen, mit wunden Füßen, die ich in ein lauwarmes Bad gesetzet habe, sitzen sähen. Das nenne ich Lehrgeld gegeben! Doch ängstige Dich nicht um mich, ans Leben ist es mir nicht gegangen; es sind nur Streifschüsse, die ich erhalten habe. Wenn nur die Füße heil wären, die gerade bei einer Fußreise sich nicht wohl entbehren lassen; die übrigen Wunden sollten mir nicht viel Sorgen machen; ohnehin da sie mir eine zarte Hand verbindet, und ein paar holde Taubenaugen mich mitleidig anblicken. Dieser Umstand allein würde mich in Kurzem gesund machen. Wie ich zu dem Unglück gekommen bin? das sollst Du

erfahren, wenn Du nur noch ein wenig Geduld haben willst. Eingedenk der Lehren unseres alten, guten D*, der uns oft genug ermahnte, alles in der gehörigen Ordnung zu thun, kehre ich noch einmal nach Zürich zurück, um meinen Weg, wie ich ihn gemacht habe, zu beschreiben.

Ich hatte mir vorgenommen nach Einsiedeln zu reisen, und wählte dazu den kürzern Weg, auf dem ich noch sieben Stunden weit auf dem Züricher See fahren konnte. Schon den Abend vor meiner Abreise hatte ich die Rechnung im Gasthofe berichtiget, meine Habseligkeiten und mein überflüßiges Geld dem Wirt in Verwahrung gegeben, und einen Nachen zu meiner Ueberfahrt nach Pfeffikon für zwei und einen halben Laubthaler gemiethet. Ein Lohnbedienter versicherte mir, daß dieses der gewöhnliche Preis sey, doch späterhin erfuhr ich durch den Wirth: man gebe in der Regel nie mehr als vier Schweizerfranken für die Ueberfahrt nach Pfeffikon. Dieses war von dem Lohnbedienten ein kleiner Beweis der schuldigen Dankbarkeit, weil ich ihn nicht zum Führer genommen hatte. Mit Tagesanbruch war ich zur Abreise fertig, und eben da die Sonne aufging stieg ich in das Fahrzeug, das dicht an dem Gasthofe hielt.

Ein kühler Morgenwind bewegte die grünen Fluten der Limmat, der heitere, wolkenlose Himmel spiegelte sich in der weiten Silberfläche des Sees, und die Sonne vergoldete die hellgrünen

Rebenhügel, die das klare Gewässer umkränzten. Der Hintergrund des Sees war noch dicht mit Nebel verdeckt, der auch die fernen Hochgebirge verschleierte, und von den näheren Höhen stieg ein durchsichtiger Dampf, wie ein Morgenopfer, das die Natur dem Schöpfer brachte, empor. Die Stadt wurde schon lebhaft, der See fing an sich mit Fahrzeugen zu bedecken, und von den Landhöfen trieb man das Vieh zu den Höhen. Allmählig hob sich nun der Nebel von den Bergen, und sammlete sich nach den höchsten Spitzen, zu dichten, weißen Wolken, die mit den dunkeln Schluften, die noch nicht von der Sonne beleuchtet wurden, seltsam kontrastirten. Noch einmal blickte ich nach dem gastfreundlichen Zürich zurück, wo ich manche frohe Stunde verlebt hatte, und segnete seine biedern Bewohner. Die Stadt schien im Wasser zu schwimmen, und ihre Umrisse verschmolzen schon mit den nahen Bergen, die über die Häusermasse hervorragten. Welch ein überraschend großer Anblick lag, als ich mich nach der andern Seite umdrehete, vor meinen Augen da! Die Sonne hatte den Wolkenschleier weggezogen, der die Gebirge verhüllte, die ganze herrliche Gegend war sichtbar und nur ein zarter, dem Auge schmeichelnder, Duft war den höchsten Gegenständen angeflogen, wodurch ihre Umrisse deutlicher hervortraten. Ein heiterer Sommermorgen, hat auf dem Wasser doppelte Reize; aber hier, wo ich zum erstenmal eine

eigentliche Schweizergegend, mit allen ihren herrlichen Eigenthümlichkeiten sah, schwamm ich in einem Meer von Wonne, und wünschte mir hundert Augen, um die unzählbaren Gegenstände auffassen zu können, die sich dem schwelgenden Blicke darboten.

Die Ufer des Sees waren von beiden Seiten mit unzähligen Landsitzen, Kirchen und Dörfern, besäet, die sich aus den Rebenhügeln und Obstwäldern malerisch empor hoben. Ueber diesen wurden Getreidefelder, Hochstraßen und Laubwälder sichtbar, und den Hintergrund nahmen grüne Alpen, mit ihren zahllosen Viehheerden und Sennhütten ein. Im Südwest und Süden thürmten sich höhere, mit Wald bewachsene Berge und große, rauhe Felsmassen von kühnen Formen übereinander auf, hinter denen Schneegebirge ihre weißen Häupter in den Lasur des Aethers tauchen. Mit jedem Augenblick wechselte die Scene, die stets an Mannigfaltigkeit zunahm. Ich war von dem Anschauen dieses bezaubernden Naturgemäldes, so in Entzükken aufgelöset, daß die Zeit ihr Maaß für mich verlohren hatte; und kaum eine Stunde lang glaubte ich gefahren zu seyn, als die vom Rudern ermüdeten Schiffer in Stäfen landeten, um Mittag zu halten. Erquickt durch ein ländliches Mahl, setzten wir die Fahrt fort, und bald hatten wir eine Landspitze umschifft, hinter der sich eine neue Welt vor meinen Blicken entfaltete. Die liebliche

Anmuth der reichen Landschaft, der die fernen Hochgebirge nur zur Folie dienten, hatte ein Ende; nicht mehr schmeichelten die sanften Tinten der blumigten Matten und der Rebenhügel dem Auge, und der sanfte, milde Styl des starkbevölkerten Uferlandes war verschwunden. Dagegen hatte die Gegend einen ernsten, erhabenen Charakter angenommen. Große, einförmige Massen der Waldgebirge und Felsen, jene mit dem dunkelsten, ans Schwarze grenzenden Grün, diese mit einem grellen Gelb, Roth und Grau gefärbt, umgaben das Ufer des Sees; drohend hoben sie ihre weiße Scheitel in das tiefe Blau des unbewölkten Himmels, und standen mit ihren scharfen, gigantischen Umrissen in furchtbarer Größe da, wie des unbeugsamen Schicksals finstre Macht, wenn sie sich den Wünschen und Hoffnungen des Sterblichen entgegen stellt. Nur der linke Vorgrund behielt noch einen freundlichen Charakter bei, bis zu dem niedlichen Rapperswyl, das seine lange Brücke, wie einen Riesenarm, über den See ausstreckte. Mitten in dieser ergreifend großen Ansicht machen zwei kleine Inselchen, von denen das größere Ufenau, einen unbeschreiblich lieblichen Ruhepunkt. Armidens Zaubergärten fielen mir bei dem Anblick dieser anmuthigen Eilande ein; so feenhaft war ihr Ansicht. Ich stieg in Ufenau aus, um mir die Freistatt des großen Ulrichs von Hutten zu besehen, und seinem Andenken einen stillen Augenblick zu weihen. Wahr-

lich, dieser Deutsche Mann verstand sich darauf, einen Ruhesitz zu wählen, und konnte ihn je der Aufenthalt in einer reizenden Gegend glücklich machen, so war er es hier. Doch glücklich war er wohl auch hier nicht; denn gequält von körperlichen Leiden, verfolgt von seinen Feinden, geärgert durch den Sittenverfall seines Vaterlandes, war auf der Erde für ihn kein Glück. Aber Ruhe hat er auf diesem Eilande gefunden; denn er fand ein Grab. Auf dem höchsten Punkte der Insel stehet eine Kirche, die den Leichnam des heiligen Adalreich besitzet. Ohnfern davon ist die Grabkapelle, die den Ueberresten Huttens und der in dem Treffen bei Pfeffikon gebliebenen Schweizer zur gemeinschaftlichen Ruhestätte dienet. Außerdem ist noch ein verfallenes Belvedere auf der Insel. Die zerstreuten Baumgruppen dieses kleinen Eilandes können nicht malerischer, und der blumigte Rasen nicht zarter und üppiger gedacht werden. Hügel, Bäume und Gebäude haben einen so vortheilhaften Standpunkt, als wenn ein Dekorateur sie nach der sorgfältigsten Effektberechnung dahin gestellt hätte. Von dem Belvedere, das zu besteigen freilich etwas halsbrechend ist, hat man eine unvergleichliche Aussicht auf die St. Galler und Schwyzer Gebirge, die hier ein unermeßliches Amphitheater bilden, welches einen erhabenen Eindruck macht. Gern hätte ich hier einen ganzen Tag lang verweilt; wenigstens wäre ich aber bis zum Abend geblieben,

wenn die Schiffer nicht auf die Abfahrt gedrungen hätten. Nach einer guten Stunde langten wir in Pfeffikon an, von wo aus meine Fußreise eigentlich beginnt.

Mein Bedienter, ein rohes, aber unverdorbenes Kind der Natur, in den Dickichten des Schwarzwaldes aufgewachsen, und nie über vier Stunden weit von seiner Heimath entfernt gewesen, hat mich schon oft durch seine naiven Einfälle und Bemerkungen belustiget. Da er merkt, daß ich ihm ein nachsichtiger Herr bin, so läßt er ungehindert seine Gedanken laut werden, die seinem ungeübten Fassungsvermögen, und seinem Mangel an Kenntnissen angemessen, und daher oft höchst drollig sind. So sagte er jetzt, da er sahe, daß mir das Bergsteigen etwas sauer wurde: „Die vornehmen Leute — wohlverstanden, vornehm ist in seinen Augen alles, was nicht zur arbeitenden Klasse gehört — wissen nicht was sie wollen! ich würde mich nun schon so nicht quälen und zu Fuße gehen, wenn ich in einer Kutsche fahren könnte.“ Aber lieber Joseph, wer kann auf diesem Berge fahren? „Ey was thun Sie denn auf diesem Berge? wollten Sie Berge sehen, so hätte ich Ihnen auf dem Schwarzwalde ganz andre zeigen können.“ Andre wohl, aber nicht schönere. „O Je! die lumpigten, kahlen Berge nennen Sie schön, da kann sich ja keine Ziege darauf satt fressen. Im Schwarzwalde, da ist es ganz anders, da wächst Holz und

Getreide auf den Bergen." Was gefiel Dir denn aber auf dem See so sehr, als Du so oft riefest „O sehen Sie doch wie schön!?" „Ja das — hm, das weiß ich selbst nicht — es sah so schön aus." — Da hast Du eine Pröbchen einer Unterhaltung zwischen mir und meinem Schildknappen, und zugleich einen Beweis, daß der ungebildete Mensch die Naturschönheiten zwar empfindet, aber sich von seinem Gefühl keine Rechnung abzulegen weiß, und die Begriffe schön und nutzbar verwechselt. Da er hörte, daß unser Weg nach Einsiedeln ging, wurde er ausgelassen froh, und erklärte mir auf meine Frage: warum er sich so innig freue? er habe schon längst den Vorsatz gehabt, zur dortigen Mutter Gottes zu wallfahren, und nun könne er, wenn dieser Besuch gleich für keine förmliche Wallfahrt zu rechnen sey, wenigstens im Gnadenorte beichten. Harmloses Geschöpf, was kannst Du zu beichten haben! Am Ende glaubte er, meine Fußreise nach Einsiedeln geschähe zur Lösung eines Gelübdes, und diesen Gedanken hielt er fest, so sehr ich ihn auch vom Gegentheil zu überzeugen suchte.

Unser Weg, der über den Etzel ging, war reich an schönen Aussichten, die aber auf mich einen noch größern Eindruck gemacht haben würden, wenn ich heute nicht schon so viel Herrliches gesehen hätte. Man sollte, wenn es mit der Zeit und den zur Reise bestimmten Ausgaben sich vereinbaren ließe, in Gegenden, wo viele Naturschönheiten bei einan-

der sind, nie mehr wie drei bis vier Stunden des Tages machen. Man würde mehr genießen, und die gesehenen Gegenstände tiefer dem Gedächtnisse einprägen, als es geschiehet, wenn man gar zu viel kurz hinter einander siehet. Die mannigfaltigen Ansichten gehen dem, der schnell reiset, wie die Bilder einer Zauberlaterne vorüber, und verschwinden oft so bald wie diese aus der Erinnerung. Wer viel reiset, spüret eine Abnahme des Gedächtnisses, weil dieses nicht vermögend ist, die unendliche Menge des Gesehenen zu fassen, und weil die Vielheit der Bilder die Einbildungskraft verwirret. Dagegen wird der Sinn des Gesichts durch das Reisen wunderbar gestärkt. Beides habe ich an mir erfahren. Man kann aber auch durch das Reisen das Gedächtniß stärken; auf welche Weise? wäre hier zu weitläuftig auseinander zu setzen.

Ziemlich ermüdet kam ich in dem Wirtshause auf dem Etzel an, denn ich war von Pfeffikon ab ununterbrochen bergan gestiegen. Ein Trunk Wein erfrischte mich wieder, und nun besahe ich zuerst die niedliche und geschmackvoll ausgezierte Kapelle, in der der Körper des heiligen M e i n r a d begraben liegt. Warum man den Leichnam des Märtyrers hieher gebracht, und seinen Kopf in Einsiedeln, wo er erschlagen ward, behalten hat, konnte mir die fromme Wirtin, die mich mit Erzählungen von den Wundern des Heiligen erbaute, nicht sagen.

Ungeachtet ich noch für heute einen ziemlich weiten Weg zu machen hatte, bestieg ich doch den Kulm des Etzels, auf dem ich eine unerwartet große und unbegrenzte Aussicht fand. Der Züricher See schien unmittelbar zu meinen Füßen zu liegen, und beinahe der ganze große Kanton war sichtbar. Auf der andern Seite zeigten sich mir die Glarner, Toggenburger und Uriner Hochgebirge, mit ihren Schneehäuptern und Gletschern, und das romantische Sielthal konnte ich in einer bedeutenden Länge, mit allen seinen unzähligen Krümmungen, mit meinen Blicken verfolgen. Von allen nahmen sich aber die Schwyzer Berge, und unter ihnen die spitzigen Felsmassen des Haken und Myten, vorzüglich schön aus. Der Standpunkt, von dem ich diese wundervolle Aussicht betrachtete, wird nur von Wenigen besucht, da die Aussicht schon von dem Wirtshause aus vortrefflich ist, und das Besteigen des Kulms eine nicht geringe Mühe macht. Wer es für beschwerlich hält diese Höhe zu erklimmen, der findet dreißig oder vierzig Schritte hinter der Kapelle den besten Gesichtspunkt.

Von dem Wirtshause gehet der Weg nach Einsiedeln mit wenigen Unterbrechungen stets bergab, daher das Gehen hier leichter wird. Eine ganze Karavane Schwäbischer Wallfahrer, von denen mehrere vierzig bis fünfzig Stunden weit hergekommen waren, begleiteten mich, und wurden herzlich

erbauet durch meine Wanderung, die sie der Andacht zuschrieben. Ich ließ sie bei ihrem Glauben, um ihnen kein Aergerniß zu geben, und meinen Joseph nicht Lügen zu strafen, der, da er selbst in dem Wahne stand, auch wahrscheinlich bei diesen Leuten verbreitet hatte, daß ich eine Betfahrt mache. Ueber die Siel führet, ohnfern dem Wirtshause, eine Brücke von bewundrungswürdig kühner Bauart, deren Baumeister ein Klosterbruder von Einsiedeln ist. Dieß Werk macht ihm Ehre, und zeigt von großen Kenntnissen im Baufache.

Endlich, mit dem scheidenden Tage, erreichten wir Einsiedeln, das im Glanz der Abendröthe wie eine Königspfalz dalag. Die Gegend kurz vorher war etwas öde; um so vortheilhafter nahm sich das majestätische Klostergebäude aus, dessen weißer Anputz und vergoldete Kuppeln vortrefflich, gegen den dahinter liegenden schwarzgrünen Waldberg, und gegen die noch höhere hellgrüne Alpe, abstachen. Die Verwüstungen die hier die Neufranken einst an den Heiligenbildern, Kapellen und dem Klostergebäude selbst verübt haben, sind noch alle sichtbar, und man scheinet nicht ohne Ursache mit der Wiederherstellung derselben zu zögern. Es ist den Zeitumständen angemessen, bei den Landleuten die Erinnerung an die von den Franzosen verübten Gräuel lebendig zu erhalten, da viele sonst nicht gern die Waffen gegen Frankreich ergreifen würden.

Das Kloster ist in einem edeln Style erbauet,

und zeichnet sich durch eine gediegene, würdevolle Pracht aus. Es bildet ein gleichseitiges Viereck von dreißig Fenster Breite, und ist drei Stockwerke hoch. Die Kirche ist verschwenderisch reich mit Marmor, Vergoldungen und Malereien verziert, und würde einen großen Eindruck machen, wenn das Auge nicht durch die vielen Gerippe beleidigt würde, die auf eine lächerliche Weise mit Sammet, Gold und Steinen geschmückt auf den Altären umherstehen. Die Menge der hier aufbewahrten Reliquien ist ungeheuer, und ein Pater, der mir die Kirchenschätze zeigte, gestand mir offenherzig, er wisse sie aus dem Kopfe nicht alle zu nennen. Das Kloster besitzt auch eine ansehnliche Bibliothek, die sich vorzüglich durch eine große Menge von Inkunabeln auszeichnet; neue Sachen sind aber beinahe gar keine vorhanden. Von dem berühmten Theophrastas Pharacelsus Bombastus, der einst hier lebte, wußte man mir nichts vorzuzeigen. Die Naturalien- und Kunstsammlung, ist von den Franzosen beraubet und in Unordnung gebracht worden, und man hat es unterlassen sie herzustellen. Mir scheint es eine Politik der geistlichen Herren zu Einsiedeln zu seyn, ihren Reichthum, so viel wie möglich, vor den Augen aller zu verbergen; denn man bessert durchaus nichts, was durch den Krieg oder durch die Zeit gelitten hat, und doch ist das Kloster sehr reich an Einkünften. Jetzt, da die Schweiz ihre alte Verfassung zum

Theil wieder erhalten hat, und sie eine Sekularisation nicht mehr zu befürchten haben, wird sich dieses wohl ändern.

Zwei Wege führen von Einsiedeln nach Schwyz; der eine ist bequem, selbst fahrbar, aber fünf Stunden lang; der andere nur ein Fußpfad und beschwerlich, aber um zwei Stunden kürzer. (Hierbei muß ich erinnern, daß die Schweizerstunden größer wie die Deutschen, und drei Viertelmeilen lang sind.) Ich zog den letzteren seiner Nähe und der romantischen Parthien wegen vor. Anfangs ging der Pfad durch ein enges, grasreiches Thal, längs einem klaren Bache, und war, der drückenden Sonnenhitze ohngeachtet, ziemlich bequem. Der Duft der Wiesenblumen und der Balsamgerüche des Heues, das hie und da schon gemähet lag, wirkten belebend auf die Sinne. Der melodische Klang der Heerdenglocken, die von den das Thal umschließenden Alpen herunter tönten, das sanfte Murmeln der Bäche, das stärkere Geräusch der Wasserfälle, der munter von dem Echo nachgesungene Klang einer Schalmei; alles dieses verschmolz zu einem Lobgesange, den die gesegnete Erde dem Herren der Schöpfung brachte. Wie matt und bedeutungslos tönt auch das vollständigste Konzert eines Opernsaales, gegen die lebendigen Stimmen der Natur! Das Thal war eines der anmuthigsten, die ich je gesehen habe. Es bestand aus herrlichen blumigten Wiesenmatten, durch die sich ein

klarer Springquell schlängelte, an dessen Ufer einzelne Erlen, Ahorne und Nußbäume standen. Links erhoben sich große Felsenmassen, beinahe senkrecht, wie eine Mauer, die auf ihrem Rücken ein prachtvoll grünendes Alpengelände trugen; rechts stieg ein mächtiges Waldgebirge empor, an dessen Fuß die bescheidenen Hütten der Landleute, im Schatten uralter Wallnußbäume lagen, und nach Vorne hin schlossen die weißgrauen Felsenpyramiden des Haken und Myten die Aussicht. Das Thal wimmelte von Landleuten. Muntere Burschen mäheten das Gras, rosenwangigte Mädchen wendeten das schon halbtrockne Heu, oder brachten das bereits getrocknete in Haufen zusammen, und die bejahrten Wirte hielten mit dem Rechen eine Nachlese. Die Arbeit ging rasch unter Scherzen, und dem melodischen Gesange des Kuhreigens, der bald einstimmig bald chorweise gesungen und zuweilen durch ein lautes Gejauchze unterbrochen wurde. Diese Menschen waren bei ihrer nicht leichten Arbeit innig froh; und ihre Fröhligkeit zeigte, wie sehr sie die Schönheit des Morgens empfanden und genossen. Vor den Hütten spielten blühende Kinder, oder sonneten sich silberhaarige Greise, indeß andre unter schattigen Nußbäumen ihr einfaches Frühmahl verzehrgen. Dort wurden auf der hohen Alpe die schwarzen Viehheerden sichtbar, noch höher hinauf kletterten muthwillige Ziegen, und in dem blauen Aether

schwammen die schnellbefiederten Adler. Ich glaubte mich in eine Geßnerische Idyllenwelt versetzt und träumte von einem goldnen Zeitalter, das hier zu herrschen schien.

Nun änderte sich die Scene; ein dunkler Wald nahm uns in seinen Schatten auf, und bald hob sich der Pfad so schnell aufwärts, daß er nur vermittelst eingegrabner Stufen zu erklimmen war. Jetzt ging es über Felsen, dicht an tiefen Abgründen; dann wieder durch Schluften, oder gar durch Sümpfe, doch überall auf einem beschwerlichen, schlüpfrichten Wege, den ein Regen, der vor einigen Tagen gefallen war, so durchweicht hatte, daß man kaum einen Tritt thun konnte, ohne auszugleiten. Endlich öffnete sich der Wald, der Haken und der Mytenstein wurden wieder sichtbar, und wir befanden uns in einer öden, mit Felsentrümmern bedeckten Wüste, in der kaum eine Spur vegitabilischer Natur vorhanden war. Dumpfe Stille herrschte hier, keine Heerden waren zu sehen, kein Vogel ließ sich hören, und überall, so weit das Auge reichte, erblickte ich nur zertrümmertes Gestein. Aus diesem Felsenmeere ragten der Myten und der Haken hervor. Beide Felsmassen haben eine sonderbare Form, die den Blick des Wanderers so lange auf sie ziehet, als sie nur sichtbar sind. Einst machten sie wahrscheinlich zusammen ein Ganzes aus; sie sind durch irgend eine Natur-Revolution bis auf zwei Drittel ihrer

Höhe von einander getrennt, aber in ihrer Basis mit einander verbunden. Ihre seltsame Gestalt giebt der Phantasie einen weiten Spielraum, Aehnlichkeiten zwischen ihnen und der Form anderer Körper aufzufinden. Man kann sie mit Kegeln, Zuckerhüten, Kirchthürmen, Pyramiden, mit einer Gabel und mit vielem andern vergleichen; denn ihre Umrisse verändern sich, je nachdem man sich ihnen nähert, oder davon entfernt, und ihre weißgraue zweideutige Farbe, geibt ihnen ein gespensterartiges Ansehen. Noch waren wir eine Stunde davon entfernt, als mir schon, durch meinen Wegweiser bemerklich gemacht, ein Kreuz sichtbar wurde, das auf dem höchsten von den Hörnern des Mytensteins stehet. Dieses Kreuz ist, der Sage nach, an die fromme Schwyzer wie an ein Evangelium glauben, von einem Engel dahin aufgestellt. Da es jedem Menschen schlechterdings unmöglich ist diesen Felsen, der nach allen Seiten mehrere hundert Fuß hoch gerade in die Höhe geht, zu ersteigen, so kann die gegenwärtige Gestalt desselben noch nicht sehr lange bestehen, weil sonst das Kreuz schon verwittert seyn müsse.

Nach dem wir noch, auf einem ziemlich bequemen Wege, eine mäßige Anhöhe erstiegen hatten, erreichten wir das Wirtshaus auf dem Haken. Diesen Haken mußt Du nicht mit dem dicht über Schwyz stehenden Felsen verwechseln: der ist ganz

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

unersteiglich; dieser dagegen ziehet sich in einer ziemlichen Länge bis nach Steinen, und bestehet aus fruchtbaren Alpenweiden. Eine ziemlich gute Milch und ein Stück schwarzes Brod war alles, was mir die einsame Wirtin anbiethen konnte; doch genügete es mir, denn das freundliche Schwyz war mir schon im Thalgrunde sichtbar, und dort fand ich gewiß ein gutes Mittagsmahl. Wer nie in der Schweiz war, der macht sich gewöhnlich eine unrichtige Vorstellung von der Lage der darin befindlichen Oerter; so glaubte auch ich, Schwyz, welches 1800 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, müßte auf einem Berge liegen, dieses ist aber nicht der Fall; im Gegentheil liegt es in einem tiefen Thal, und man muß von allen Seiten bergab gehen, um dahin zu gelangen. Die Aussicht von dem Wirtshause aus machte sich sehr schön. Schwyz befand sich in einer Tiefe von 800 Fuß, beinahe zu meinen Füßen; der Lowerzer See, ein Theil des Rigibergs, der Haken, der Myten und die Schluft die nach Iberg führet, waren sichtbar, und von der Seite zogen sich malerisch gruppirte Alpen in einer weiten Ausdehnung hin. Die Wirtin rieth mir die höchste Alpe des Haken zu ersteigen, und versicherte, daß von da aus der Gesichtskreis sehr ausgebreitet sey. Ich ließ mir dieses nicht zweimal sagen, sondern lohnte meinen Wegweiser ab, und klimmte mit Joseph den Kulm hinan, dessen größte Höhe etwa noch eine halbe

Stunde entfernt seyn mochte. Ich fand die Aussicht von der Höhe zwar umfassend, doch, aufrichtig gestanden, weit unter meiner Erwartung, und sie schien mir der Mühe nicht werth, die ich hatte anwenden müssen, um den Gipfel zu gewinnen. Die Alpe war ihrer hohen Lage ohngeachtet sumpfigt, daher wurde mir das Steigen, bei der nicht geringen Sonnenhitze, unerträglich, der Schweiß floß mir in Strömen vom Gesichte, und beinahe athemlos langte ich oben an.

Erfrischt von der kühlen Bergluft, doch noch ermüdet vom Gehen, blickte ich voll Sehnsucht nach dem nun anderthalb Stunden von mir entfernten Schwyz, und äußerte seufzend: wer nun da unten an einer wohlbesetzten Tafel säße! „Das sey eine Kleinigkeit, wenn ich seinem Rathe folgen wolle," meinte Joseph. „Ich sollte es nur so machen, wie der Herr Bürgermeister, ich weiß nicht welcher Stadt am Schwarzwalde, so könnten wir in einer Viertelstunde unten seyn." Nun merke auf, jetzt hebet die Geschichte mei nes Un falls an! Er sagte nämlich: wenn der erwähnte Herr Bürgermeister in seiner Begleitung die Höhe des Schwarzwaldes erstiegen sey, so habe er ihn beim Hinabsteigen anfassen müssen, und beide wären denn schnell hinunter gelaufen, indem sie sich, vermittelst des Anhaltens an einander, und des Balancirens mit den Stöcken, vor dem Fallen geschützt hätten. Ich ließ mir, ohngeachtet der

Schroffheit des Berges, den Vorschlag gefallen, und meine Klugheit stieß sich die Nase breit. Wir gaben uns die Hände, nahmen die geradste Richtung nach unserm Ziel, und fingen die abentheuerliche Abfahrt an. Anfangs ging es im Geschwindeschritt, dann im Trabe, und endlich was die Füße vermochten. Bald war nun kein Halten mehr, wir verlohren die Direction des Weges, statt nach Schwyz, ging unser Lauf auf Seven zu; und da der Abhang immer schroffer wurde, so war es unmöglich Halt zu machen. Vergebens bemüheten wir uns auf unsere Stöcke zu stützen; bald waren sie gebrochen, und gegen unsern Willen mußten wir immer weiter fort. Ich verlohr den Athem; aus dem Laufen wurde ein Gleiten und Springen; Steine, Felsengeröll und lockre Erde, von unsern Füßen losgerissen, rollten mit uns zugleich hinab; endlich stürzte Joseph nieder, riß mich mit zu Boden, und da ich hinter ihm fiel, rollte ich über ihn weg. Nun kollerten wir eine unabsehbare Länge herunter, und alle Versuche, uns an den einzeln stehenden Gesträuchen fest zu halten, waren vergebens; denn die Aeste rissen los, und machten uns die Hände wund. Glücklicher Weise hatten wir eine solche Richtung genommen, daß wir dicht an einer fürchterlichen Schluft voll spitzer Felsenstükken, auf eine Stelle trafen, die durch ihre Fläche unser Weiterrollen verhinderte. Einige Schritte weiter und wir waren ohne Rettung verlohren;

denn die Felsenschluft ging senkrecht hinab, und hatte eine ansehnliche Tiefe. Ich war einer Ohnmacht nahe, und lag mehrere Minuten, ehe ich den Gebrauch meiner Glieder wieder erhielt. Kopf, Gesicht, Hände und Füße bluteten mir; Rock und Beinkleider waren zerrissen; die Taschenuhr verbogen, und der ganze Inhalt meiner Taschen zerbrochen oder verzettelt. Joseph war etwas besser weggekommen, denn der lederne Reisesack, den er trug, hatte die Schnelligkeit des Herunterrollens bei ihm vermindert, und die härtesten Stöße abgehalten; doch war er auch nicht ohne Verletzungen geblieben. Das war eine wohlverdiente, aber um so schmerzhaftere Strafe meines Vorwitzes! Mir war es gar wohl bekannt, daß man sich in Gebirgen nie auf sein Augenmaaß verlassen darf, und daß es nie gerathen ist, ohne Pfad bergauf oder bergab zu gehen, da bei den großen Massen der Berge, Schluften, Abhänge und schroffe Stellen leicht übersehen werden, und dennoch ließ ich mich zu einem so gefährlichen Versuche verleiten. Mir schmerzten, wie natürlich, alle Glieder, und ich fürchtete etwas gebrochen, oder Schaden an der Brust gelitten zu haben; doch fand ich bei näherer Untersuchung meine Besorgniß ungegründet.

Mein Bursche war über diesen Unfall sehr betreten; da er die unglückliche Veranlassung dieser Niederlage gewesen war, so fürchtete er Vorwürfe

von mir; doch wäre es ja ungerecht gewesen, wenn ich ihm etwas hätte zur Last legen wollen, da mein eigner Verstand einen Spaziergang über Feld gemacht hatte, daher ließ ich es bei einer salbungsvollen Ermahnung zur Vorsicht in künftigen ähnlichen Fällen bewenden. Wir hatten auf dieser Stunde Weges, die wir in so unfreiwilliger Eile zurück legten, wahrscheinlich nicht über fünf Minuten zugebracht, allein dadurch war nichts gewonnen; denn wir waren von unserer Richtung bedeutend rechts abgekommen, und hatten nun noch einen langen Weg vor uns, der mir doppelt beschwerlich wurde, da er über spitze Steine ging, und meine Füße wund waren. Unten trafen wir Leute an, die unsere Höllenfahrt mit angesehen hatten; diesen schien unsre Errettung ein Wunder. „Euer Schutzpatron hat Euch wohl geschirmt!“ rief mir ein gutmüthiger Landmann zu! „dank'ts ihm bey unsrer Frau zum Schnee!“ Das wollen wir, entgegnete ich. Beschämt schlug Joseph sich an die Brust und rief „Jesus Maria! ich habe in der Angst vergessen den heiligen Franz anzurufen!“ Als ob dieses während des schnellen Falles möglich gewesen wäre.

Der Schmerz an meinen Füßen nahm mit jedem Tritte zu, ich mußte mich von meinem Burschen leiten lassen; und froh war ich, als ich den freundlichen Gasthof zum Hirschen in Schwyz erreicht hatte. Jetzt habe ich mir die Wunden aus-

gewaschen und verbunden, ein niederschlagend Pulver eingenommen, darauf mit Speise und Trank mich erquickt, und sitze nun in einem hellen, mit Schweizerlandschaften ausgezierten Zimmerchen, aus dessen Fenstern ich eine Aussicht auf den Mytenstein habe, und wo ich in aller Bequemlichkeit, das Ende meiner Unpäßlichkeit abwarten kann. Verdrießlich ist es indessen doch, daß ich einige Tage hier werde verweilen müssen, ehe ich im Stande seyn werde, meine Reise fortzusetzen. Nun, auch dieses kleine Unglück hat sein Gutes; ich bin vor künftige Fälle der Art gewarnet worden.

Siebenzehnter Brief.

Gasthof zum Hirsch in Swyz. — Lächerlicher Frauenkopfputz. — Steinen. — Kommentar über eine Scene aus Schillers Tell. — Lowerzer See. — Schwanau. — Die Franzosen auf dem Lowerzer Berge. — Der Wegweiser. — Der Rigi. — Schlechte Aufnahme im Rößli. — Charakteristik der Schweizer Landleute. — Rigikulm. — Neuer Bau daselbst. — Sonnenuntergang. — Sonnenaufgang. — Sennenhütten. — Bergspalte. — Basreliefs vom Rusi. — Bemerkungen über den Rigi. — Wolkenzug.

Rigiberg im Rößli.

Durch die gutmüthige Sorgfalt der liebenswürdigen Töchter des Wirts zum Hirschen in Schwyz, die um meine Pflege wohlwollend bemüht waren, und mich mit zweckdienlichen Hilfsmitteln versahen, bin ich so weit hergestellt, daß ich die Reise hieher habe machen können, und bald werden die Spuren meiner Beschädigungen, bis auf die Erinnerung daran, verschwunden seyn. Selten habe ich mich in einem Gasthofe, meine Unpäßlichkeit abgerechnet, so wohlbefunden, wie in dem Schwyzer Hirsch. Der Besitzer davon ist ein Rathsherr, der auch Handelsgeschäfte treibt, und die Gastwirtschaft nur als ein Nebengewerbe behandelt, mit dem sich größtentheils seine Frau und drei erwachsene Töchter beschäftigen,

die alle drei ausgezeichnet schön, und noch liebenswürdiger als schön sind. Die Fremden werden daselbst billig und anständig behandelt, und man lebt in diesem Hause wie unter einer befreundeten Familie. Nur mit Mühe konnte ich mein Lachen bei dem Anblick des Kopfputzes dieser Frauenzimmer unterdrücken, denn er sah bis zum Lächerlichen komisch aus. Sie haben nämlich die Haare glatt in die Höhe gekämmt, in Zöpfen geflochten, diese in ein Chignon gesteckt, und den Kopf sehr weiß gepudert. Ueber diesem Haarputz ist ein steifer, doppelter, etwas auseinander stehender Strich von Gaze angebracht, der von der Stirne bis zum Nacken geht, und vollkommen die Form eines Hahnenkamms hat. Bei den Mädchen ist dieser Strich schwarz, bei den Frauen aber weiß. Daß die holden Mädchen trotz diesem verstellenden Putze noch schön waren, ist ein Beweis, wie sehr sie dieses seyn müssen; doch habe ich sie auch ohne diese Unzierde, modisch aufgesetzt und ohne Puder gesehen. Wie hat diese abscheuliche Mode, die zu Ludwig des XIV. Zeiten in Frankreich beliebt war, bis Mademoiselle de Fontanges sie durch ihren hohen Kopfputz verdrängte, in diese Thäler Eingang finden können?

Den ersten Gebrauch machte ich von meinen Füßen nach ihrer Wiederherstellung, bei einem Spaziergange nach Steinen. Dieser Ort wird Dir dem Namen nach aus Müllers Geschichte,

und aus Schillers Tell bekannt seyn, und Du wirst Dich erinnern, daß Werner Staufacher, einer von den drei Stiftern des Schweizer Bundes, hier wohnte. Ich führe Schillers Tell mit mir, um jedesmal an Ort und Stelle, wo jene Begebenheiten vorfielen, die Scenen in dem herrlichen Gedichte zu lesen; dieses that ich auch in Steinen. Ich versichre Dich, man empfindet unter diesen großen Umgebungen, auf dem klassischen Boden, wo die Geschichte vorging die Schönheiten dieses Meisterwerks doppelt. Dem ohnbeschadet konnte ich mich bei der Stelle, die Staufachers Gattin sagt: „Ein Sprung von jener Brücke macht mich frei!“ eines unwillkürlichen Lachens nicht erwehren; denn es ist in der That keine Gefahr dabei, von der hier befindlichen Brücke hinabzuspringen, und die gute Frau konnte keinen weiteren Schaden nehmen, als sich höchstens die Pantoffeln naß machen. Ob eine solche poetische Freiheit zu entschuldigen sey, will ich nicht untersuchen; vermieden hätte sie leicht werden können. Doch lassen wir die Todten ruhen, und begeben wir uns nach dem Rigi.

An einem heiteren Morgen, da noch eben der erste Strahl der Sonne einen goldnen Saum um den lichten Wolkenschleier legte, mit dem der Myten sein Haupt verhüllt hatte, drückte ich den guten biedern Menschen, dankbar für ihre herzliche Pflege, die Hände, und trat meine Reise

nach dem Rigi an. Noch lag das Thal im tiefen Schatten, doch die Gipfel der Berge, und auch die höchsten Alpen schimmerten schon im vollen Sonnenlicht. Diese Beleuchtung war von bezaubernder Wirkung, und hätte einem Landschaftsmaler ein herrliches Studium gewähren können. Ich war beinahe bis nach Seven gekommen, bis das ganze Thal erleuchtet war. Dieses bescheidene Dörfchen liegt mitten unter den schönsten Wiesenmatten, in einem ganzen Walde von Nußbäumen versteckt, und gewährt ein überaus liebliches Bild ländlicher Ruhe. Von hieraus nahm ich einen Nachen, und schiffte mich auf dem Lowerzer See ein. Die Ansichten dieses Sees sind hinreißend schön. Links erhebt sich in furchtbarer Höhe eine röthliche Felsenwand, die dicht an das Wasser gedrängt ist, und kaum einen schmalen Pfad für Fußgänger übrig läßt; rechts steiget der prächtig grüne Haken, in sanfter Erhebung auf, weiter hin dehnet sich eine tiefe Thalkluft aus, an deren Eingange Steinen lieget. Dieses Thal befindet sich zwischen dem Hacken und dem Rufi, dessen Sturz sich von hier aus durch seine hellgelbe Farbe sichtbar macht.

Mitten in dem See liegt das Duodez-Inselchen Schwanau, gegenwärtig dem General auf der Mauer zugehörig, welches einen der schönsten Punkte der Ansicht ausmacht. Es ist ein Felsen, der von fünfzehn bis dreißig Fuß aus dem See

hervorragt, und mit den Ruinen eines alten Schlosses, einem einfachen Wohnhause, einem Obstgärtchen, einigen wilden Bäumen und einer üppig grünenden Wiese besetzt ist. Man siehet hier eine Landschaft im Kleinen, in höchst malerischen Gruppirungen. Den Hintergrund dieser anmuthigen Gegend schließen Lowerz und der Schutt des eingestürzten Roßberges. Auf einem von dem See sichtbaren Felsen des Lowerzer Berges, eines Anhängsels des Rigi, haben in dem Unterjochungskriege viele Franzosen ein höchst trauriges Ende gefunden. Die Unglücklichen hatten sich durch die Plünderungen, durch ihre Zerstörungswuth und durch die Mißhandlungen wehrloser Menschen, so verhaßt gemacht, daß die Schweizer alle Neufranken, deren sie mächtig werden konnten, ohne Barmherzigkeit tödteten. Ein Trupp Französischer Soldaten hatte sich auf diese Felsenberge zurückgezogen, wurde aber von den Bauern verfolgt, und sahe den gewissen Tod vor Augen. Diesem zu entgehen, ließen sich die mehresten davon an einem schroffen Felsen herab auf eine Platte, die weiter keinen Ausweg hatte, und da das Zurückklettern unmöglich war, so mußten sie sämmtlich verhungern. Die sie verfolgenden Landleute selbst, sollen durch die schreckliche Lage der Elenden zum Erbarmen bewogen worden seyn, und Versuche gemacht haben sie zu retten; doch ist ihre Bemühung, wegen der zu großen Höhe des Felsens, vergeblich geblieben.

Lowerz besteht gegenwärtig beinahe nur aus neuen Häusern, da alle, so wie auch die Kirche, durch den Bergsturz mehr oder weniger gelitten hatten. Dieser Ort ist, wie durch ein Wunder, seiner gänzlichen Vernichtung entgangen; denn von drei Seiten ist der Schutt und das Gerölle viele Klafter hoch gefallen, und selbst auf die, dem Rufi gegenüberstehende Seite sind Felsblöcke von mehreren hundert Zentnern schwer übergeworfen worden.

Von hier gehet der Weg nach dem Rigi schroff aufwärts, und wird sehr beschwerlich. In einzelnen Sennhütten, wo ich ausruhen wollte, fand ich Niemand zu Hause, daher konnte ich auch keine Auskunft über den rechten Weg erhalten. Ich kam an einen Punkt, wo sich der Fußsteig theilte, und ungewiß wohin ich mich wenden sollte, ging ich links. Mir rief jetzt Jemand aus einer Entfernung nach, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, ich möchte auf ihn warten. Da der Rufende näher kam, sagte er mir; im Falle ich nach dem Rigi gehen wollte, sey ich auf dem unrechten Wege. Es war ein Senne, der von Schwyz, wohin er Geschäfte halber hatte gehen müssen, zu seiner Heerde zurück kehrte, und eine Strecke weit mit mir einen Weg zu machen hatte. Ohne die Aufmerksamkeit dieses wackern Mannes, wäre ich in ein unwegsames Dickicht gerathen; denn jener Pfad wurde, wie er versicherte, höchst sel-

ten, und nur in dem Falle betreten, wenn Sennen verlohrenes Vieh aufsuchten. Mit mehr Gefühl, als ich bei diesem einfachen Hirten voraussetzen durfte, machte er mich auf Naturschönheiten aufmerksam, zeigte mir versteckt liegende Wasserfälle und Klüfte, machte mir die Stellen, an denen sich ein auffallendes Echo hören ließ, bemerklich, und benahm sich überhaupt, als wenn er ein von mir gedungener Cicerone gewesen wäre. Ich wollte ihm, da wir uns trenneten, nachdem er mir den noch zu nehmenden Weg bezeichnet hatte, ein kleines Geschenk an Gelde geben, allein er schlug es aus, und verließ mich mit einem zutraulichen Händedruck.

Der Weg von Lowerz nach dem Rigi, ist ein enger, nirgends über zwei Schuhe breiter Pfad, der oft längs schwindelnden Abgründen hinläuft, der daher von furchtsamen Reisenden gern vermieden wird. Bei einiger Vorsicht ist er indessen nicht gefährlich, und wegen der unbeschreiblich großen Ansichten, verdient er bekannter zu seyn, als er es gegenwärtig nicht ist; da gewöhnlich alle Rigiwanderer von Art aus den Berg besteigen. Auf einem Maulthiere ihn zurücklegen wollen, hieße sein Leben auf die muthwilligste Art wagen, denn der Pfad ist zu schmal dazu, und nirgends breit genug, um einen Begegnenden zu Pferde ausweichen zu können. Von mehreren Wasserfällen, die man auf diesem Wege antrifft,

zeichnet sich der aus, der, wenn man zwei Drittel der Entfernung von Lowerz bis zum Hospiz zurück gelegt hat, und an die Brücke kommt, die über die Thalschluft des Berges führet, sich dieser beinahe gerade über von einer Felsenwand herunter stürzet. Er fällt in zwei Absätzen herab, von denen der größere wohl eine Höhe von 400 Fuß haben mag, und seine weiße Wassersäule nimmt sich gegen das schaurig dunkle, mit Tannen besetzte Thal vortrefflich aus. In seiner Nähe ist ein freies, mit weichen Rasen belegtes trocknes Plätzchen, auf dem der Wanderer gern einige Zeit verweilet, um das gaukelnde Spiel des Windes mit diesem schönen Wasserfall anzuschauen.

An der letzten Brücke, die auf diesem Wege nach dem Hospiz führet, stehet eine steinerne Gedächtnißtafel, zum Andenken des Gastwirths zum weißen Rößli, Joseph Antoni Schwarz, der an dieser Stelle an dem Schlagfluß gestorben ist. Dieses war der Mann, dessen Fridrike Brunn in ihren Reisen, seiner Biederkeit wegen, rühmend gedenkt. Die Schlagflüsse müssen in diesen Gebirgen sehr häufig seyn, denn ich habe auf meinem Wege von Einsiedeln bis hieher, mehrere dergleichen Denkmäler auf Personen, die davon getödtet worden sind, gefunden. Ich will mir dieß zur Warnung dienen lassen, und vorsichtig bei Erhitzungen seyn. Dem allgemein hier herrschenden Vorurtheil zu Folge, soll eine plötzliche Abkühlung nach einer

Erhitzung auf den hohen Bergen, der reinen, stärkenden Luft wegen, nicht besonders nachtheilig auf den Körper wirken; jene Gedächtnißtafeln beweisen das Gegentheil. Nirgends kann man sich wohl leichter erkälten, als in der Schweiz; denn in den tiefen Thälern herrscht bei klarem Wetter eine wahrhaft afrikanische Hitze; dagegen auf den Bergen und in den dunkeln Klüften eine solche scharfe Luft wehet, als wenn sie unmittelbar von den Eisfeldern des Nordpols käme. Hiezu kommt noch der häufige Regen, von welchem man oft plötzlich übereilet wird, indem man eben von der Sonnenglut in Schweiß ausgelöset ist, daher ist große Vorsicht nothwendig, wenn man seine Gesundheit nicht für immer einbüßen, oder gar das Leben verlieren will.

Der Rigi ist seines ansehnlichen Umfanges und seiner verschiedenen Abtheilungen wegen, mehr ein Gebirge, als ein Berg zu nennen, doch stehet er ganz abgesondert von andern Bergen und von drei Seen umgeben da. Seine größte Länge beträgt beinahe sieben Stunden; die Breite von vier bis zu zwei. Er ist in seiner Mitte durch eine enge Thalschluft getrennet, die sich nach dem Lowerzer Thal zu erweitert und vertieft, nach dem Kulm zu aber verenget und erhöhet. Der Grund dieser Schluft bestehet aus reinem, festen Granit, um den sich alle mögliche Stein- nnd Erdarten angeleget haben. Mitten in dieser Bergspalte, ihrer ganzen Länge nach, fließet ein klares Bächchen, auf einem

polirten Steinbette und bildet mehrere Wasserbehälter, auch einige Wasserfälle, die sich zwischen den hohen Felswänden im Dunkel dichter Tannen lieblich ausnehmen. In dieser Thalenge gehet man zwei Stunden lang, bis man das Hospiz erreicht, das, obgleich 4260 Fuß über dem Meere, doch noch zwischen hohen Felswänden und noch beinahe 1400 Fuß hoch niedriger, als der Gipfel des Berges liegt.

Die Bewirthung auf dem Rigi ist von vielen Reisenden über alle Maaßen gerühmet worden; ich kann so unbedingt in dieses Lob nicht einstimmen, wenn ich gleich die Unmöglichkeit, es in den Wirthshäusern dieses Berges so gut zu haben, wie im Thale, einräume, und die Beschwerlichkeit des Transports der Lebensmittel in Anschlag bringe. In Berücksichtigung dieser Umstände wird der Billigdenkende keine großen Forderungen an die Rigi-Wirthe machen, und auch mit Wenigem zufrieden seyn; aber dadurch wird das Schlechte noch nicht gut, und man hat Unrecht, die frohe Laune, die vielleicht heiteres Wetter und andere günstige Umstände hervorbrachten, auf Rechnung der gefälligen und guten Aufnahme zu setzen, und dadurch Reisende zu täuschen, die, durch jene Nachrichten irre geleitet, es verabsäumen, sich auf Entbehrungen vorzubereiten, und, wenn eine anhaltende unfreundliche Witterung sie zwingt, mehrere Tage auf dem Berge zu verweilen, wegen ungewohnter Diät Unannehmlichkeiten zu ertragen haben.

Ich kehrte in dem vielbelobten weißen Rößli, dem besten von allen Gasthöfen auf dem Rigi ein, befinde mich nun schon seit sechs Tagen hier, und habe folgende Bemerkungen über die Bewirthung gemacht. Das Essen schränkt sich gewöhnlich auf eine ziemlich magere Fleischsuppe, Rind- oder Ziegenfleisch und Forellen ein. Letztere sind das Beste an der Mahlzeit, und beinahe täglich, oft sogar zweimal des Tages zu haben. Außerdem sind noch Rosinen und Mandeln, und auch zuweilen, wiewohl selten, etwas Butter zum Nachtisch. Geflügel, Eyer und Mehlspeisen siehet man hier so wenig, wie Gemüse und Obst; das Fleisch ist schlecht, Niedel erhält man selten; selbst die gewöhnliche Milch ist nicht immer zu haben, und der Wein ist höchst schlecht. Die großen Naturschönheiten dieses Berges haben so viel Anziehendes für mich, daß mir die Entbehrung einer besseren Tafel durchaus nicht schwer fällt; ich würde sogar, wenn es seyn müßte, mit noch wenigerem zufrieden seyn, und des Essens wegen dennoch keine Stunde früher den Rigi verlassen; aber ich sehe nicht ein, warum ich mich deshalb einer da genossenen guten Aufnahme rühmen sollte, wo ich nur schlecht bewirthet wurde. Gemüse, Obst, Geflügel, Eyer, können hier nicht immer zu haben seyn, weil von allen diesem zur Stelle nichts gezogen werden kann; es wäre daher unbillig, darauf zu rechnen; aber Milch, Käse, gesalzen Fleisch und ein trinkbarer Wein, dürften

nie fehlen. Mein Schlaf ist hier vortrefflich, aber ich würde lügen, wenn ich dieses den guten Betten zuschreiben wollte, die einige Reisende hieselbst gefunden haben wollen. In meinem Zimmer und in mehreren andern, die ich genau untersucht habe, fand ich nur Heusäcke zur Unterlage und ziemlich grobe Bettlaken zur Bedeckung; warum soll ich etwas loben, das kein Lob verdient?

Bei meiner Ankunft auf dem Rigi bezog sich der Himmel plötzlich, und ehe eine Viertelstunde verging, regnete es ziemlich stark. Dieser Umstand zwang mich, in meinem engen Zimmerchen zu verweilen und daselbst die Mittagszeit zu erwarten. Die Zeit wurde mir lang, da eine Stunde nach der andern verging, ehe das Essen fertig wurde. Ich versuchte mich mit Lesen zu beschäftigen, doch diese Unterhaltung wollte mir nicht behagen, denn die Forderungen meines Magens, die durch die frühere starke Bewegung dringend zu werden anfingen, unterbrachen meine Aufmerksamkeit. So mit meiner übeln Laune allein, mußte ich von zwölf bis um vier Uhr warten, ehe man mich endlich zur Mittagstafel abrief. Der Grund dieses langen Aufenthalts war der: man erwartete, wegen des den folgenden Tag eintreffenden Marienfestes, Fremden, die zur Wallfahrt kommen sollten, und wollte mich mit diesen zugleich abfüttern.

Ich fand in der Wirthsstube eine lange Tafel mit Landleuten aus der wohlhabenden Klasse besetzt.

und nahm bei ihnen meinen Platz. Unter diesen einfachen, guten Menschen fand ich sehr bald meine frohe Laune wieder. Der Schweizerische Landmann zeichnet sich durch Offenheit und durch ein gewisses, ehrenfestes Betragen aus, das ihm die Achtung der andern Stände erwirbt, und himmelweit verschieden von der Unbehilflichkeit unserer Deutschen Landleute ist. Er ist neugierig, wie jeder Mensch, den Umstände oder Liebe zur Heimath an die Erdscholle, auf der er geboren ward, fesseln, aber er weiß seiner Neugierde den Anschein einer Theilnahme beizumischen, die ihr das Ansehen von plumper Zudringlichkeit benimmt. Ich mußte hier ein vollständiges Examen wegen meines Vaterlandes, des Zweckes meiner Reise, über das woher? wohin? wie? wenn? wo? und dergleichen ausstehen, als wenn man einen Steckbrief von mir hätte machen wollen; doch konnte ich den gutmüthigen Fragern nicht böse deshalb seyn. Sehr geschickt wußten sie die Fragen von delikater Art, als: ob ich verheirathet sey? ob ich ein Amt in meinem Vaterlande bekleide? und ähnliche, in die Rede zu verflechten, oder in einen Scherz einzukleiden, damit sie nicht unbescheiden klangen. Das Benehmen dieser Leute war übrigens ungezwungen und doch anständig; ich habe mich mit ihnen recht angenehm unterhalten. Eine wohlthunde Erscheinung waren mir ein katholischer und ein reformirter Prediger, die in der größten Eintracht neben einander saßen, und ohne

alle Zurückhaltung an den munteren Scherzen Antheil nahmen, von denen die Gesellschaft überströmte, nachdem die dringendsten Forderungen des Magens befriedigt waren. In der Schweiz sind beide Religionspartheien sonst strenge von einander abgesondert, und Duldsamkeit ist in der Regel selten bei den Geistlichen anzutreffen, darum war die Verträglichkeit der beiden hier anwesenden Priester um so rühmlicher. Während des Essens war der Himmel vollkommen heiter geworden, daher säumte ich nun nicht, den Kulm zu besteigen, um die lange davon gehegte Erwartung, eine der schönsten Gegenden der Schweiz zu sehen, zu befriedigen.

So hoch hatte ich noch nie gestanden; so Vieles mit einem Blick noch nimmer umfaßt. Gegen diese Aussicht hält die von der Brockenspitze keinen Vergleich aus, und ich glaube, es giebt wenig Punkte in Europa, die einen so weiten und reichen Gesichtskreis gewähren. Wie klein kam ich mir jetzt vor; wie armselig erschien mir das Menschenleben mit seinen Mühen und Freuden! Während der ersten Augenblicke sah ich wenig; alles schwamm in großen, undeutlichen Massen vor meinen Augen; die Umrisse entfernter Gegenstände verschmolzen in einander, und nur das Nahe stellte sich mir deutlich dar. Nach und nach entwickelte sich dieses Chaos und nun fing ich an das Ganze aufzufassen; doch bekenne ich, mein erster Gedanke war: die entzückten Schilderer der Rigi-Aussicht hätten über-

trieben. Allmählig sahe ich aber immer mehr, die Seele fand den Maaßstab zu dem großen Raume, der vor meinen Blicken lag, und nun wurde mir die Ansicht mit jedem Augenblicke immer schöner. Je länger meine Augen in der unermeßlichen Länderfläche umherschweiften, je mehr wurde ich davon angezogen und endlich zu einem namenlosen Entzücken hingerissen, in welchem ich mich selbst und alles, was mich zunächst anging und umgab, vergaß. Es währete lange, ehe ich von diesem Wonnerausch so weit zu mir selbst kam, um Vergleiche anzustellen, und von dem Anstaunen des Ganzen zur Betrachtung des Einzelnen überzugehen. Wie ein Maulwurfshügel erschien mir eine Stadt von mehreren tausend Einwohnern; man hätte, von hieraus gesehen, glauben sollen, sie mit einer Hand bedecken zu können. Die Entfernung von einer Stunde, schien kaum die Länge von einigen Schritten zu betragen; Seen schienen mäßige Wasserlachen, und große Wälder unbedeutende Gebüsche zu seyn. Und dennoch wie furchtbar groß nahmen sich die ungeheuren Massen der Hochgebirge aus! Welch eine majestätische Reihe von Berggipfeln zog sich von Osten bis nach Südwesten ununterbrochen fort! wie erhoben jene Kolosse ihre Schneehäupter gleich Säulen des Himmels, und wie hehr ragten unter diesen der hohe Sentis, das Schreckhorn, das Wetterhorn, der Finster-Aarhorn; vor allen aber die prächtige Jungfrau hervor! Der Schimmer der

Gletscher wurde matter und erblich. Sanfte Röthe goß sich nach und nach über das blendende Weiß des Schnees der fernen Berge aus, und die Sonne sank immer tiefer am Horizont. Schon verschatteten die Bergmassen die Spiegel der Gewässer, und verwandelten ihr schimmerndes Silber in ein dunkles Schwarz; schon lagerte sich die schwermüthige Nacht in den tiefen Thälern und die grünen Mittelalpen senkten sich in ihren dunkeln Schooß: da sank das majestätische Tagesgestirn mit der erhabensten Pracht in das Feuerbette, das es sich auf dem blauen Rücken des fernen Jura bereitet hatte, und der Abend zog seinen Nebelschleier über die Erde. Noch glänzten die Riesenhäupter der Hochgebirge im Rosenschimmer, noch weilte auf ihnen der letzte sterbende Blick der Tageskönigin; doch nach und nach erblichen auch sie und Nacht umhüllte die Welt. Eitle Mühe ist's, das zur Anschauung bringen zu wollen, wofür die Sprache keine Worte hat. Es bleibt dem Pinsel, wie der Feder unerreichbar, und keines Menschen Zunge spricht es aus.

Um früher zu Hause zu seyn, ging ich von dem Kulm herab gerade zu; doch glaube nicht, ich sey wieder so voreilig gewesen, wie auf dem Haken; hier waren einige Kühe meine Wegweiser, und ich schloß sehr richtig: wo diese hingingen, könnte ich schon folgen. Bei aller meiner Klugheit hatte ich doch die Kleinigkeit vergessen, daß die Kühe keine Schuhe tragen und daher sich nichts daraus machen,

erforderlichen Falls einen Sumpf zu durchwaten; da hier der Fall eintrat, so mußte ich, um nicht den Weg zu verlieren, hinter drein.

Unterweges begegnete ich dem Wirthe zum Ochsen, der, ohngeachtet der hereingebrochenen Dunkelheit, noch mit einigen Arbeitsleuten bemühet war, Bauholz auf den Schultern zum Kulm zu tragen, behufs eines oben zu errichtenden Wohnhauses, welches für Rechnung einiger Bürger zu Zürich erbauet wird, damit Fremde, die während ihres Aufenthalts auf dem Rigi, die in der höchsten Region des Berges herrschende reine Luft unausgesetzt einathmen wollen, auf dem Kulm, ganz in der Nähe des Gipfels, herbergen können. Dieses Unternehmen ist höchst zweckmäßig, denn um von den Wirthshäusern, wo man keine Aussicht hat, und der Himmel nur aus einem Winkel von 60 Grad sichtbar wird, die Höhe zu gewinnen, muß man über eine Stunde Weges bergan steigen, welches nicht nur einigermaaßen beschwerlich, sondern wegen der oft oben herrschenden Kälte auch gefährlich ist, da man selten anders, als mit Schweiß bedeckt auf dem Kulm anlangt. Die Muskelkraft der Leute, die das Bauholz auf ihren Schultern den schroffen Berg hinan trugen, verdient alle Achtung; Balken von dreißig Fuß Länge und zehen Zoll im Quadrat stark, von vier Personen drei Viertel einer Deutschen Meile ununterbrochen bergan zu tragen, ist keine Kleinigkeit!

Gewiß, der Mensch kann sehr viel, wenn er festen Muth und Willen an die Ausführung seines Vorsatzes setzet!

Bei meiner Rückkehr vom Kulm fand ich das Rößli, so wie auch die andern Wirthshäuser, mit Fremden angefüllt, die als Wallfahrer zum Marienfeste gekommen waren. Mir kostete dieses Fest ein paar schlaflose Nächte; denn aus Mangel an Raum konnten die Betfahrer nicht schlafen gehen, sie belustigten sich daher mit Singen und Tanzen, und trieben beides mit solchem Eifer, daß es mir nicht möglich war, auch nur eine Stunde zu schlafen.

Auf der Wallfahrt waren über tausend Personen, aus allen Deutschen katholischen Schweizerkantons versammlet. Die verschiedenen, oft sehr seltsamen Nationaltrachten, gaben dieser Volksmenge das Ansehen einer Maskerade, bei der die Rollen der Charaktermasken mit Wahrheit durchgeführet wurden: es war ein höchst belustigender Anblick. Ich benutzte diese Gelegenheit zu Beobachtungen, sowohl über die körperliche Bildung, als über den Volkscharakter der Schweizer Landleute, und habe folgende Bemerkungen gemacht. Die Mannspersonen sind der Mehrzahl nach schlanke, wohlgebaute Gestalten, von mittlerem Wuchs, der sich einigermaaßen zum Großen hinneiget; ausgezeichnet große Menschen habe ich aber nicht gesehen. Sie haben beinahe alle eine edle, gerade Haltung, viel Gewandheit in ihren Bewegungen und einen raschen,

zierlichen Gang. Weniger schlank, aber verhältnißmäßig mehr groß wie sie, sind die Frauenzimmer. Beide Geschlechter haben eine blühende Gesichtsfarbe, vielen, doch nur sanften Ausdruck in den Zügen, und sind öfter blond, wie braun. Im Ganzen sind die Mannspersonen schöner, wie die Frauenzimmer. Unter dieser Menge, die nach vollbrachten Andachtsübungen sich dem Frohsinn überließ, habe ich keinen sinnlos Betrunkenen und keinen Zänker bemerkt. Die Fröhlichkeit dieser Landleute hatte durchaus nichts Wildes und Stürmisches, und aus ihrem Betragen ließ sich auf eine sehr glückliche Temperamentsmischung schließen. Nennet Jean Paul irgendwo die Holländer: eine wohlfeile Ausgabe der Deutschen, auf Druckpapier, ohne Kupfer, so möchte ich die Schweizer Landleute eine verbesserte, von Druckfehlern gereinigte Ausgabe der Deutschen nennen.

Den Sonnenaufgang hatte ich vom Rigikulm noch nicht gesehen, da ich schon einige Tage hier gewesen war, denn der Horizont war stets gegen Tagesanbruch mit Wolken bedeckt. Zwei Reisende, die in diesem Sommer schon einmal den Rigi bestiegen hatten, und dieses großen Naturschauspiels wegen nochmals hergekommen waren, verabredeten mit mir, für den nächsten Morgen einen Gang nach dem Kulm. Der Wirth, der uns zu rechter Zeit zu wecken versprach, hatte dieses bei mir vergessen, und ich erwachte nicht früher, bis jene schon

ihre Wanderung angetreten hatten. Schnell warf ich mich in die Kleider, um ihnen nachzukommen; aber leider hatten sie die einzige im Hause befindliche Laterne mitgenommen, und die Nacht war stockfinster. Dennoch bestand ich auf meinen Vorsatz, die Höhe zu ersteigen und führte ihn, des Abrathens der besorgten Wirthin ohngeachtet, aus; aber schwerlich wage ich so etwas, ohne die höchste dringende Noth, zum zweitenmal. Die Gefahr dieses Ganges war nicht klein; denn in der Thalschluft herrschte eine ägyptische Finsterniß und der enge Felsenpfad, der zur Höhe führet, läuft stets neben unermeßlichen Abgründen hin, erfordert also selbst im Tage seiner Schlüpfrigkeit und Unebenheit wegen, alle mögliche Vorsicht: erwiss' selbst, was ich dabei wagte. Ich mußte Schritt vor Schritt gehen, stets mit dem Stabe fühlen, wo ich hintreten könnte, und oft bei merkbar unsichern Stellen auf allen Vieren kriechen. Zwar hatte ich Joseph zur Begleitung mitgenommen, aber dieser konnte mir durchaus keine Hilfe leisten, da er die nämliche Vorsicht anwenden mußte, um nicht zu verunglücken. Auf diese Weise ging es bis über die Hälfte des Weges, bis wir in die Nähe der Sennenhütte kamen, wo der Pfad aufhöret gefährlich zu seyn. Dieser Gang hatte mich nicht wenig angegriffen und ich war ganz von Schweiß durchnässet, als ich den Kulm erreicht hatte. Oben herrschte eine Novemberkälte, gegen die mich mein mitge-

nommener Mantel nicht zu schützen vermochte. Zum Glück fand ich hinter einer hölzernen Wand des neuaufzuführenden Hauses Schutz gegen den schneidenden Wind, wo ich blieb, bis ich mich an die veränderte Lufttemperatur gewöhnet hatte.

Noch lag ein dichter Wolkenschleier um die Berge im Osten, und es schien, als wenn meine Mühe für heute unbelohnt bleiben sollte; doch ließ ich die Hoffnung noch nicht sinken, denn der Horizont war im Westen klar, und innerhalb drei Viertelstunden konnten sich jene Wolken wohl noch verziehen. Ich hatte mich in meiner Erwartung nicht getäuscht; die graue verhüllende Decke sank, und der Aether fing an in sanfter Rosenglut zu schimmern. Nun hoben sich die Umrisse der Berge immer schärfer aus; ich konnte sie einzeln deutlich erkennen. Heller und heller erglühte der Osten, endlich brannten die Riesengipfel der höchsten Berge in einem wundervollen Lichtglanz, und nun hob sich die prächtige Feuerkugel in unaussprechlicher Glorie aus den weißen Bergmassen empor. Erlaß mir die Beschreibung eines Schauspiels, das zu groß für eine Darstellung ist. Wie könnte ich Dir dieses Ausströmen des Lichtglanzes in die dunkeln Thäler, diese Strahlenkronen, mit denen die Schneeberge und Glätscher glänzten; diese großen malerischen Licht- und Schattenpartien zur Anschauung bringen! wie Dir den Anblick dieser so über allen Ausdruck erhabenen Natur in der herrlichen Morgen-

beleuchtung versinnlichen! Es war der größte Anblick, den ich je gehabt habe; schwerlich erlebe ich einen zweiten, der ihm gleicht. Mein Geist versank in Anbetung der Allmacht, deren Abglanz sich vor meinem schwimmenden Aug' entfaltete; Thränen des innigsten Gefühls strömten mir von der Wange, und jeder meiner Gedanken ward zur Hymne.

Schon bin ich acht Tage hier und noch werde ich nicht müde, die großen und mannigfaltigen Naturschönheiten, die dieser Berg enthält, zu bewundern. Ich bin außer der Essenszeit nur in den fünf kurzen Stunden der Nacht, und denn einheimisch, wenn ein starker Regen mir das Ausgehen unmöglich macht; ich benutze jeden Augenblick, um die ausgezeichneten Parthien des Berges kennen zu lernen; demohngeachtet habe ich noch lange nicht alle schönen Punkte gesehen, und treffe stets noch auf neue Ansichten. Will man den Rigi ganz kennen lernen, so ist dazu wenigstens ein Monat erforderlich. Die reine Bergluft stärket meinen Körper ungemein; schon spüre ich keine Müdigkeit mehr, wenn ich gleich den ganzen Tag auf den Füßen gewesen bin, und meine Sehkraft hat wunderbar zugenommen.

Die Sennenhütten auf dem Rigi machen die Schattenparthie dieser Bergwelt aus; man kann nichts Schmutzigeres und Erbärmlicheres denken, als sie sind, und es gehört viel Ueberwindung da-

zu, um darinnen Milch genießen zu können. Außer den Milchgeräthschaften ist durchaus kein Hausrath in diesen räucherigen Kabannen vorhanden, das Licht fällt durch die offne Thüre hinein, da es selbst an einem Fenster fehlet und eine einzige kleine Bank, auf welche der Senne, wenn er nicht mit Käsemachen beschäftigt ist, mit seinen Kindern sitzet und — nichts thut, macht den ganzen Inbegriff des Mobiliars dieser Palläste aus. Milch ist selten, außer frühe des Morgens und spät des Abends nach dem Melken zu haben, denn der Senne verwandelt sie jedesmal gleich nach der Melkzeit in Käse, und behält nur soviel davon zurück, als er mit seiner Familie zum Essen bedarf. Noch seltner erhält man Käse, und Brod fast niemals. Zum Lager dienet dem Sennen ein wenig Heu, das zu diesem Ende auf den Viehstall gebracht ist; denn auf den hohen Alpen selbst sind keine Heuvorräthe vorhanden. Im Schlafen sind die Alpenbewohner wahre Virtuosen; ich habe sie zu jeder Tageszeit schlafend gefunden, und sie gestanden mir selbst: es sey dieses ihr einziger Zeitvertreib, da sie außer dem Melken und Käsemachen, durchaus keine Arbeit thun, und also den größten Theil des Tages müßig sind. Höchst selten findet man Frauen und erwachsene Töchter in den Sennhütten; diese sind gewöhnlich unten in den eigentlichen Wohnungen und versehen die häusliche Wirthschaft. Ist diese aber schon von einigem Umfange, und vielleicht

einiger Acker oder Gartenbau bei dem Hause, denn bleibet der Sennenwirth auch im Thale und überläßt die Sennenhütte auf der Alpe seinen Kindern, oder einem gemietheten Sennenknechte zur Aufsicht. Da die Beschäftigungen der Alpenbewohner so einfach sind, und sich außer dem Käsebereiten nur noch auf das Heumachen erstrecken, so sind kinderreiche Hausväter mit ihren Söhnen, wenn sie erwachsen, in Verlegenheit: denn sie wissen ihnen keine Beschäftigung zu geben. Daher wird es dem Französischen Hofe so leicht, Schweizersoldaten zu seinen Diensten zu erhalten, und deshalb ist es gewissermaaßen nöthig, die fremden Werbungen zu gestatten, damit sich das Land seiner überflüßigen Bevölkerung entledige. Auffallend ist es aber, daß bei diesem bedeutenden Abgange des männlichen Geschlechts, durch das ins Ausland gehende Militär, wozu noch die häufigen Auswanderungen kommen, nicht mehr alte Jungfern anzutreffen sind, wie in andern Ländern; ja, ich möchte, nach dem, was ich gesehen habe, behaupten: es giebt deren hier weniger, wie irgendwo. Ob hier von dem gewöhnlichen verschiedenes Verhältniß der Geburten statt findet, oder ob so viele Schweizermädchen in die Fremde verheirathet werden, lasse ich unentschieden.

Eine Merkwürdigkeit des Rigi, der meines Wissens noch kein Reisebeschreiber gedacht hat, ist eine Felsenspalte, ohnfern des Kulms, die an dem Rande des Berges, nach Küßnacht zu, mehrere

hundert Fuß tief in perpendikulärer Richtung hinunter gehet. Es ist dieser Riß wenig bemerkbar, und man würde seine Tiefe nicht kennen, wenn nicht ein Waghals es unternommen hätte, sich, an Händen und Füßen an die Felsenwände anstämmend, hinunter zu lassen. Dieses Wagstück gelang ihm, und er kam unbeschädigt durch eine untere Oeffnung hinaus. Er unternimmt diese gefahrvolle Abfahrt auf Verlangen auch gegenwärtig, für Bezahlung eines Laubthalers. Mehrere Reisende wollten bei meiner Anwesenheit dieses Kunststück sehen, und man war im Begriff, den Kühnen dazu aufzufordern; jedoch gelang es mir, die Gesellschaft von diesem Gedanken abzubringen, da ich ihr das Frevelhafte dieses Spieles mit einem Menschenleben bewies.

Bei Gelegenheit der Wallfahrt kam auch ein Schweizer auf den Rigi, der zwei Basreliefs von dem eingestürzten Rufiberge zeigte, von denen das eine den Berg mit seinen nächsten Umgebungen vor dem Einsturz, das andre in seiner gegenwärtigen Gestalt darstellte. Die Arbeit war wirklich sehenswerth und brachte den Gegenstand zur deutlichsten Anschauung. Die Felsentrümmer und Erdarten waren natürlich und von dem Berge selbst genommen, das Uebrige bestand aus einer Paste von Pech, Wachs und Thon, und war mit natürlichen Farben angemalet. Diese artigen Kunstwerke verdienten um so mehr Bewunderung, da der Verfer-

riger weder mathematische, noch mechanische Kenntnisse besaß, sondern nur allein seinem Nachdenken die Auffindung der Verhältnisse der darzustellenden Größen, und die Mittel, sie verkleinert nachzubilden, verdankte.

Ein Schauspiel, das man nicht leicht irgendwo in einer solchen Vollkommenheit sehen kann, wie hier, sind die Züge der Wolken. Oft habe ich vom Kulm sie von da aus, wo sie sich zu bilden anfingen, bis dahin, wo sie sich zu dichten Massen vereinigt, entladeten, oder auf den Bergen lagerten, beobachtet. Meilenweit verfolgte ich oft ihr Kommen und Gehen, und zuweilen hatte ich das Vergnügen, in drei oder vier verschiedenen Landschaften verschiedenes Wetter zu bemerken. Einst regnete es unmittelbar zu meinen Füßen, in Küßnacht, während in Art ein ganz wolkenleerer Horizont war, und ich selbst im heitersten Sonnenschein stand. Zum Hospiz kommen die Wolken gewöhnlich von unten durch die Thalkluft herauf, daher der Senne auf der Rigihöhe in der Regel eine Viertelstunde länger schön Wetter hat, als die Bewohner der Wirthshäuser.

Achtzehnter Brief.

Weg vom Rigi nach Art. — Das Thal von Art. — Der Bergsturz bei Goldau. — Berichtigung wegen der Blindschleiche. — Fahrt über den Zuger See. — Immensee. — Hohle Gasse. — Rückblick in die Vorzeit. — Küßnacht. — Ansichten des Vierwaldstätter Sees. — Wassersgefahr. — Der Luzerner See. — Ansicht von Luzern. — Garten des Herren Weber. — Echo. — Der Münster. — Gemälde von Lanfranco. — Kirchenschatz. — Der Kirchhof. — Maler Reinhard. — Anekdote von Pfyfer. — Anekdote von Reinhard. — Urtheil über Pfyfers Basrelief. — Das schönste Mädchen. — Mondnacht auf dem See.

Luzern.

Schon wieder sitze ich vom Regen festgehalten im Zimmer und seufze über das schlechte Wetter, das mir in diesem Lande der Naturwunder so manchen Tag verdirbt. Diesem Umstande allein schreibe die regelmäßigen Nachrichten zu, die Du von mir erhältst; denn beim schönen Wetter wäre es mir unmöglich, so lange am Schreibtisch zu verweilen, da die Natur mich unwiderstehlich zu sich hinziehet.

Vergebens wartete ich auf eine gute Witterung, um den Rigi zu verlassen; seit drei Uhr des Morgens regnete es ohne Aufhören, und schon hatte es Sechs geschlagen, als ich des längeren Weilens

überdrüßig, mich in den Marsch setzte. Der Himmel schien sich meiner zu erbarmen; denn bald fiel der Regen sanfter und endlich hörte er ganz auf. Es ist eine beschwerliche Sache um das Fußreisen in der Schweiz, wenn es regnet; alle Bäche treten aus, unzählige neue Wasserfälle und Gießbäche entstehen, und stürzen über die Fußpfade, die dadurch sogleich verdorben werden. Dieses war auch gegenwärtig der Fall und machte mir das Gehen unbeschreiblich sauer. Das abgerechnet, ist der Weg von dem Rigi nach Art, seiner romantischen Parthien wegen, höchst anmuthig. Unermeßliche Abgründe, Felsenklüfte, Wasserfälle, Baumgruppen von Laub und Nadelholz, wechseln in der buntesten Mannigfaltigkeit mit einander ab, und da, wo sich der Berg öffnet, siehet man die beiden Felsenpyramiden von Schwyz und den eingestürzten Roßberg. Ununterbrochen gehet der Pfad abwärts nnd oft auf leiterförmigen Stufen, vermittelst derer es allein möglich ist, hinab zu kommen. Auf der Hälfte des Weges ruhete ich in einem Wirthshause aus, woselbst Madame Brunn für zwei Flaschen Wein hat fünf Thaler bezahlen müssen; seit der Zeit müssen die Leute billiger geworden seyn; denn ich bezahlte nur 15 Batzen für die Flasche. Von diesem Wirthshause hat man zwei unvergleichlich schöne Ansichten; eine über den See von Zug, die andre über den Lowerzer See nach Schwyz.

Das Thal, in dem Art liegt, verdienet mit

Recht ein Paradies genannt zu werden; die hohe Lieblichkeit seiner Fluren, die wunderbare Anmuth seiner Umgebungen, machen es dieses Namens würdig. Die üppig grünen Wiesenmatten können nicht frischer und zarter, das Laub der Obst- und Nußbäume nicht schattiger und reicher, und der die Wiesen durchschlängelnde Forellenbach nicht klarer und lieblicher gedacht werden, wie man hier sie findet. Von zwei Seiten schließen der Rigi und Rusi diese freundliche Ebne ein, und fesseln den Blick; ersterer durch das Farbenspiel seiner Felsenschichten und durch die kühnen, himmelanstrebenden Massen, der andre durch die Schuttbahn seines eingestürzten Gipfels, die sich längs seiner ganzen Höhe herabziehet. Die dritte Seite macht der schöne Zuger See aus, dessen anmuthige Gestade bis in einer großen Entfernung sichtbar sind. Nur die vierte Seite giebt den traurigen, wiewohl interessanten Anblick der Bergtrümmer, die das unglückliche Goldau decken. Ich könnte die Bewohner von Art um ihren reizenden Wohnsitz beneiden, wenn ich nicht fürchtete, der falsche Roßberg stürzet noch einmal ein und verschüttet sie, wie einst ihre Nachbaren. Sie scheinen sehr ruhig deshalb zu seyn; und auch ganz in der Nähe des Einsturzes hat man schon wieder Sennhütten hingebauet.

Von hier aus besuchte ich die Stätte, auf der einst Goldau gestanden hat, und wo gegenwärtig achtzig bis hundert Fuß hoch der Schutt des Berges

liegt. Das ganze, beinahe eine Stunde breite Thal ist ausgefüllt, und selbst der Fuß des Rigi bis zu einer bedeutenden Höhe mit Schutt und Felsengerölle bedeckt worden. Die herabgestürzte Masse bestehet aus einer kießigten Erdart, mit Steinen und Felsblöcken untermischt. Es ist ein Felsenstein gewesen, dessen weiches Korn verwitterte. Der Berg hat nicht beträchtlich an Höhe verloren, daher wohl zu befürchten ist; er werde nach Art zu noch einmal einsturzen. Es ist ein trauriger Anblick, hier so mitten in den gesegneten Gefilden diese schauderhafte Zerstörung zu sehen! Wie manches Familienglück, wie manches blühende, hoffnungsvolle Leben ward hier in einem Augenblick in ewige Nacht versenkt! Vater der Welten, was verbrachen diese fünfhundert Unglücklichen, daß sie so qualvoll untergehen mußten? Doch der vermessene Sterbliche soll nicht so fragen, sondern schweigend die Wege des Unerforschlichen verehren; einst wird ja auch seinem schwachen Blick der Zweck der Vorsehung enthüllt, den sie bei dem Unglück des Schuldlosen hatte.

In dem Schutt dieses Berges soll sich eine kleine Schlangenart finden, vor der man mich als sehr giftig warnte. Mir gelang es nicht, eine davon zu Gesicht zu bekommen. Ich habe noch wenig andere Schlangen in der Sweiz gesehen, als die sogenannten Blindschleichen, die ungemein häufig sind. Mehrere Naturforscher halten die Blindschleiche

(Anguis fragilis), zum Natterngeschlecht gehörig, nicht für giftig. Dieß ist ein Irrthum, dessen Verbreitung gefährlich werden kann: denn diese Schlangenart ist so giftig, daß ohne Anwendung zweckdienlicher Hilfsmittel, ihr Biß in vier bis fünf Stunden ohnfehlbar tödtet, wie ich als Augenzeuge versichern kann. Doch lassen wir die Schlangen und kehren wir nach Art zurück, um uns auf dem Zuger See einzuschiffen.

Ein leichter Nachen, den zwei muntre, rothwangigte Fischerknaben ruderten, nahm mich auf, um mich nach Immensee zu bringen. Ein mäßiger Thalwind kräuselte die grünen Fluthen des Sees und erleichterte den Ruderern die Arbeit, die unter fröhlichem Gesange das Wasser mit ihren leichten Riemen taktmäßig peitschten. Das Wetter war heiter, die von dem Frühregen erfrischte Luft duftete Wohlgerüche, und in dem reinen Aether zeigten sich alle Umrisse entfernter Gegenstände scharf und deutlich. Die Gestade des Sees hatten einen heitern Charakter und schmeichelten dem Auge, das sich so lange in dem Beschauen der großen, kühnen Massen mit ihren harten Conturen und ihren grellen, bunten Tinten angestrengt hatte. Nur mäßige, sanft abgerundete Berge, Rebenhügel, ein anmuthiger Laubwald und ein mit lachenden Gefilden bedecktes Vorgebirge, das den See in zwei Hälften zu theilen schien, waren die Hauptgegenstände dieser Landschaft. In den Fluthen des Sees

spiegelten sich die zahlreichen Dörfer und Landsitze, die mit ihren rothen Dächern längs dem Gestade aus den schattigen, dunkelgrünen Obstwäldern hervorschimmerten. Das stattliche Zug glänzte aus der Ferne mit seinen neuen Gebäuden, und von der andern Seite, doch näher, zeigte sich das ländliche Immensee, das Ziel meiner Fahrt. Der Rigi blieb noch immer mein Begleiter, und sein hoher Kulm blickte wie ein Riese über die Gegend weg. Immer kleiner ward dagegen der Rusi, und das freundliche Art schien in die Fluthen des Sees zu versinken.

In Immensee hielt ich mich nicht auf, sondern eilte, um den merkwürdigen Ort zu erreichen, an dem einst der muthvolle Tell, durch die Ermordung des Tyrannen Geßler, den ersten kühnen Schritt zur Befreiung seines Vaterlandes that. Um an dieser geweihten Stätte mich ungestört meinen Gedanken überlassen zu können, sandte ich meinen Joseph nach Küßnacht voraus, hierauf besahe ich mir die hochberühmte hohle Gasse, in der jene für die Freiheit der Schweiz entscheidende That geschah, und denn setzte ich mich auf eine Stufe der Kapelle und las Schillers meisterhafte Scene, die hier eine ganz eigne große Wirkung auf mich machte. Dieß hinderte mich aber nicht späterhin, als meine Begeisterung sich ein wenig abgekühlet hatte, Reflexionen über diese glänzende Begebenheit zu machen, die die Glorie des Ruhmes, in der Tell uns ge-

wöhnlich erscheinet, wenigstens nicht vermehrten. Die alte Regel, daß Menschen menschliche Handlungen nur nach ihrem Erfolge beurtheilen, bewähret sich auch in Ansehung des von Tell unternommenen Tyrannenmordes. Die That gelang dem Kühnen, das Vaterland wurde frei und die Nachwelt nennt seinen Namen mit Verehrung. Sehen wir aber auf den Beweggrund seiner Handlung, so war dieser doch nichts als Rache, und selbst diese führte er nicht auf eine große Art, wie Masaniello oder Fiesko aus, die das Volk in Bewegung brachten und ihren Feinden die Spitze boten, sondern er sandte den tödtlichen Pfeil hinter einem Baume hervor, auf seines Gegners Brust. War es nicht eine gewöhnliche, aller Größe mangelnde Leidenschaft, die den Tell bewog, den Landvogt zu tödten? Und wie mordete er ihn? Nicht in offnem Kampf, Kraft gegen Kraft gestellt; nein, meuchlings, ohne daß sein Feind Widerstand leisten konnte. So verkleinern sich gewöhnlich die Thaten großer Männer, denen der Erfolg die Glorie der Größe geliehen hat, wenn man ihre Ursachen mit prüfendem Blicke untersucht. Dem sey wie ihm wolle, ohne Geßlers Ermordung würde wahrscheinlicher Weise die Schweiz nie frei, darum ist es billig, daß die Schweizer Tells Andenken ehren. Schiller hat bei der Ermordungs-Scene stark gegen die Oertlichkeit der hohlen Gasse gesündigt; sie ist weder tief, noch von

Felsen umgeben, und wenn man nicht annimmt, es sey, wo gegenwärtig freies Feld ist, Wald gewesen, so bleibt es unbegreiflich, wie Tell entfliehen konnte.

Wenn ich früher in Küßnacht angekommen wäre, so hätte ich für eine Kleinigkeit mit dem Postboot nach Luzern fahren können; nun ich dieses aber versäumet hatte, mußte ich den Schiffern in die Hände fallen, die mich unbarmherzig übervortheilten. Ich will dem Charakter der Schweizer nicht zu nahe treten, er hat viele ehrenwerthe Züge, was aber die Behandlung der Fremden anbetrifft, wo es auf Geldzahlen ankommt, so macht ihnen diese keine Ehre. Man wird selbst von den geldsüchtigen Holländern nicht ärger übertheuert, wie von den Schweizern; doch weniger von den Städtnern, als von den Sennen und Schiffern. Letztere besonders kennen keine Grenzen in ihren Forderungen, wenn sie sehen, daß man ihrer bedarf.

Der Rigi nimmt sich nirgends majestätischer aus, als von dem Arme des Vierwaldstätter Sees, der von Küßnacht ausgehet. Man siehet die große, mehrere tausend Fuß hohe Masse aus dem besten Gesichtspunkt, und erhält einen richtigen Begriff von ihrer unermeßlichen Höhe. Unten am Fuße des Berges liegt eine einzelne Wallfahrtskirche, die mit ihrem nicht kleinen Thurm, gegen die große, schroffe Bergmasse verglichen, sich wie ein Nürnberger Spielfigurchen ausnimmt. Einen schönen

Kontrast mit diesem Felsenkoloß macht das flache, gegenüberstehende Ufer des Sees, das mit seinem lachenden Grün und mit seiner üppigen Fruchtfülle, wie ein Eden da liegt. In dem Hintergrunde strecket der schroffe, weißgraue Pilatus seine Zackenkrone empor, und bezeichnet das Ziel meiner Fahrt. Ihm gegenüber lagert sich in gefälligerer Form die grüne Blümli Alp, hinter welcher der hohe Bergüln, und die Hochgebirge von Uri und Unterwalden ihre Gipfel zeigen.

Bei unsrer Abfahrt von Küßnacht war der Himmel unbewölkt, und nur in der Mitte der Höhe des Rigiberges schwamm ein kleines, lichtes Wölkchen, das sich wie ein Florschleier an den Felsen hing. Es riß sich los, wurde immer größer und größer, bezog in wenigen Minuten den ganzen Horizont, und nun goß der Regen in Strömen herab. Zugleich entstand ein heftiger Wind, der die Schiffer zwang, das Segel einzuziehen, demungeachtet aber wurde das Boot von den ziemlich hochgehenden Wellen unsanft hin und hergeworfen. Die Schiffer schienen mehr Angst als ich zu haben, denn mich schreckt so leicht keine Wassersgefahr. Ich suchte ihnen Muth zu machen und wollte sie bewegen, mehr nach der Mitte des Sees zuzusteuern, da sie von dort aus eine geradere Richtung nehmen konnten, doch sie hielten nach dem Lande zu, und das war wirklich das Beste, was sie thun konnten; denn das Boot wurde leck und

zwar in der Art, daß wir mit der Schöpfe nicht so viel Wasser auswerfen konnten, als hinein drang. Die Gefahr war in der That nicht klein, und hätten wir uns nicht so nahe am Lande befunden, so wären wir versunken. Wir landeten bei Meggen, nahmen daselbst einen andern Kahn und fuhren, nachdem die Schauer vorüber waren, weiter.

Es ereignen sich auf den Schweizerseen oft Unglücksfälle und selten vergehet ein Jahr, ohne daß hier mehrere Menschen im Wasser umkommen. Man schreibt die Schuld dem plötzlich aus den Bergklüften herausbrechenden Föhn zu, der freilich zuweilen mit vieler Heftigkeit wehet; indessen ist wohl mehr die Ungeschicklichkeit der Schiffer und die mangelhafte Bauart der Fahrzeuge der Grund, warum so viele Personen in diesen Gewässern verunglücken. Die Schiffer wissen sich nie zu helfen, sobald ein etwas starker Wind wehet; mit halbem Winde zu fahren verstehen sie aber durchaus nicht; sie ziehen vielmehr gerade denn das Seegel ein, wenn sie sich dessen am Besten bedienen könnten, und gehen die Wogen nur einigermaaßen hoch, so rudern sie gleich dem Lande zu. Die Böte und Nachen aber sind schmal, lang, haben einen flachen Boden und sind von Tannenholz gebauet; welche Bauart zu dem kurzen runden Wellenschlage durchaus nicht passet. Leicht zu regieren sind diese Fahrzeuge, da sie nicht tief ins Wasser gehen, allerdings, aber sie sind zu wenig dauerhaft, um einen Sturm

aushalten zu können, und werden bei jedem etwas starken Wellenschlage leck. Mit Fahrzeugen von Holländischer Bauart, von Eichenholz erbauet, wie wir sie in den Seestädten haben, wäre in diesen Seen, vor allem, wenn sich die Schiffer auf's Steuern verständen, nicht die geringste Gefahr.

Je weiter man fährt, je mehr dehnet sich der See aus und je mannigfaltiger werden die Formen der Hochgebirge, deren Schneehäupter kühn über die grünen Alpen und über die bunten Felsen-Ufer des Sees hervorragen. Rechts begleitet uns noch die idyllisch schöne Landschaft, bis wir um die Ecke biegen und Luzern erblicken, das sich mit seinen weißen Mauren prächtig aus dem See hebet. Gesättigt von dem Anblick der großen Gebirgsmassen verweilet mein Blick nur noch bei der sonderbaren Gestalt des hohen Pilatus, und schweifet denn über die herrlich angebauten Ufer des Luzerner Sees, die in dem bezaubernden Schmuck der üppigsten Fruchtbarkeit und des sorgfältigsten Anbaues von beiden Seiten ausbreiten. Hier gleich an der Ecke liegen Habsburgs graue Trümmer; ohnfern davon heben sich kleine Felseninselchen aus der Wasserfläche empor und tragen kleine Kapellen, Heiligenbilder und Kreuze; weiterhin liegen Felder, Weinberge, Gärten, Landhäuser und Baumgruppen im bunten Wechsel, und den Hintergrund schließt Luzern mit seinen langen Brücken und prächtigen Thürmen. Die Sonne sinket schon, der schroffe Pilatus, der

sein spitziges Haupt eben mit einem Wolkenhute bedeckt hat, wirft seinen Riesenschatten über die Stadt, da landen wir.

So schön die Lage von Zürich auch ist, so kommt sie doch bei weitem der von Luzern nicht gleich, deren ausgezeichnete Schönheit, selbst meine hochgespannte Erwartung um vieles übertraf. Die erhabensten Gebirgsansichten vereinigen sich mit den Prospekten in die lachenden Gefilde, wo eine unendliche Fülle von Fruchtbarkeit die gesegnete Erde schmückt, um hier eine der reizendsten Landschaften zu bilden, wie die glühendste Phantasie sie sich nicht bunter, mannigfaltiger und anmuthiger denken kann. Der Freund des Lieblichen wird so wie der, den wilde, romantische Parthien anziehn, in gleichem Grade befriediget, und wer an einer Wasseransicht Gefallen findet, kann sie kaum irgendwo schöner sehen, wie hier. Alle einzelnen Schönheiten der Gegend werden aber noch bedeutungsvoller und ansprechender durch die Kontraste, die hier aufs Auffallendste neben einander gestellet sind.

Einer der reizendsten Punkte bei Luzern ist der Garten des Herren Weber, der ohnfern der Stadt auf einer sanften Anhöhe lieget, und sich von herrlichen Getreidefeldern und Wiesen umgeben, bis zur äußersten Tiefe eines Thales, welches sich nach dem Münster hinziehet, erstreckt. Der Garten ist die Schöpfung seines gegenwärtigen Eigenthümers, dessen richtigen, geläuterten Geschmack er deutlich

ausspricht. An dieser Stelle würde ein Park im Englischen Geschmacke zum lächerlichsten Zerrbilde werden, und eben so wenig wäre der Holländische oder Französische Styl anwendbar. Es ist auch nichts von allen diesem, und überhaupt keine Manier vorherrschend, sondern alles, wie es die Lage des Bodens erfordert, mit der genausten Berücksichtigung des Schicklichen angelegt. Das einfache, aber wohleingerichtete Landhaus liegt mitten unter Blumenstücken, und beherrscht eine wunderschöne Aussicht; die Gänge sind mit Obstbäumen besetzt und die Ruhesitze allenthalben mit Flieder, hochgezogenen Rosenstöcken und Jasmin umgeben. Dunkle Lauben und Schattengänge sind nur da angebracht, wo sie den Gesichtskreis nicht beschränken; jeder vorzügliche Standpunkt aber ist durch eine offne Laube bemerklich gemacht. Allenthalben wird das Auge durch das Farbenspiel der Blumen und durch die Fülle des vortrefflichsten Obstes vergnüget; der Sinn des Geruchs wird durch die aus den Beeten aufsteigenden Balsamdüfte erquickt, und stets athmet man hier eine reine, gesunde Luft. Mit diesen Vorzügen ist eine unbeschreiblich schöne Aussicht verbunden, die man an keinem Fleck in der Nähe von Luzern so umfassend hat. Den Werth dieses kleinen Elisiums erhöhet, die ein für allemal für Fremde und Einheimische ertheilte Erlaubniß des menschenfreundlichen Besitzers, darin zu jeder Tageszeit nach Belieben lustwandeln zu dürfen. Auf

dem Wege zu diesem Garten ist in der Nähe des höchsten Thurms der Stadtmauer ein sehr deutliches dreifaches Echo.

Der hiesige Münster ist ein großes, einfaches Gebäude, das ohne gerade vorzüglich schön zu seyn, doch einen guten Eindruck macht. Die Vorhalle ist mehr reich, als geschmackvoll verzieret; der Schmuck der Kirche selbst aber ist einfach und edel. Sie hat nur wenig Altäre, dagegen aber fünf Orgeln, unter denen die Hauptorgel die größte in der Schweiz ist, und Pfeifen von 38 Fuß Länge und 12 Zentner am Gewicht hat. Den prächtigen, aus schwarzen und bunten Marmor gearbeiteten Hochaltar, schmücket ein herrliches Gemälde von Lanfranco. Es stellet Christus auf dem Oelberge dar. Der betende Christus ist von hoher Schönheit, doch nicht ein Todesangst leidender, sondern ein über allen Erdenschmerz erhabener Beter, der, frei von allen irdischen Gefühlen, sein Herz zu Gott erhebet. Mir scheint, den Künstler habe bei Ausführung dieser Idee ein sehr richtiges Gefühl geleitet: denn nimmer kann ein Angsterfülltes Gesicht des Gottmenschen auf den Beschauer einen guten Eindruck machen, da Angst und Göttlichkeit widersprechende Begriffe sind. Daher glaube ich, daß der Meister hinreichend entschuldigt sey, wenn er sich bei Darstellung dieses Gegenstandes nicht an die Worte der heiligen Urkunde band. Die schlafenden Jünger sind unstreitig die gelungenste Par-

thie des Gemäldes; ihr Schlaf ist höchst wahr und natürlich dargestellt, und man fühlt sich unwillkührlich bewogen, leiser aufzutreten, um sie nicht zu wecken. Die Drapperie scheint mir etwas nachläßig gearbeitet zu seyn, auch sollte, meiner Meinung nach, die Hauptfigur etwas mehr in den Vorgrund gestellt seyn. Doch dieß sind kleine Flekken in dem schönen Ganzen, welches demohngeachtet seinen Platz in den ersten Bildergalerieen würdig ausfüllen würde. Blos um den guten Küster nicht unwillig zu machen, ließ ich es mir gefallen, den Kirchenschatz in Augenschein zu nehmen; denn für mich haben dergleichen Sachen wenig Interesse. Es ist eine unendliche Menge von Gold und Juwelen vorhanden, ohngeachtet die Franzosen zwei vierspännige Wagen voll davon weggeschafft haben. Wie reich die hiesigen Domherren noch seyn müssen, beweiset ein Geschenk, das einer von ihnen der Kirche gemacht hat; welches aus einem mehrere Pfunde schweren Kelche, aus gediegenem Golde besteht. Der Kirchhof des Münsters, besonders aber der Säulengang, enthält viele geschmackvolle, oft kostbare Grabmähler, die Verse aus unsern besten Dichtern zur Inschrift haben. Ich habe noch nie auf einem Begräbnißplatz eine so große Sammlung vortrefflicher Gedanken in Stein gegraben gefunden wie hier, und muß gestehen, daß mich die zartsinnige Behandlung der Todtenmähler sehr für die Luzerner eingenommen hat.

Die Abbildungen der Schweizertrachten, vom Maler Reinhard, sind in mehrerer Hinsicht sehenswerth. Man erhält nicht nur eine Uebersicht der ausgezeichnetsten Volkskleidungen der Schweizer dadurch, sondern man siehet auch eine Reihe auffallender Physionomien neben einander gestellt, durch die man sich mit den eigenthümlichen kräftigen Zügen dieses Volkes bekannt machen kann, da es sämmtlich Portraits sind. Es sind hier einige vierzig Gemälde vorhanden; eine vollständigere aus 136 Stück bestehende, gleichfalls von Reinhard gemalte Sammlung ist aber in Aarau vorhanden. Diese Gemälde wurden auf Kosten des als Mensch und Bürger berühmten und allgemein verehrten Johann Rudolph Meyer zu Aarau verfertiget; dessen Reinhard mit großer Achtung gedenket. Der Künstler hat bei Verfertigung dieser Bilder vielen Verdruß erlebt, und oft eine nicht geringe Gefahr ausgestanden; denn die Landleute hatten den Wahn, er sey ein Schwarzkünstler und wolle vermittelst der Bilder Zauberei treiben. Oft wenn er durch viele Ueberredungen und ansehenliche Geschenke einen dazu vermogt hatte, sich abzeichnen zu lassen, so stürmten die übrigen Dorfsbewohner auf ihn ein und zwangen ihn die Flucht zu ergreifen. Im katholischen St. Galen predigte ein alter Priester gegen ihn, und forderte die Landleute auf, ihn als einen Zauberer todzuschlagen. Die Wuth der fanatischen Bauern wurde dadurch so entflammt,

daß er ohne die Hilfe menschenfreundlicher Kapuziner, die ihm einen Versteck gewährten, ohnfehlbar getödtet seyn würde.

Ich habe die nähere Bekanntschaft dieses Künstlers gemacht, und an ihm einen biedern, geradsinnigen Schweizer gefunden, dessen Anspruchlosigkeit mich für ihn einnimmt. Folgende Anekdote, die er mir selbst erzählte, charakterisiret einen andern berühmten Schweizer, der bei seinen Landsleuten noch im wohlverdienten Andenken stehet. Reinhard konnte im Anfange seiner Laufbahn in Luzern keine Arbeit erhalten, denn er hatte, als ein Einheimischer, das Vorurtheil gegen sich. Der bekannte General Pfyfer war sein Freund und suchte ihn zu empfehlen, doch ohne allen Erfolg, da jeder sich von einem eben in Luzern anwesenden Italiener wollte malen lassen. Pfyfer ließ sich jetzt heimlich von Reinhard malen, verbreitete aber das Gerücht von der Ankunft eines ausländischen berühmten Malers, dem er aufgetragen habe sein Bild zu verfertigen. Alles war nun neugierig, die Arbeit des neuangekommenen Meisters zu sehen, doch Pfyfer wußte alle so lange hinzuhalten, bis Reinhard sein Portrait beendigt hatte. Nun bat der General eine große Gesellschaft zu sich, und zeigte dieser sein Bild, das über alle Erwartung gelungen war. Man wurde entzückt von der sprechenden Aehnlichkeit des Gemäldes, und von der korrekten Manier des Meisters, und jeder wollte den Maler

selbst sehen, um sogleich Bestellungen bei ihm zu machen. Pfyfer versicherte, der Maler sey sehr theuer mit seiner Arbeit; doch man fand dieß, bei seinem Talent nicht mehr als billig und fuhr fort auf seine Bekanntschaft zu dringen. Da ging Pfyfer in ein anderes Zimmer, wo sich Reinhard befand, nahm diesen bei der Hand und führte ihn zur Gesellschaft, der er ihn mit folgenden Worten vorstellte. „Meine Herren, dieser Mann ist der Verfertiger des Gemäldes. Ich hoffe sie werden es nun nicht schlechter gearbeitet finden, da sie wissen, daß der Künstler ihr Landsmann ist." Man fing sich zu schämen an und um den Verdacht des Vorurtheils von sich zu entfernen, gab jeder Reinharden eine Bestellung, der nun mehr Arbeit erhielt, als er aufzuführen im Stande war.

Auch ein Beispiel von Reinhards munterer Laune habe ich gesehen, das mich sehr belustigte. An der Gasttafel zum goldnen Adler speiset unter andern auch der Fürst von H., ein alter jovialer Mann, der mit dem Künstler auf einen freundschaftlichen Fuß umgeht. Reinhard hatte diesen gemalet, ohne daß er ihm gesessen hatte, und zwar neben einem blühenden Mädchen sitzend, die er mit linken Arm umschlungen hat, während er in der rechten Hand ein Glas mit Wein hält. In dem Gesicht des Fürsten war die höchste faunische Lust ausgedrückt. Dieses Bild ließ er während des Essens in den Speisesaal bringen und als ein altes

Stück zum Verkauf anbiethen. Versteht sich, daß außer mir nur Bekannte an der Tafel speiseten. Das Bild, obgleich nur eine leicht gearbeitete Skizze, hatte eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Original und der Fürst erkannte sich sogleich beim ersten Blick. Es ist mir unmöglich Dir sein Staunen und den komischen Zorn zu schildern, in den er gerieth, da er sich als einen lustigen Lebemann dargestellt erblickte. Doch fiel er nicht auf den wirklichen Verfertiger, bis dieser sich durch sein Lachen verrieth. Reinhard bat nun zwar um Verzeihung; indessen dieß war überflüßig, denn den Fürsten belustigte die Idee so, daß er das Bild als Geschenk annahm, und die Gesellschaft in der muntersten Laune verließ.

Reinhard ist im Begriff eine kleine Reise zu machen, auf der ich ihn begleitet haben würde, wenn die Natur des Geschäfts, welches der Beweggrund seiner Reise ist, solches erlaubte. In Unterseen lebt nämlich ein Mädchen, die allgemein für die größte Schönheit in der ganzen Schweiz gehalten wird. Dieses Mädchen ist nur von geringer Herkunft und nähret sich, unter andern, auch von dem Uebersetzen der Reisenden, über den Thuner See; demohngeachtet ist sie so spröde und liebt ihre Heimath so sehr, daß sie die Hand eines reichen Engländers ausgeschlagen hat. Sie soll übrigens in dem Rufe reiner Sitten und einer großen Frömmigkeit stehen. Reisende machen oft große Umwege,

um diese berühmte Schönheit zu sehen; doch da einige vielleicht unedle Absichten haben merken lassen, so soll sie gegen jeden Unbekannten äußerst schüchtern und zurückhaltend seyn. Reinhard will dieses Mädchen malen, zweifelt aber aus obbemerktem Grunde, ob sie ihm sitzen werde. Deshalb mußte er sich meine Gesellschaft verbitten; denn er kann nur behutsam, unter irgend einem Vorwande, sich ihr nähern und vielleicht nur nach und nach ihr Vertrauen in so weit gewinnen, da sie ihm sitzet, daher wäre ein Begleiter ihm hinderlich. Es ist unglaublich, wie sehr sich hier die Leute vor dem Abmalen fürchten; sie stehen allgemein in dem Wahn, man könne ihnen, wenn man ihr Konterfei besitze, an Leib und Leben schaden. Selbst die reformirten Schweizer sind nicht frei von diesem Aberglauben.

Zu Luzerns größten Merkwürdigkeiten gehört, wie Du wissen wirst, das von dem General Pfyfer verfertigte Basrelief. Ich habe dieses auch in Augenschein genommen; doch fürchte ich beinahe Dir meine aufrichtige Meinung davon zu sagen, denn sie ist dem darüber so lange und allgemein ausgesprochnen Urtheil gerade zu entgegen, und könnte mir ein verächtliches Achselzucken der Bewundrer dieses Kunstwerks zuwege bringen, wenn ich sie laut werden ließe. Sei es immerhin; ich kann einmal nicht heucheln! Dieses Werk mit dem sich der verstorbene Pfyfer beinahe vier und zwanzig

Jahre lang ununterbrochen beschäftiget hat, und wofür seinen Erben von einem Engländer, der ein Liebhaber von Kuriositäten war, 75000 Rheinlän-Gulden gebothen worden sind, ist allerdings, als Produkt eines außerordentlichen menschlichen Fleißes bewundrungswürdig; auch sind die genauen Höhenmessungen mehrerer Berge, die im Gefolge dieser Arbeit unternommen wurden, etwas sehr Verdienstliches; allein wer sich eine klare Idee nach diesem Basrelief von den Schweizerbergen machen will, der irret sehr. Denn, erstlich umfasset die ganze Paste nur fünf Kantons, unter denn noch die von Argau und von Zug ohne bedeutende Berge sind; daher auch ihre Erhabenheiten nach dem Maaßstabe des Ganzen kaum haben bemerklich gemacht werden können; zweitens war es bei aller angewandten Mühe unmöglich, auf einen so eingeschränkten Raume die Formen der Berge anschaulich auszudrücken. Der Rigiberg, dessen Spitze beinahe 4000 Fuß über dem Vierwaldstätter See erhaben ist, und eine Länge von mehr als fünf Stunden hat, nimmt kaum den Raum einer flachen Hand ein und hat etwa zwei Zoll Höhe. Man kann nur mit Hilfe einer sehr lebhaften Einbildungskraft sich daraus eine Vorstellung von einigen Gegenden machen, und gefällig für das Auge ist das Ganze auch nicht. Hätte dieser unermüdet fleißige Mann seine Zeit auf die Geologie, Botanik oder eine andere, der Menschheit nützliche Wissenschaft ver-

wendet, so würde er vielleicht bei eben so viel Berühmtheit mehr genützet haben.

Frohe seelige Stunden habe ich hier verlebt, die selbst noch durch die Erinnerung mir manchen glücklichen Augenblick gewähren werden; möchte es mir doch gelingen, Dir ein einigermaaßen anschauliches Bild davon zu geben. Ich machte gestern nach dem Abendessen noch einen Spaziergang auf dem Lindenwege, der nach der Seite des Pilatus zu, neben einem klaren Bache, durch eine anmuthige mit Wiesen und Getreidefeldern bedeckte Ebne führet. Die Sonne war schon untergegangen und im Westen standen einige Wolken, deren sonderbares Farbenspiel meine Aufmerksamkeit so lange fesselte, bis mich die hereinbrechende Nacht an die Rückkehr mahnete. Der Mond ging jetzt prächtig über dem Rigiberge auf; er warf sein magisches Licht durch die Lindenwipfel und versilberte die kleinen Wellen des Baches, der mit sanftem Gemurmel durch die Wiesen floß. Wohlgerüche, von der Tageshitze aus den Blumen der nahen Wiesenmatten entwickelt, umdufteten mich, ein leiser West, der in den Baumblättern tändelte, hauchte mich mit lindem Wehen an, und singende Heimchen machten ein melodisches Abendkonzert, in das die Wachtel mit ihrem gellenden Ton von Zeit zu Zeit einstimmte. Nur langsam wanderte ich der Stadt zu, um desto länger in dem Genusse dieses schönen Abends schwelgen zu können. Flötentöne weckten

mich aus dem süßen Taumel meiner Empfindungen und bewogen mich meine Schritte zu beflügeln, um mich dem Orte zu nähern, von dem sie kamen. Sie schalleten vom See herüber, und ich eilte dahin. Welch einen unbeschreiblich großen Anblick gewährte mir jetzt der See mit seinen Umgebungen! In seinem hellen Wasserspiegel schimmerte das Bild des Vollmondes, der in dem reinsten Aether schwamm und die Spitzen der Schwyzer und Uriner Berge versilberte, während die großen Massen der zunächst um den See stehenden Berge im dunkelsten Schatten standen. Die ganz erleuchtete Blümlialp machte mit der Schattenparthie der Felsenufer den auffallensten Kontrast. In dem hellen Vorgrunde des Sees ruderten mehrere Kähne, von denen zwei mit Musik, die aus Waldhörnern und Flöten bestand, besetzt waren. Meinem Wunsche, Theil an dieser Wasserfahrt zu nehmen, folgte augenblicklich die Erfüllung; denn ich traf an der Brücke den Kanonikus *** der im Begriff stand auf einem leichten Nachen nachzufahren, und mich einlud, ihn zu begleiten. Wir setzten uns ein und bald hatten wir eines von den großen Böten erreicht, dessen Gesellschaft uns in ihren fröhlichen Zirkel aufnahm. Freund! ich bin außer Stande Dir die Wirkung zu beschreiben, die dieser Kreis froher Menschen, diese feenhafte Mondperspective, die laue Abendluft, die von dem Echo nachgesungenen, bald schwellenden, bald verklingenden Töne

auf mich machten. Meine Sinne waren von einer süßen Bezauberung befangen; ich vergaß die Vergangenheit und Zukunft über diesem Wonnegenuß und die Stunden vergingen mir wie Minuten. Nur erst als der Mond sich hinter die Berge von Unterwalden senkte, und der hellwerdende Ost den kommenden Tag verkündigte, ruderten wir nach Hause, um in den Armen des Schlafs die Freuden dieser Nacht noch einmal zu träumen.

Neunzehnter Brief.

Fahrt von Winkel nach Alpnach. — Ansicht des Pilatus. — Holzflöße. — Das Rotzloch. — Fall in den Wasserfall. — Stanzstadt. — Stanz. — Das Drachenthal. — Die Drachenhöhle. — Nacht im Walde. — Kerns — Sarnen. — Saxeln. — Kirche des Waldbruder Klaus. — Maler Reinhard. — Der Kaiserstuhl. — Der Lungerer See. — Lungern. — Ansicht vom Brünning. — Zollhaus von Bern. — Meyringen. — Der Alzbach. — Andere Wasserfälle. — Bäder. — Der Reichenbach. — Burgtrümmer. — Bettler. — Schwedische Kolonie. — Nationalbelustigung.

Meyringen im Haslithal.

An einem sehr heitern Morgen brach ich mit dem Aufgange der Sonne von Luzern auf. Die erwachende Natur zeigte sich in ihrem reichsten Schmucke; Millionen Thautropfen glänzten im Grase und an den Baumblättern, ein lichter Nebel lag gleich einem Florschleier auf dem See, ein sanfter, kühler Morgenwind hauchte Wohlgerüche über die Flur und die Landschaft prangte in dem vollen Zauber der Morgenbeleuchtung. Nur das hohe Pilatushorn war ganz Wolkenleer, und dieses soll die gewisse Anzeige eines nahen Regens seyn. Kaum befand ich mich eine halbe Stunde unterweges, als der Nebel von dem See verschwunden war, dagegen aber Wolkrn über den Bürgenberg

aufstiegen, die in kurzer Zeit den ganzen Horizont umzogen hatten und eine ganze Sündflut herabstürzten. Der stark wehende Wind zwang mich den Regenschirm zuzumachen, keine Wohnung, in der ich hätte untertreten können, war in der Nähe; von den Nußbäumen regnete es, wenn der Sturm sich schüttelte, doppelt stark, das Wasser lief den Weg entlang, und so war ich in wenig Minuten von oben und unten bis auf die Haut durchnässet. Viel länger währete auch der Regen nicht, denn wie ich nach Winkel kam, welches eine Stunde von Luzern lieget, schien die Sonne an einem beinahe wolkenleeren Himmel. Hier schiffte ich mich ein, um diesen Theil des Vierwaldstätter Sees zu besehen und denn von Stanzstadt aus Unterwalden zu durchstreifen. Die Sonne brannte jetzt entsetzlich, und die von der wellenlosen Fläche zurückgeworfenen Strahlen vermehrten die Hitze noch. Ich rauchte mit meinen nassen Kleidern wie ein Vulkan. Der Busen des Sees, an dem Winkel liegt, ziehet sich hart neben dem Fuße des Pilatus hin, dessen majestätische Form hier vorzüglich schön in die Augen fällt. Die untere Region ist bis zum Fuße des Berges ganz mit Wald bedeckt; wo dieser aufhöret, ziehen sich sanft gewölbte Alpen hin und über diese erheben sich die starren Felsmassen, mit ihren furchtbaren Klüften und Hörnern. Beinahe auf der größten Höhe liegt in einer Vertiefung ein weites Schneefeld, von dem mehrere Wasserfälle

herunterstürzen. Wir mußten um ein weit in den See hineingehendes Vorgebirge schiffen, ehe wir in den Seearm kamen, an dessen Ende Alpnach liegt. Dieser Busen ist einer der reizendsten Punkte des Sees, voll entzückend schöner Ansichten. Der Pilatus dehnet sich hier seiner ganzen Länge nach, beinahe drei Stunden weit aus, und seine Form nimmt, von dieser Seite gesehen, einen so erhabnen Charakter an, daß er mit Recht für einen der schönsten Berge der Schweiz gehalten wird. Seine Basis, die gegen den See zu scharf abgeschnitten ist, bestehet aus einem dunkelgrauen Gestein; über diese gehet ein schmaler Strich Wald und denn fangen die Alpen an, die Terrassenförmig sich erheben, und daher mit all ihren vielen Sennhütten und ihren unzählbaren Viehheerden zu übersehen sind. Dieser Anblick ist unbeschreiblich anziehend; denn der ganze Berg scheint zu leben, und so weit das Auge reicht, bis beinahe an die Felsenpyramiden, noch kaum erkennbar, siehet man weidendes Vieh. Von den Hörnern des Berges, deren man von der Luzerner Seite nur zwei erblickt, zeigen sich hier an zwanzig. Sie sind sämmtlich perpendikulair abgeschnitten, also unersteiglich. Das dem Pilatus gegenüberstehende Ufer wird von schroffen, braunen und gelben Felsen gebildet, deren Farben sonderbar gemischt sind und die ein marmorartiges Ansehen haben. Ihre Scheitel krönet ein dichter Ahornwald, aus dessen tiefen Schatten unzähliche Gießbäche in den

See stürzen. Ohnfern von Alpnach liegt der berühmte Flößkanal, der von der Höhe des Pilatus, da wo dieser mit Wald vorzüglich dicht bewachsen ist, über Abgründe und Klüfte fortläuft, vermittelst dessen große Baumstämme in einer Zeit von fünf Minuten, drei Stunden weit herabgelassen werden. Dieser kühne Bau ist, als ein der menschlichen Erfindungskraft Ehre bringendes Werk sehenswerth und verdiente in manchen deutschen Gebirgsländern nachgeahmt zu werden. Leider wurde kein Holz herabgelassen, als ich es besahe, indessen gab mir die Rinne einen anschaulichen Begriff von dieser Arbeit.

Von Winkel bis Alpnach hatte ich eine angegenehme Reisegefährtin, die bildschöne Tochter einer Gastwirthin aus Sareln, die mich unterweges ganz artig zu unterhalten wußte. Sie suchte mich zu überreden mit ihr über St. Jakob geradezu nach Sareln zu gehen, und machte mich wirklich wankend in meinem Entschlusse, die Straße über Stanz einzuschlagen; denn die Gesellschaft des liebenswürdigen Plaudermäulchens fing mir an zu behagen. Doch, da ich bedachte, daß ich in diesem Falle manches in dieser Gegend hätte unbesehen lassen müssen, so siegte meine Wißbegierde über die Anziehungskraft von einem paar schelmischer Augen.

Von Alpnach fuhr ich nach dem Rotzloch, einem Wasserfall, der ziemlich versteckt zwischen zwei him-

melhohen, senkrecht abgeschnittenen Felsenwänden hervorrauschet und, sobald er zur ebnen Erde kommt, eine Papiermühle und ein Sägewerk treibet, auf dem Flintenschäfte geschnitten werden. Dieser Wasserfall stürzet nicht senkrecht, sondern in schräger Richtung über gewaltige Felsenblöcke herunter. Man kann ihm zur Seite seiner ganzen Länge nach in die Höhe steigen, wodurch man, wenn man nach St. Jakob, oder nach Kerns gehen will, drei Stunden Weges ersparet. Doch ist dieser Weg nicht anzurathen; denn der Pfad auf den schlüpfrichten Steinen ist höchst gefährlich, und es gehöret außer der größten Vorsicht, auch alles mögliche Glück dazu, um nicht in die brausenden Fluten zu stürzen. Ich wollte dieses Wagestück bestehen, doch hätte ich beinahe das Leben darüber eingebüßt. Ein loser Stein rollte unter meinen Füßen weg und ich fiel in den Wasserfall. Glücklicher Weise ging mein Bedienter dicht hinter mir und packte mich beim Arm, wodurch er verhinderte, daß mich der tobende Sturz nicht mit sich fortriß. Ich war nun zum zweitenmal so durchnäßt, als ob ich gebadet hätte. Mein Strohhut wurde bis in den See fortgeführt, wo ihn die Schiffer, die mit dem Nachen auf mich warteten, auffischten. Zum Umkleiden war hier keine Gelegenheit; denn wo sollte ich die nassen Kleider lassen? ich fuhr daher bis nach Stanzstadt, lohnete daselbst die Schiffer ab und ging ohne mich aufzuhalten bis nach Stanz. Der

Rotzbach wird zu den Hauptwasserfällen der Schweiz gerechnet und hat wirklich überraschend schöne Parthien; nur schade, daß es so beschwerlich als gefährlich ist, ihm zu nahen. Er stürzet zwischen zwei schroffen Felsmauern, in einer Länge von etwa 300 Schritt, unter einem Winkel von 60 Graden hinab, und hat eine Breite von 15 bis 20 Fuß. Die vielen Felsblöcke, die seinen Sturz unterbrechen, geben ihm ein höchst pittoreskes Ansehen. Stanzstadt nimmt sich mit seinem alten Burgthurme, und mit seinen vielen neuen Häusern, auf der grünen, weit in den See hineingehenden Halbinsel, höchst malerisch aus. Von Stanzstadt nach Stanz führet ein vortrefflich unterhaltener Weg unter hundertjährigen Obstbäumen, durch ein freundliches kornreiches Thal, das ringsum mit hohen grünen Alpen eingeschlossen ist. Diese Gegend hat einen wunderbar lieblichen Charakter; nur sanfte Formen, milde Tinten schmeicheln dem Auge und eine üppige Vegitation spricht ihrer segenreichen Fülle den Wanderer wohlthuend an.

Ich war glücklich genug noch in dem letzten Augenblicke zuvor den Gasthof in Stanz zu erreichen, ehe ein Gewitter, das über den Bürgeln herauf stieg, die Luft verdunkelte und eine solche Menge Hagel und Platzregen herunter schüttete, wie ich vielleicht noch nie gesehen hatte. Wenig Minuten waren hinreichend die Straßen des Fleckens unter Wasser zu setzen; die Flut drang in

mehrere Häuser und die Gegend schien ein See geworden zu seyn. In einer halben Stunde war aber dieses Wetter vorüber und der Himmel völlig heiter.

Bald hinter Stanz gelangt man in den Oedweiler, oder in das berüchtigte Drachenthal, wo Winkelried den Drachen erschlagen haben soll. Dieses Thal machte einen ganz eignen Eindruck auf mich durch seinen sonderbaren Charakter, der mit andern Schweizerlandschaften verglichen, etwas seltsam Fremdartiges hat. Man könnte sich einbilden in ein anderes Land versetzt zu seyn. Alle Umrisse sind so regelmäßig, als wären sie mit Zirkel und Richtmaaß abgemessen; überall herrscht die größte Symmetrie, und kaum kann man sich des Gedankens erwehren, diese Felsen und Berge, die das regelmäßige Oblongum des Thales umschließen, sind von Menschenhänden zu dieser wunderbaren Gleichheit geformt. Hätte die Natur bei Schaffung eines Schweizerthales einen Holländer zu Rath gezogen, so würde er wahrscheinlich einen ähnlichen Plan dazu angegeben haben. Die Drachenhöhle, in einem Winkel des Thales zwischen Felsen und Bäumen versteckt, siehet schaurig genug aus, verdienet aber wohl kaum einen Besuch, da der Zugang beschwerlich, und der fabelhafte Ruf das Merkwürdigste daran ist.

Der ebne bequeme Weg, der durch dieses Thal führet, hört bei St. Jakob auf, wo sich der Bo-

den mehr in die Tiefe senket, und wo ich, da die Waldbäche alle ausgetreten waren, im eigentlichen Sinn im Wasser gehen mußte. Gerade hatte ich den Wald erreicht, als ein Gewitter aufs Neue herauf kam. Ich beeilte mich eine Wohnung zu erreichen, aber darüber verlohr ich den Weg und all' mein Suchen darnach war vergebens. Denke Dir meine Verlegenheit, in einem furchtbaren Ungewitter, bei strömendem Regen, bei hereinbrechender Nacht, in einem unbekannten Walde allein zu seyn. Mir war nicht wohl dabei zu Muth. Wahrscheinlich hätte ich selbander mit meinem Waffenträger die Nacht im Walde zubringen müssen, wenn mir ein glückliches Ungefähr nicht einen gutherzigen Waldbruder in den Wurf gebracht hätte, der mit einem Topf voll Milch nach seiner Klause wanderte, und mir auf mein Bitten einen Ausweg aus diesem gräulichen Dickicht zeigte. Er brachte mich nach einer einsamen Hütte, deren Bewohner mir den Weg nach Siebeneich wies, und von da gelangte ich ohne weitere Abentheuer nach Kerns.

Meine Kleider sowohl, wie die meines Burschen, waren von der Nässe und dem schmutzigen Wege so unansehnlich geworden, daß der Wirth in Kerns sich kaum dazu entschließen wollte, uns zu beherbergen, und lange nicht dazu bewogen werden konnte, mir ein besonderes Zimmer einzuräumen, bis die in der Wirthsstube befindlichen Handwerker, denen meine Verlegenheit jammern mochte,

ihn dazu bestimmten, meinem Gesuch zu willfahren. Kaum hatte ich es mir aber in meinem Zimmer etwas bequem gemacht, als die Wirthin, die das Essen brachte, mir ankündigte, ich müsse mit einem Pater Kapuziner in einem Bette schlafen. Nun wurde ich wild. Ich fing an mich über diesen Antrag höchst unwillig zu bezeugen, spielte, wie wenig dieß auch sonst in der Schweiz anwendbar ist, den großen Herren, und erreichte dadurch meinen Zweck, Zimmer und Bett für mich allein zu behalten, indessen man ließ mich auch dafür bezahlen, als ob ich ein großer Herr gewesen wäre. Ich würde dieses unfreundliche Wirthshaus recht gern frühe verlassen haben, wenn nicht das Trocknen meiner Kleider einen längern Aufenthalt erfordert hätte.

In den Thälern von Unterwalden, besonders in Stanz, Stanzstadt, Kerns und Sarnen, hat sich die Französische Barbarei vorzüglich thätig bewiesen; die Einwohner sind durch Plünderungen beinahe alle zu Grunde gerichtet und die eingeäscherten Gebäude bei weitem noch nicht wieder hergestellt. Eine solche lange Zeit bedarf ein Ackerbau treibendes Land nicht, um sich von einem feindlichen Einfalle zu erholen; aber wo Viehzucht die Hauptquelle des Erwerbes ist, da macht eine Invasion den Landmann wenigstens auf ein Menschenalter arm. — Man muß gegenwärtig in Unterwalden sorgfältig Gespräche über die Regierungsangele-

genheiten der Schweiz vermeiden; denn dieser kleine Kanton ist in voller Gährung, da die beiden Theile desselben, Niedwalden und Obwalden, der bestehenden Einrichtung entgegen, jeder einen besondern Kanton bilden will. Die Gemüther sind erhitzt und die Sache scheint ernsthaft werden zu wollen; denn die Tagesatzung ist im Begriff Soldaten einrücken zu lassen. Ich entferne mich aus dem Grunde so schnell als möglich aus dieser Gegend.

Sarnen hat eine unvergleichlich schöne Lage an einem Waldumkränzten See. Die waldigten Berge haben schön gezeichnete Umrisse, das Große, Wildromantische ist mit dem Anmuthigen gepaart und das ganze Thal ist mit einer hinreißenden Lieblichkeit geschmückt. Ich wünschte mir Hakerts Kunst, um hier von dem Schützenhofe aus diese entzückende Landschaft malen zu können. In dem Schützenhofe fand ich, was ich hier am wenigsten suchte, einige herrliche Bilder von dem Maler Würz, der im Revolutionskriege als ein blinder Greis von den Franzosen ermordet wurde.

Weniger reizend wie Sarnen fand ich die Umgebungen von Sareln; doch dafür entschädigten mich Gegenstände andrer Art. Die reizende Wirthstochter, mit der ich des Tages zuvor nach Alpnach gefahren war, stand in der Thüre und rief mir, noch ehe ich sich erkannte, einen freundlichen Willkommen zu. Ich kehrte ein und wurde wie ein alter Freund empfangen. Ein reichliches Frühstück

wurde, noch ehe ich es bestellt hatte, aufgetragen, und während ich mir dabei wohl seyn ließ, setzte sich das artige Mädchen, nebst ihrer Schwester, die nicht minder schön war, wie sie, zu mir und beide unterhielten mich recht angenehm. Man suchte mich zu überreden hier einige Tage zu verweilen, zeigte mir ein niedlich aufgeputztes Zimmerchen, wo ich wohnen sollte, und bewies mir überhaupt eine Zuvorkommenheit, die, wenn gleich der Eigennutz einigen Antheil daran haben mochte, mich doch wohlthuend ansprach. Wer sieht sich nicht gern von schönen Mädchen freundlich behandelt! Leider konnte ich, zufolge meines Reiseplanes, von ihrer Einladung keinen Gebrauch machen, doch mußte ich versprechen, im Fall mein Rückweg mich hier vorbei führte, alsdann einige Tage bei ihnen zu verweilen.

Die Kirche in Sarneln ist sehenswerth; man sollte in diesen abgelegnen Thälern ein solches Prachtgebäude nicht vermuthen. Die Gewölbe dieses schönen Tempels ruhen auf Säulen von schwarzbuntem Marmor; auch sämmtliche Altäre, die Kanzel und ein Theil der äußern Bekleidung sind von dieser kostbaren Steinart, die unfern von dem Orte gebrochen wird. Die Kirche ist dem um sein Vaterland hochverdienten Waldbruder Nikolaus von der Flue gewidmet, und sein Gerippe wird auf dem Hochaltar, hinter einer großen Spiegelglastafel, aufbewahret. Der Küster, der mir

die Sehenswürdigkeiten der Kirche zeigte, wollte mich damit überraschen, was ihm auch gut genug gelang. Das Gerippe wird nämlich durch ein Gemälde verdeckt, und während ich dieses betrachtete, drehete er unvermerkt hinter dem Hochalter eine Feder, vermittelst welcher das Bild verschwand, und der Knochenmann sichtbar wurde. Der Anblick war allerdings zum Erschrecken, und würde es noch mehr gewesen seyn, wenn die kostbare Bekleidung des Gerippes nicht sogleich den Eindruck wieder zerstört hätte, den dessen unvermuthete Erscheinung hervorbrachte. Man hat ihm glänzende Steine in die Augenhöhlen gelegt, eine goldne Nase angesetzt und um den Kinnknochen einen goldnen Reif befestigt. Wie konnten Menschen an einer so läppischen Spielerei Geschmack finden! Seinen Gebeinen nach zu urtheilen und nach der Kleidung von ihm, die noch aufbewahret wird, ist der Bruder Klaus ein Mann von ungewöhnlicher Größe gewesen.

Hat man hinter Saxeln einen angenehmen, sich längs dem See hinziehenden Ahornwald durchwandert, so höret man ein donnerndes Getöse, wie von einem großen Wasserfall. Es entstehet dieses durch die Auslassung eines Sees, die man durch einen Felsen gebrochen hat, um den See zu Wiesen und Ackerland abzutrocknen. Das Wasser stürzet in einem Winkel, den eine hohe Felsenwand bildet, mit großem Gebrause aus einer Kluft, die mit der Oberfläche der Erde gleich ist, hervor und

wälzet sich donnernd gegen mächtige Granitblöcke, die ihm im Wege liegen. Der Anblick der aus der Tiefe aufsprudelnden Flut hat etwas Schauererregendes.

In Geisweiler, wo ich Mittag hielt, wurde ich durch die Ankunft des Maler Reinhard, der auf der Reise nach Unterseen begriffen war, und hier einsprach, angenehm überrascht. Er freute sich nicht weniger mich zu sehen, und wir beschlossen zusammen über den Brünning zu gehen. Mir gewährte die Gesellschaft dieses ehrlichen Schweizers viel Vergnügen; denn er unterhielt mich nicht nur mit mancher kunstlerischen Anekdote, sondern er zeigte mir auch manche merkwürdige Gesichtspunkte der Gegenden, durch die unser Weg führte, die mir ohne ihn, da sie oft etwas von der Straße entfernt waren, entgangen wären.

Das Ersteigen des schroffen Kaiserstuhls, über den unser Weg führte, wurde uns nicht wenig beschwerlich, und wir erreichten ganz erschöpft den Gipfel; doch unsre Anstrengung wurde am Ziele herrlich durch die Aussicht in eine unendliche Alpenwelt belohnet, die im goldnen Glanz der Abendsonne vor uns lag. Von allen Seiten tönten Heerdenglocken, das Vieh eilte von den Höhen den Sennhütten zu, der muntere Ton einer Schalmei klang aus einem tiefen Thale zu uns herauf, und fröhliche Mädchen und Jünglinge sangen die Melodie des Kuhreigens. Die Schatten der Berge wur-

den länger, auf die Seen legte sich ein weißer Nebel, und aus den Thälern stieg ein zarter Duftschleier empor, der sich in kleine Wölkchen sammelte, die sich an die höchsten Alpen anschlossen. Mitten in dieser schönen Abendlandschaft stand der Kaiserstuhl wie ein Rembrandscher Schattenkontrast da. Von oben bis unten mit Nadelholz bewachsen, dessen Schwarzgrün nur hin und wieder von Felsen, oder unfruchtbaren Erdschichten unterbrochen wurde, machte er einen scharfen Gegensatz des reichen, milden Lebens, mit dem die Gegend ausgestattet war. Gerne würde ich noch länger auf dem prachtvollen Standpunkte verweilet haben, wenn meine Reisegesellschafter mir nicht die Nothwendigkeit vorgestellt hätte, bei guter Zeit das Wirthshaus zu Lungern zu erreichen, wo wir zu nächtigen gedachten. Tief zwischen Bergen versteckt liegt der Lungrer See, in einer Waldnacht schwermüthigem Schatten, der dem stillen Thale einen ernsten Charakter giebt. Wir glaubten des Averuns düstern Strand betreten zu haben, und wandelten schweigend neben dem schwarzen Wasserspiegel hin. Nur am Ende des Thales, wo unter Wallnußbäumen versteckt Lungern liegt, ändert sich die Scene. Der Ahornwald verschwindet, die Berge die hier höher werden und enger zusammen gerückt sind, tragen eine Menge Hirtenwohnungen und Sennenhütten, die wie Schwalbennester an der steilen Bergwand zu

kleben scheinen; ein laut rieselnder Bach fließet das Dorf vorbei, und von dem hohen Brünning stürzt sich ein ansehnlicher Wasserfall mehrere hundert Fuß tief ins Thal. Der Wirth, bei dem wir einkehrten, hatte die Aufmerksamkeit für mich, mir ein Zimmer mit der Aussicht auf den Wasserfall einzuräumen, der sich von hier aus, da ihn gerade der Mond beleuchtete, unbeschreiblich schön ausnahm. Ich genoß diesen magischen Anblick, in der lauen Abendluft, bei offnem Fenster, bis der Mond, tief in der Nacht, sich hinter die waldigten Höhen des Brünning verbarg. Kaum hatte ich drei Stunden geschlafen, als mich der Wirth weckte und mir das schon bereitete Frühstück brachte. Wahrscheinlich war dieß auf Antrieb Reinhards geschehen, denn ich hatte es vergessen zu bestellen. Es ist kaum zu glauben, wie wenig der Mensch in dieser erquickenden Luft des Schlafes bedarf. Drei bis vier Stunden sind vollkommen hinreichend, dem von einem ermüdenden Wege erschöpften Körper seine volle Kraft wieder zu geben, und niemals spüre ich die geringste Müdigkeit oder Schläfrigkeit, wenn ich nur die Vorsicht anwende, mir des Abends ein lauwarmes Fußbad bereiten zu lassen. Dagegen habe ich einen so gesegneten Appetit, daß ich wenigstens doppelt so viel esse wie sonst.

Der Weg über den Brünning wurde uns sauer, da er schroff aufwärts ging, und wir wenigstens

anderthalb tausend Stufen ersteigen mußten, ehe er ein wenig bequemer wurde. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, und nun stellte sich uns das stille anmuthige Lungrer Thal, mit seinen schattigten Ahornwäldern, mit dem dunklen See, von hellgrünnen Alpen umgürtet, in dem Goldschimmer der Morgenbeleuchtung dar. Der hohe Kaiserstuhl verschloß es nach der entgegengesetzten Seite, doch konnten wir von unserm höheren Standpunkt über ihn weg, nach dem Sarner See, bis nach Sarnen sehen. Wir setzten uns auf eine Bank, die neben einer, auf dem Gipfel des Berges erbauten Kapelle stand, und schwelgten in dem Genusse des heitern Morgens, der in seiner anmuthigsten Milde auf die Natur herablächelte, die hier, wie eine geschmückte Braut, im höchsten Glanz ihrer Reize strahlte. Aus dem Thal herauf klangen die Glocken, die zur Frühmette läuteten; melodisch tönten die Heerdenglocken, und unfern von uns schallte, aus der dunkeln Waldnacht, der einfache Gesang eines Hirten. Zwei Baumgruppen, die vor uns, unmittelbar am Abhange eines Berges, standen, faßten unsern Gesichtskreis wie ein Rahmen ein. Durch den Raum, den sie ließen, hindurch, sahen wir das bunte Leben auf den Alpen, mit dem die ernste Stille des Thales so schön kontrastirte. Der Wasserfall schien von hieraus gesehen, ein weißes straff gezogenes Band, und nur wenn der Morgenwind

sein loses Spiel mit ihm trieb, wurde uns seine Beweglichkeit bemerkbar. Wie soll ich Dir aber den reinen, hellen Farbenton beschreiben, in dem die Landschaft bei der klaren Luft sich darstellte! Kein Nebel verhüllte einen Gegenstand; auch die fernsten Berge zeigten sich in scharfen Umrissen, und im Vorgrunde wechselten Licht und Schatten so deutlich, als sey alles mit frischen Farben bemalt.

Von der Kapelle ab senkt sich der Pfad anfangs in ein kleines Wiesenthal, denn gehet er aber wieder aufwärts, und bald betritt man die Berner Grenze. Hier stehet auf luftiger Höhe ein einsames Haus, welches die Landjägerei und das Grenzzollamt ist. Von diesem Hause aus siehet man in einer entsetzlichen Tiefe hinab ins Haslithal, und bemerket den ins Thal sich stürzenden Oelzbach, über welchem die beiden beschneieten Häupter des Oelzhorns und des Wandelhorns in furchtbarer Größe emporragen. Die Aussicht auf die Hochgebirge und nach dem Brienzersee ist von einer unaussprechlichen Erhabenheit. Am Zollhause trennte ich mich von meinem biedern Reisegefährten.

Von hier geht es auf einem ziemlich bequemen Fußsteige schnell abwärts, ins Haslithal hinunter. Der Pfad läuft malerisch unter alten Ahornbäumen fort, deren Wurzeln in dem Felsen verwachseu zu seyn scheinen, denn es ist beinahe

keine Erde sichtbar. Hoch über dem Haupte starren furchtbare Felsmassen, tief unter den Füßen öffnet sich das über alle Beschreibung schöne Hasliethal, von der Aar durchschnitten, die, von der Höhe gesehen, ein unbedeutender Bach zu seyn scheint. Dieses Thal, eines der reizensten der Schweiz, hat vor allen den Vorzug einer Menge der schönsten Wasserfälle.

In dem gut eingerichteten Wirthshause zum wilden Mann, wo es an nichts fehlt, was einem Reisenden, der Bequemlichkeit liebet und einen guten Appetit hat, nöthig ist, befinde ich mich über allen Ausdruck wohl. Die Morgenszeit, so wie die späteren Nachmittags und Abendsstunden, benutze ich zu Spaziergängen; von zehn Uhr Vormittags, bis um drei Uhr des Nachmittags, wo hier in dem verschloßnen Thal eine wahrhaft Italische Hitze ist, bleibe ich in meinem kühlen Zimmer und beschäftige mich mit Schreiben an Dich.

Meine erste Wanderung machte ich um den Schmalzbach, der den Fenstern meines Wohnzimmers grade gegen über ist, zu besuchen. Dieser schöne Wasserfall stürzt sich von einer großen Höhe senkrecht in einen tief ausgehöhlten Kessel, den ein hervorstehendes Felsenstück bildet, von wo aus heraussprudelnd er einen zweiten, doch minder hohen Fall machet. Unfern des Felsenbeckens ist ein Ruhesitz angebracht, von dem man den

Wasserfall in seiner ganzen Größe beobachten kann, und von wo man zugleich einen der besten Gesichtspunkte hat, um alle unendlichen Schönheiten dieses Thales mit einem Blick zu überschauen. Auf diesem Sitze befindet man sich dem prächtigen Rosenlavi-Gletscher gerade gegen über, der sein glänzendes Haupt hoch in den blauen Aether hebt, und aus dem unmittelbar der donnernde Reichenbach auszuströmen scheint. Der Staubregen hatte mich ganz durchnäßt, dennoch wagte ich es auf den Rand des Felsenkessels zu treten, und nun stand ich unmittelbar zwischen den zwei Absätzen des Wasserfalles, deren einer vor mir niederfiel, während der andere zu meinen Füßen fortstürzte. Ueber meiner Scheitel schwebte ein prachtvoller Regenbogen. Für einen der vom Schwindel vollkommen frei ist, hat der Standpunkt zwischen den beiden Fällen gerade nichts Gefährliches, indessen ist der Eindruck, den die große niederdonnernde Wassermasse macht, so schaudervoll, und das Geräusch des Sturzes so betäubend, daß man unmöglich lange daselbst ausdauern kann. Ohne Stab würde man sich aber gegen den Luftzug, den das niederstürzende Wasser verursacht, nicht stehend erhalten können. Die drei Wasserfälle des Dorfbaches, des Alpbachs und des Mühlbachs stürzen sich von derselben Felsenwand, doch in einer ziemlichen Entfernung von dem Schmalzbach in die Tiefe. Sie sind von

geringerer Größe wie dieser, haben aber keine Absätze, und der Wind trennet ihre Wassersäulen oft, wodurch denn, wenn die Sonnenstrahlen darauf scheinen, ein sonderbares Farbenspiel entsteht. Bei dem schnellen Schmelzen des Schnees auf den hohen Bergen sollen diese Wasserfälle, durch die Massen von Sand und Stein, die sie ins Thal werfen, oft großen Schaden anrichten.

Um den Reichenbach zu sehen, machte ich mich eines Morgens auf; mußte aber wegen eines Staubregens, der mich übereilte, in eine Bauernhütte eintreten. Eine freundliche Bäuerin frug mich: ob ich nicht baden wolle? Da sie das Badehaus in ihrem Beschluß hatte, und ich mich erinnerte von den Bädern zu Meyringen gehört zu haben, so beschloß ich ein Bad zu nehmen. Ein schlechtes, hölzernes Badehaus stehet über der Quelle, und enthält sechs zimlich unbequeme Badewannen. Das Wasser ist milchwarm, wie das in Schlangenbad, und scheint auch ähnliche Wirkungen zu äußern. Gestärkt durch dieses Bad ging ich dem großen Anblick des Reichenbachs entgegen, der, ich muß es gestehen, meine kühnsten Erwartungen übertraf. Man hält diesen Wasserfall, seinem Range nach, für den dritten in der Schweiz; doch ich weiß nicht, ob ich derselben Meinung seyn würde, wenn ich den zu Schaffhausen und den Staubbach gesehen hätte. Es läßt sich kaum etwas Erhabeneres vorstellen, als

dieser Katarakt ist. Wild donnert er von einer unermeßlichen Höhe herunter, stürzt in ein tiefes Felsenbett, und brauset zischend aus diesem hervor, um sich von einem zweiten Abhange hinunter zu wälzen. Nun empfängt ihn eine zackichte Granitspalte, durch die er sich mit ungestümer Gewalt drängt und beinahe in Schaum aufgelöset an eine Steinwand anprellt, die in zwingt seine Richtung zu verändern. Durch dieses Hinderniß doppelt kräftig, brauset er jetzt über den vierten Absatz, und stürzet sich nun zum fünftenmal, doch unzerspalten, unter eine Brücke durch, die von ungeheuren Steinblöcken mit einem kühnen Bogen über den Felsenschlund gewölbet ist, Bald hinter der Brücke prallt er nochmals gegen die Felsen an, wendet sich abermals und fällt, weniger hoch über große Blöcke, worauf er denn zum letztenmal sich in seiner ganzen Schönheit zeigt, und in majestätischen Wölbungen in sein Thalbette fällt. Jeder einzelne diesen sieben Absätze, würde für sich allein bewundrungswürdig seyn; aber diese Fälle vereint übertreffen jede Vorstellung. Der Weg, den man erklimmen muß, um zu den verschiednen Absätzen des Wasserfalles zu kommen, ist etwas lang, und die Steige sind nach der Höhe zu hie und da beschwerlich. Man bedarf zur Ersteigung des höchsten Absatzes von dem Thale aus wenigstens drittehalb Stunden.

Im Haslithal stehen auch die Trümmer einer

Burg, auf der Arnold von Winkelried einst gewohnet hat. So wenig Ausgezeichnetes sie auch an und für sich haben, so sehr sind sie der großen Erinnerungen wegen, die ihr Anblick weckt, eines Besuches werth. Dieser hochherzige Schweizer, der hier einst lebte, der mehr als Coriolan, mehr als Tell und Egmond war, verdienet mit Recht die Bewunderung der spätsten Nachwelt. Welche hohe Vaterlandsliebe mußte diesen ersten aller Helden beseelen, als er die Spieße seiner Feinde in eigne Brust senkte, und seinen Leib zur Brücke machte, über die seine Landsleute zu dem Siege gingen, der die Macht des gegen sie verbundnen Adels brach! Und welche reiche Frucht trug dieses große Beispiel! Ich glaube die neuere Geschichte hat keinen zweiten Helden aufzuweisen, der es dem edeln Winkelried gleich gethan hätte.

Unangenehm ist es, an jedem merkwürdigen Standpunkt dieses Thales Bettler zu finden, die gleichsam einen Zoll für die Sehenswürdigkeiten verlangen, die man hier in Augenschein nehmen will. Es sind keinesweges Nothleidende; sie sind vielmehr gut gekleidet; auch bitten sie nicht etwa bescheiden um eine Gabe, sondern fordern gerade zu, und fragen, wenn sie abschlägig beschieden werden: ob man denn die Merkwürdigkeiten umsonst sehen will? So wenig geizig ich auch bin, so empört mich doch die Unverschämtheit dieser Leute, die hier über die Naturschönheiten ein Bannrecht

ausüben wollen. Diese Bettler besitzen, wie mir der Wirth zum wilden Mann versicherte, eigne Häuser und eignes Vieh.

Die Sage, daß die Einwohner des Haslithals Schwedischer Abkunft sind, gewinnet durch ihre von den übrigen Schweizern abweichende körperliche Bildung an Wahrscheinlichkeit. Sie haben einen größeren und schlankern Wuchs, und eine blondere Gesichtsfarbe, als die Einwohner der benachbarten Thäler; auch in ihren Zügen scheint etwas Eigenthümliches zu liegen, was man bei andern Schweizern nicht bemerkt.

Das Ringen, ein Nationalspiel der Schweizer, ist vorzüglich im Haslithal zu Hause, von wo aus es sich in die übrigen Landschaften verbreitet zu haben scheint. Hier ringt Jung und Alt, und für wenige Batzen kann man zu jeder Zeit das Vergnügen haben, ein paar Ringer sich zu Boden werfen zu sehen. Es geschieht auf folgende Weise: Beide Ringer entkleiden sich bis auf die Beinkleider, sodann leget jeder den rechten Arm um die Hüfte seines Gegners, mit der linken Hand packt einer den andern in den Hosengürtel, und beide strengen ihre Kräfte an, sich einander zu Boden zu werfen. Gewöhnlich fallen alle beide; doch wer oben liegt hat gewonnen, und erhält das Geldgeschenk des Zuschauers allein.

Zwanzigster Brief.

Abreise von Meyringen. — Hasli im Grund. — Ungewitter. — Elende Herberge. — Das Aarthal. — Gutannen. — Vorzüglich schöner Wasserfall. — Ursache warum er nicht bekannter ist. — Die drei Regionen des Weges. — Ankunft auf dem Grimsel. — Der Aargletscher. — Aussicht vom Grimsel. — Der Rhonegletscher. — Branntweinbrennerei an der Rhone. — Die Maienwand. — Aufnahme im Hospital. — Das Fremdenbuch. — Die Ziegenmelkeri.

Hospital auf dem Grimsel.

Da sitze ich auf einem der höchsten bewohnten Punkte von Europa, 6700 Fuß hoch über der Fläche des Mittelmeers, in einem wohlgeheizten Zimmer, und Schnee und Schlossen schlagen an mein Fenster. Die Erscheinung, im August einen vollständigen Wintertag zu erleben, ist höchst sonderbar; indessen ist dieß hier nichts seltenes, und mein guthmüthiger Wirth versichert mich, daß es in diesem Sommer nur wenige Tage gegeben habe, an denen es hier nicht geschneiet hätte. Ich setze, da ich des unfreundlichen Wetters wegen nicht ausgehen kann, meine Reisegeschichte fort.

In Meyringen versah ich mich und meinen Burschen mit neuen Alpenstöcken, nahm einen Führer an, der mich bis zum Grimsel begleiten sollte, und reisete um vier Uhr des Nachmittags

ab. Am Ende des Meyringer Thales, wo die Brücke über die Aar geschlagen ist, ziehen sich die Berge zusammen, und der Pfad windet sich, so malerisch als beschwerlich für den Wanderer, den Felsen hinan. Das Thal wird hier so enge, daß es eigentlich nur eine Schluft zu nennen ist, worin sich aber schöne Eichen befinden, deren schattige Gipfel das Bette der Aar verbergen. Dieses Flußbett zu besehen macht einige Mühe, die aber reichlich durch einen höchst seltenen Anblick vergolten wird. Der Fluß drängt sich nämlich mit wildem Ungestühm durch zwei Felsenwände, die so senkrecht abgeschnitten sind, als wenn sie nach der Richtscheit mit dem Meißel bearbeitet wären. Die Felsen sind von bräunlicher Farbe, mit weißen Adern, und haben eine Politur wie Marmor. Ob sie vieleicht aus Marmor bestehen, kann ich nicht entscheiden, denn es ist keine Möglichkeit ihnen zu nahen. Von der Schluft rechts ab führt ein enges Waldthal nach dem Scheideck.

Ich war ungewiß ob ich wachte, oder ob die gaukelnde Phantasie mir im Traume die lieblichen Gebilde vor die Seele zauberte, die mein zweifelnder Blick sah, als ich von einer Felsensteige herunter in den Hasligrund trat; so überrascht war ich, hier mitten in der grauenvollsten Wildniß ein Paradies zu finden, das von der Natur in ihrer freundlichsten Laune mit verschwenderischer Milde ausgeschmücket war. Zwischen furcht-

baren Bergkolossen, deren schroffe Felsengipfel über die Wolken hinaus ragten, eng von allen Seiten eingeschlossen, lag in der Tiefe ein kleines, beinahe zirkelrundes, so anmuthiges Thal, als hätten Feenhände es verzieret. Auf der Matten zartem Grün blüheten Blumen von den schimmerndsten Farben, auf kleinen Ackerstücken reiften goldne Saaten, in wunderbarer Fruchtbarkeit, der Ernte entgegen; Obstbäume beugten ihre Aeste unter der Last ihrer Fruchtfülle zur Erde, und hundertjährige Wallnußbäume verbreiteten eine Schattennacht über die grüne Flur. Längs dem Ufer der tosenden Aar, die diesen reizenden Naturgarten seiner ganzen Länge nach durchschnitt lagen die freundlichen Hütten der Thalbewohner malerisch zerstreut. Eine solche stille Abgeschiedenheit, verbunden mit dem entzückendsten Naturreiz, wie man hier antrifft, kann auch den Lebenslustigsten zu dem Wunsche verleiten, sich in diesem Eden anzusiedeln, und entfernt von der Welt, im ruhigen Genusse ländlicher Freuden seine Tage zu beschließen. Eine solche stille, wohlthuende Ruhe, wie dieses reizende Thal athmet, habe ich noch nirgends gefunden. Ich erhielt hier eine deutliche Vorstellung von dem Elisium der Alten, und glaubte in dem stillen Aufenthalt der Schatten angelangt zu seyn. Die Berge, die dieses kleine Thal von allen Seiten einschließen, haben einen Charakter von furchtbarer Größe, ihre starren Felsenmassen

thürmen sich beinahe senkrecht in die Höhe, sind nach ihrer Mitte zu mit dunkeln Nadelholzwäldern umgürtet, und strecken ihre kahlen, zum Theil mit Schnee bedeckten Felsenhäupter in den Aether. Das Ritzlihorn, der Plattenstock, die Bug haben sämmtlich eine Höhe von 5000 bis 6000 Fuß, und stehen wie Riesenthürme um das Thal gestellt, das sie von allen Seiten einschließen. Von der spitzen, einem Zuckerhut ähnlichen Scheitel des Plattenstocks sind eine Menge Felsstücken bis zu seiner Mitte herab gerollt, und ein ungeheurer Riß, der durch seinen Gipfel gehet, läßt fürchten, daß er einen Theil seiner Masse ins Thal herabstürzen werde.

Ich mußte mich, da ich Gutannen noch erreichen wollte, von diesem Paradiese losreißen, denn schon nahete der Abend, und mein Reiseziel war noch drei Stunden entfernt. Es ging steil Bergan durch eine tiefe, schauerliche, von der Aar durchrauschte Bergkluft. Himmelhohe Felsen und finstere melancholische Tannenwälder hoben sich von beiden Seiten empor. Mir war als ging ich aus Elisiums Gefilden, dem traurigen Tartarus zu. Das laute Rauschen der Aar hatte uns verhindert ein herannahendes Gewitter zu bemerken, und auch die aufsteigenden Wolken waren wir nicht gewahr geworden, da uns in dem tiefen Gebirgsschlunde von dem Horizont nur ohngefähr dreißig Grad sichtbar waren. Große, einzeln fallende

Tropfen machten uns zuerst auf die Veränderung des Wetters aufmerksam; bald aber fiel der Regen stärker und der Donner brüllete laut in das Getose des Flusses. Das Ungewitter wurde immer heftiger, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgten so schnell hinter einander, der Donner hallte so furchtbar durch die grauenvolle Felsenschlünde, und die Finsterniß brach, obgleich es noch nicht völlig Abend war, so schnell herein, daß auch der Herzhafteste bei diesem plötzlichen Aufruhr der Elemente zaghaft werden mußte. Selbst mein Führer, der doch in dieser Gegend geboren war, dem heftige Ungewitter also nichts Neues seyn konnten, verlohr den Muth; er versicherte nie etwas Aehnliches erlebt zu haben, und glaubte den Weltuntergang nahe. In dieser Egyptischen Finsterniß, die nur von Zeit zu Zeit durch Blitze erhellet wurde, standen wir durchnäßt und zitternd an dem Rande des Abgrundes, durch den die schäumende Aar rauschte, und durften es nicht wagen vorwärts zu schreiten, da ein Fehltritt hinreichte uns den gewissen Tod zu bringen. Endlich fing sich die Schluft, in der wir standen, mit Wasser zu füllen an, und wir mußten beim längern Verweilen fürchten von dem Waldstrom fortgerissen zu werden, wodurch wir gezwungen wurden, einen andern Zufluchtsort zu suchen, so gefährlich es auch war, unsern Standpunkt zu verlassen. Wir sondirten mit unsern Alpenstöcken

den Fußsteig, setzten die Füße Tritt vor Tritt, und waren so glücklich eine Felsenhöhle zu erreichen, die uns einigen Schutz gewährte. Hier warteten wir das Ende des Ungewitters ab, und kehrten, da wir nicht mehr hoffen durften bis Gutannen zu gelangen, nach Hasli im Grund zurück.

Eine elendere Herberge, als ich hier antraf, hatte ich seit meinem Aufenthalt in der Schweiz noch nicht gefunden, und dieses hatte ich meinem Führer zu danken, der mir rieth, nicht in das Wirthshaus, das er als theuer und schlecht beschrieb, sondern in eine Bauernwohnung einzukehren. Nicht nur waren alle Lebensmittel und Getränke, die ich am Ende doch theuer genug bezahlen mußte, ungenießbar, sondern ich wurde auch auf das Unausstehlichste von Wanzen gequält, so daß ich in der Nacht aus dem Bette aufstehen und mich auf einen Stuhl setzen mußte, um dieser ekelhaftesten aller Plagen los zu werden. Dieses stimmte meine Begeisterung für das schöne Thal einigermaßen herab, und brachte mir die alte bewährte Lehre ins Gedächtniß zurück, daß es nicht allemal gut sey, große Schönheiten in der Nähe zu untersuchen. Hier wenigstens war es der Fall, denn ich kann nun nicht an das reizende Thal denken, ohne mich dabei dieser unsaubern Herberge zu erinnern, die mir eine störende Verzeichnung in diesem idyllischen Naturgemälde wird.

Der Weg von Hasli im Grund nach dem Grimsel ist, ungeachtet des beschwerlichen Berg-ansteigens, unbeschreiblich anziehend. Mit jedem Schritt enthüllen sich dem Wanderer neue Ansichten in dem erhabensten Styl; Ansichten, wie sie sich die ausschweifendste Phantasie in ihrer höchsten Spannung nicht vorzustellen vermag. In tausend malerischen Krümmungen windet sich die tobende Aar durch ihr tiefes Felsenbette, bildet unzählige Wasserfälle, und eilet mit Donnergebrülle ihrem fernen Ziele zu. Berge sind hier auf Berge gehäuft, wie der Ossa auf den Pelion. Bald drängen sie ihre Riesenglieder in den Pfad, als wollten sie ihn versperren, bald ziehen sie sich zurück und zeigen klaffende Abgründe, die bis tief in ihr Eingeweide dringen. Hier schmücket ihren Fuß das freundliche Grün der schattigen Ahornwälder, dort hat sich ein dunkles Tannengehölz, wie ein Trauermantel um ihren Rücken gelegt. Jetzt zeigt sich eine kahle Felsenwand in einer unermeßlichen Höhe, senkrecht abgeschnitten; dann wölbt sich eine andere drohend über den Abgrund, als wollte sie sich mit ihrer ungeheurer Last darin versenken. Zuweilen tändelt ein klarer Gießbach von einer mäßigen Anhöhe plätschernd herunter, ein andermal stürzet sich eine Wassersäule scheitelrecht von einer großen Höhe über den Pfad Bald aufwärts bald abwärts, bald auf dieser bald auf jener Seite lauft der Weg stets neben dem Flusse hin,

der mit nie schweigendem Geräusch das Ohr des Reisenden betäubt. So geht es unter den mannigfaltigsten Abwechselungen bis Gutannen fort, wo ich um Mittagszeit, mehr erschöpft von dem Anstaunen dieser Riesenschöpfungen, als von der Beschwerlichkeit des Weges, anlangte.

Vor Gutannen werden die Umgebungen des Weges noch wilder und kühner, doch weniger abwechselnd, bis man eine Stunde davon auf zwei einzelne Bauerhöfe trifft. Hier zeigt sich die Natur noch einmal im sanften Style, das Thal erweitert sich, die Berge werden niedriger, und ein fruchtbares Getreidefeld umgiebt die wohnlichen Hütten der Landleute. Doch diese freundliche Unterbrechung ist gleichsam nur ein kurzer Sonnenblick zwischen Regenwolken, bald drängen sich wieder die Bergmassen zusammen, und die Gegend nimmt einen finstern Charakter an, der bis zum Furchtbaren und Schauderhaften steigt. Dieses währte bis gegen den Handeck zu, wo sich der Hauptwasserfall der Aar in den tiefen Felsenschlund hinabstürzt. Viele Reisende die den Grimsel erstiegen sind, erwähnen dieses Wasserfalles, doch stets als etwas Gewöhnliches, und ich weiß keinen, der ihn einigermaßen zur deutlichen Anschauung bringt, oder ihm die Stelle anweiset, die ihm unter dem Sehenswürdigkeiten der Schweiz gebührt. Dieser Katarakt ist von einer ganz ausgezeichneten Schönheit, und hat soviel Eigenthüm-

liches, daß er gewiß längst so berühmt wäre, wie der Staubach, oder der Reichenbach, wenn man — ihn öfter gesehen hätte. Die Aar hat mehrere schöne Wasserfälle, und die hat man wahrscheinlich mit dem an der Handeck stürzenden verwechselt, da dieser ziemlich versteckt liegt, und nicht ohne Mühe und Gefahr gesehen werden kann. Ich will ihn Dir ein wenig genauer bezeichnen.

Dieser Sturz fällt, wenn man von Gutannen kommt, gerade dem Handeck, einen hohen, kegelförmigen Felsenberge, gegenüber, doch noch vor der Sennenhütte, die an dem Fuße dieses Berges liegt. Es giebt zwei Standpunkte diesen Fall zu sehen, da sie aber beide gefährlich sind, so wagt sich nicht jeder dahin, und merken die Führer, daß die Reisenden nicht ganz schwindelfrei sind, so unterlassen sie es, sie aufmerksam darauf zu machen, um ein mögliches Unglück zu verhüten. Der erste Standpunkt ist auf einer Felsenplatte, zu der man gelangt, wenn man sich von den Stufen, die in der Nähe des Handeck so steil wie eine Treppe aufwärts führen, da wo man das Donnern des Falles höret, links nach dem Flusse wendet. Nur ein bekannter Führer weiß den selten betretenen Weg dahin anzuzeigen, und nur mit vieler Mühe kann man sich, indem man ihm die Hand giebt, um eine Felsenecke winden, welche die Platte verbirgt. Auf dieser Platte stehet man ganz frei, in einer mäßigen Entfernung znr Seite des Falles.

Die hier schon mächtige Aar stürzet sich, zwischen zwei senkrechten Felsenwänden, in eine Tiefe von wenigstens 150 Fuß, mit ihrer ganzen Wassermasse hinuuter. Die beiden Felsenwände laufen in gerader Richtung noch einige hundert Fuß in gleicher Höhe fort, und dann verflachen sie sich allmählig. Die Felsenplatte, auf der man stehet, ist ohngefähr zwei Drittel der Höhe des Falles gleich, und die einzige Erhabenheit in den ungeheuern Granitwänden, die da, wo die ewig anströmenden Wogen sie erreichen, die Politur des Marmors angenommen haben. Malerischer ist allerdings der Reichenbach, doch an furchtbar ergreifender Größe übertrifft ihn bei weitem der Aarfall, der eine zehnfach größere Wassermasse hinunter stürzt. Gerne möchte ich Dir den Eindruck schildern, den der Anblick dieser schauerlich schönen Naturscene auf mich machte, doch das ist schlechterdings unmöglich. Alle meine Nerven wurden davon erschüttert, und mich ergriff dieses furchtbar große Schauspiel so sehr, daß mein Gefühl beinahe schmerzhaft ward. Denke Dir eine Wassersäule von wenigstens fünfzig Fuß Breite, zwischen zwei Felsenwänden eingeschlossen, eine Höhe von 150 Fuß, vieleicht noch mehr, ununterbrochen senkrecht hinunter stürzend, denke Dir diese ansehnliche Wassermasse in einen Felsenschlund fallend, der die Flut mit Donnergebrüll zurückstößt, die sich nun in einem engen Bette mit großen

Wogen, und beinahe in Schaum aufgelöset fortwälzt, und mache Dir wo möglich eine Vorstellung davon, welch eine Wirkung diese Scene in den gigantesken Umgebungen der erhabenen Alpennatur machen müsse. Ein von der Handeck kommender beträchtlicher Bach, der Weißenbach genannt, vermehret die Größe und Schönheit dieses Wasserfalles noch dadurch, daß er sich unter einem rechten Winkel mit ihm vereinigt; man siehet eigentlich zwei Wasserfälle, die sich während des Sturzes vereinigen. Die zweite Ansicht findet man, wenn man bis zur Sennenhütte hinauf gehet, und von ihr die gerade Richtung nach dem Flusse nimmt. Man wendet sich dann etwas links und steigt auf einem sumpfigten, leicht nachgebenden Boden, bis zu einer Felsenecke hinab, die unmittelbar über dem Doppelfalle hängt, so daß man den Zusammenfluß dieser beiden Gewässer und ihren Sturz aus der Vogelperspective sieht. Auch dahin gelangt man nicht ohne Gefahr, vorzüglich wenn der Boden vom Regen schlüpfricht geworden ist; von der abhänigigsten Stelle selbst aber darf kein Schwindlichter es wagen hinab zu sehen.

Man kann den Weg von Hasli im Grunde, bis nach dem Grimsel füglich in drei Regionen eintheilen, die ihrem Charakter nach auffallend von einander unterschieden sind. Die erste Region bis Gutannen enthält zwar auch viele wild romantische Ansichten, aber doch schimmert das

Liebliche und Sanfte eines milden Klimas durch. In der zweiten Region, die man bis zur Handeck annehmen kann, hat man wildere und rauhere Ansichten; die Berge sind einförmiger, größer, von härteren Umrissen, und nirgends mehr mit Laubholz besetzt, doch trifft man noch viel Alpengelände und Sennhütten. Die dritte Region, die vom Handeck bis zum Grimsel gehet, ist eine schauerliche Einöde, in der die karge, zürnende Natur, den Menschen durch kein freundliches Lächeln mehr erfreuet. Von hier aus hört beinahe alle Vegitation auf, nur Knieholz und Alpenpflanzen findet man noch, die Luft wird rauher, der Pfad beschwerlicher, und alles deutet an, daß man sich dem Endpunkte der lebendigen Natur nahe. An mehreren Orten liegen ganze Felsenberge in Trümmern zerfallen; die Aar fließet oft in unermeßlicher Tiefe, und in schauderhafter Größe erheben sich die dunkelgrauen Felsenberge, auf deren Scheitel ein ewiger Schnee liegt. Schon muß man an manchen Orten über Schneefelder gehen; stellenweise trifft man auf Ueberreste von gefallenen Lawinen, und andere liegen in dem engen Felsenbett der Aar eingeklemmt. Auch haben sich an verschiedenen Stellen Eisgewölbe über den Fluß gezogen. Nun kommt man an die letzte Sennenhütte, die der Rätisboden heißet; aber nur weniges Vieh findet hier auf einer Alpe magere Nahrung. Von da ab gehet man auf einem

glatten grünlichten Felsen, die Hellenplatten genannt, hart an einem fürchterlichen Abgrunde, durch den sich die Aar, von Eisgewölben und Lawinen verdeckt, brausend durchdrängt. Man hat hier der Maulthiere wegen von Zeit zu Zeit Einschnitte in das Gestein gehauen, das ohne dieß seiner Glätte wegen keinen sichern Tritt erlauben würde. Nachdem man nun über eine Brücke des Flusses geschritten, und einen höchst gefährlichen Weg über sein abschüssiges Schneeufer zurück gelegt hat, biegt man um eine Felsenecke, und erreicht endlich das zwischen beschneite Felsen eingeklemmte, an einem See voll trüben Wassers liegende Hospiz.

Der Aargletscher, eine von den Merkwürdigkeiten des Grimsels, habe ich zuerst gesehen. Er liegt ohngefähr drei Viertelstunden links ab, von dem Hospital, und bestehet aus einer schroffen Eismauer, unter der die Aar in mehreren starken Armen hervor fließet. Ein einziger ziemlich beschwerlicher Pfad führet seitwärts hinauf, und hier sahe ich einige Quellen der Aar, die sich in einen Eisschlund hinabstürzen. Das Ganze dieses Eisberges hat allerdings was Großes, Imposantes, doch vermindert das Gefährliche des Standpunkts, und das rauhe hier herrschende Klima, das Ergreifende des Eindrucks, der aufrichtig gestanden, der Vorstellung nicht entsprach, die ich mir davon gemacht hatte. Ich wollte noch den Ober-

Aargletscher sehen, der weit schöner seyn und die Hauptquelle der Aar enthalten soll, doch des ungestühmen Wetters wegen durfte ich es nicht wagen, längs den grauenvollen Abgründen zu klettern, in die man bei dem ersten Fehltritt unvermeidlich stürzen muß. Von der größten Höhe des Grimsel ist die Aussicht unermeßlich. Ich konnte von hier aus die ganze furchtbare Kette der Berner und Walliser Hochgebirge sehen, unter denen die Jungfrau, der Finsteraarhorn und der Schreckhorn weit über die andern hervorragten; das ganze Walliser Land lag von mir da, und bis über Italiens Grenze schweifte der trunkene Blick. Leider genoß ich diese erhabene Aussicht nur wenige Minuten, denn bald verhüllte ein dichtes Schneegestöber den Horizont, und durch den heftig wehenden Wind wurde die Kälte so empfindlich, daß ich die Höhe verlassen mußte.

Ungleich schöner wie der Aargletscher, ist der Rhonegletscher, der in einer unaussprechlichen Pracht zwischen dem Grimsel und Furka eingeklemmt steht. Denke Dir einen Berg von etwa 500 Fuß hoch, von der Form eines etwas stumpfen Kegels, und diesen von seiner ein wenig abgeflachten Basis bis zur Spitze von Eis! Diese Eismasse ist von bläulicher Farbe, und von unzähligen Spalten durchbrochen, die in dem schönsten Himmelblau schimmern. An verschiedenen Stellen ist dieser Eisberg zu besteigen, doch rieth

mir der Wirth vom Hospital, der mich begleitete, mich nicht zu weit hinauf zu wagen, da viele Spalten nur dünn mit Eis überfroren sind. Aus diesem Gletscher strömt unter einem prächtigen Eisgewölbe der Hauptarm der Rhone hervor. Der dunkle Glanz dieses Gewölbes, das dumpfe Murmeln des Flusses, und der glänzende Eiskegel, der von dem tiefen Standpunkt zwischen den beiden Bergriesen, dem Furka und dem Grimsel, gesehen, eine unermeßliche Höhe zu haben scheinet, machen zusammen eine Wirkung, die sich nicht beschreiben läßt.

Der Rhonegletscher hat nach Aussage einiger Sennen, die ich hier sprach, seit dreißig Jahren ungefähr 150 Fuß in seiner Dicke, nach dem Rhonethal zu, abgenommen. Sie wiesen mir die Stelle, bis wohin er sich einst erstreckte, die durch ein Steingeschiebe, das von dem Eise in das Thal hinab gedrängt war, kenntlich wurde. Demnach wäre es wohl möglich, daß dieser Eiskoloß mit der Zeit ganz verschwindet.

Von der Höhe der Maienwand, hat man eine ergreifend große Aussicht ins Rhonethal, das sich wie ein ungeheurer Schlund öffnet, und Meilen weit zwischen großen Bergmassen fortläuft. Um zu dem Fuß des Rhonegletschers zu gelangen, mußte ich die berüchtigte Maienwand hinunter steigen, die ungefähr tausend Fuß tief sehr abschüssig ist; doch fand ich das Hinabsteigen nicht

sonderlich gefährlich, da ich nicht schwindlich bin. Diese verrufene Wand ist nicht felsicht, sondern mit einer grünen Matte belegt, und enthält eine unbeschreiblich prachtvolle Alpenflora. Unten im Rhonethal ist eine Hütte, in der man aus den Wurzeln der Alpenpflanzen und aus Alpenkräutern einen Branntwein brennt, der für Magenstärkend gehalten wird. Ich will seine officinellen Kräfte nicht verrufen; was aber den Wohlschmack betrifft, so gehört eine besondere Zunge dazu, um ihn auch nur trinkbar zu finden. Um die guten Leute, die mir von diesem Spiritus anboten, als ich den Gletscher besuchte, durch meine Weigerung nicht zu beleidigen, zwang ich mich ein kleines Gläschen zu trinken, doch ich verdarb mir für einen ganzen Tag dadurch den Appetit. Aus den Ingredienzien und aus der Bereitungsart dieses Branntweins wird ein Geheimniß gemacht, das indessen für einen Kunstverständigen wohl unschwer zu errathen seyn möchte.

Die Nahrungsmittel, die man auf dem Hospiz erhält, dürften wohl schwerlich ein Leckermaul befriedigen, aber sie sind von solcher Beschaffenheit, daß ein Mäßiger sich nicht über Entbehrungen beschweren wird. Von Fleischspeisen habe ich freilich in den vier Tagen, die ich, durch ein unfreundliches Wetter festgehalten, nun schon hier zubringe, nichts anderes gesehen, als ein ziemlich unschmackhaftes Ziegenfleisch; indessen sind

Butter, Käse und Honig von vorzüglicher Güte vorhanden, wie auch ein recht guter Italienischer Wein. An Milch und Niedel, freilich nur von Ziegen, ist auch kein Mangel: was könnte ein genügsamer Reisender wohl noch mehr verlangen?

Bei meinem unfreiwilligen Verweilen in dem Hospiz gewährte mir das Fremdenbuch viele Unterhaltung. Jeder Fremde, der den Grimsel besuchte, hat mit kurzen Worten seine ihm auf dieser unwirthbaren Höhe betroffenen Schicksale erzählt, und da finde ich denn, daß über zwei Drittel aller Reisenden, die in diesem Jahrhundert oben waren, Ursache hatten sich über das unfreundliche Wetter zu beklagen. Nur ein kleiner Theil rühmt den Genuß, der in dieser Region befindlichen großen Naturscenen, bei einer schönen Witterung. Für den, der so glücklich ist hier einen heiteren Himmel zu treffen, ist das Fremdenbuch ein guter Fingerzeig, bei dem Besuch der Merkwürdigkeiten des Grimsel. Es warnet vor den gefährlichen Stellen, und giebt die beste Standpunkte an. Auffallend war es mir eine Menge Klagen über die von dem Gastwirthe zum wilden Mann in Meyringen verübten Prellereien zu finden. Ich bin in diesem Gasthofe sehr billig behandelt worden; vielleicht haben die Beschwerden in dem hiesigen Fremdenbuche die Sinnesänderung jenes Wirths bewirkt.

Einen andern Zeitvertreib verschafft mir die hiesige Ziegenmelkerei, die ich täglich aus meinem Zimmer zweimal mit ansehe. Der Hospitalwirth hält an hundert Stück Ziegen, aus deren Milch er Käse und Butter macht, und die Knechte — Mädchen giebt es hier nicht, die Wirthin ist das einzige weibliche Wesen auf dem Grimsel — sehen höchst drollig aus, wenn sie sich die einfüßigen Milchstühle um den Leib gebunden haben. Auf ihren Ruf kommen die Ziegen von den nahen Felsen, und stellen sich zum Melken hin. Belustigend ist es zu sehen, mit welcher List diese Thiere eines dem andern zuvor zu kommen suchen, und wie sie die Knechte aufzufordern wissen, sie zuerst abzufertigen; auch scheinen sie sich ihre Melker besonders auszusuchen, und vorzüglich bemühen sie sich von dem ältesten Knecht gemolken zu werden, der wahrscheinlich eine leise Hand hat, die ihnen sanft thut. Die Quantität Milch, die der Wirth von den Ziegen erhält, ist so groß, daß er zweimal des Tages 20 bis 30 Pfund Käse machen und überdem noch die vielen einkehrenden Fremden mit Butter, Niedel und Milch befriedigen kann.

Ich würde schon heute abgereiset seyn, wenn mich der Hospitalmeister nicht versichert hätte, es sey bei dem furchtbaren Wetter, was gegenwärtig hier herrscht, schlechterdings unmöglich lebendig über die Maienwand zu kommen. Der

Sturm heulet, als wollte er die Berge in ihren Grundfesten erschüttern, ein dichter Schnee verfinstert die Luft, und mit einem Wort, es ist ein Kurisches Novemberwetter. Mir bleibt unter diesen Umständen nichts übrig, als am warmen Ofen eine bessere Witterung abzuwarten.

Ein und Zwanzigster Brief.

Reise über die Maienwand. — Fall mit Maulthier. — Brücke von Schnee. — Der Furkagletscher. — Das Schneefeld. — Das Thal bei Rehalp. — Die Quellen der Reuß. — Ursache, warum ich nicht nach Italien reise. — Das Ursnerthal. — Der Teufelsfelsen. — Das Ursner Loch. — Die Teufelsbrücke. — Der Wasserfall. — Die Schöllenen. — Gestinen. — Dorf am Steg. — Das kleine Männchen. — Vergleichung des Reußthals mit dem Aarthal. — Bürgeln. — Das Schächenthal. — Altorf. — Antike Basreliefs in Flülen. — Der Vierwaldstätter See. — Tells Kapelle. — Das Grietli.

Schwyz.

Schon war ich an den Pforten Italiens, schon nahm ich Abschied von der Deutschen Erde, und schon hatte ich mich dem großen Grenzsteine, der im eigentlichen Sinne Deutschland von Wälschland scheidet, dem großen St. Gotthard, genähert, da trat mein feindliches Schicksal vor mir und versperrte mir den Weg zu diesem Paradiese. Du siehest mich also abermals aus allen meinen Himmeln gewiesen, und mit nagender Sorge in der kummervollen Brust, auf der Rückreise nach Deutschland begriffen. Was mich betroffen hat, und mich nöthigte meinen Reisenplan zu ändern, erfährst Du weiter unten; jetzt fahre ich fort Dich mit meinen Ansichten und Begebenheiten, der Reihefolge nach, zu unterhalten.

Um die Zeit, die ich auf dem Grimsel des bösen Wetters wegen hatte versäumen müssen, wieder einzubringen, entschloß ich mich von dem Hospitalmeister ein Maulthier zu miethen, und reitend meinen Weg fortzusetzen. Die Witterung war erträglich, als ich das Hospiz verließ, doch kaum hatte ich die Höhe erreicht, die man besteigen muß, um zur Maienwand zu gelangen, als es in der Art zu schneien anfing, daß es nicht möglich war auch nur sechs Schritte weit vor mir zu sehen. Ich hatte aus dem Hospital zwei der Gegend kundige Führer mitgenommen, allein ehe wir uns versahen, war die Spur des Weges verlohren, und wir irrten umher, ohne die Richtung zu wissen, die wir nehmen sollten. Die Kälte war empfindlich, der Schnee machte mir die Kleider naß, und einigemal brach ich mit dem Maulthier durch die Eisdecken, die sich über die Wasserlachen gezogen hatten. So unangenehm meine Lage auch war, so verstand ich mich doch nicht dazu, dem Rathe meiner Führer zu folgen, und umzukehren, sondern setzte meinen Weg fort, und hatte die Genugthuung, im Kurzen das Wetter sich aufklären zu sehen, worauf es uns nicht schwer wurde die Maienwand zu treffen. Die ganze Bergplatte war, wie auch der größte Theil der Wand, mit tiefen Schnee belegt, das Rhonethal aber schimmerte in anmuthigem Grün. Oben zogen sich noch dichte Wolken hin, in einiger Ent-

fernung aber lachte der heiterste Sonnenschein. Ich mußte an der Maienwand absteigen, und die beiden Wegweiser führten mit unglaublicher Mühe das Saumroß hinab. Auch mein Hinuntersteigen war, da der Schnee den Pfad schlüpfrig machte, so mühseelig als gefährlich. Oben hatte ich vor Frost gebebt, unten trieb mir die glühende Hitze den Schweiß aus. Dieser schnelle Wechsel der Lufttemperatur kann nicht anders als höchst nachtheilig auf den Körper wirken, und hebt, wie ich glaube, den Vortheil wieder auf, den die stärkende Bergluft in Hinsicht der Gesundheit gewährt.

Im Thalgrunde macht die Rhone die Grenze zwischen dem Grimsel und dem Furka. Eine Brücke, die neben der Branntweinbrennerei über den Fluß geschlagen ist, führt uns zu dem letzteren, an dem ein enger Pfad sich hinauf windet. Gerade dem Rhonegletscher gegen über hätte ich beinahe das Ziel meiner Reise und meines Lebens gefunden. Das Maulthier stürzte auf dem engen Pfade und warf mich ab. Unfehlbar wäre ich in den Abgrund gestürzt, in dessen Tiefe die Rhone floß, wenn nicht mein Bursche mit der augenscheinlichsten eigenen Gefahr, und mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit hinzu gesprungen wäre, und mich gehalten hätte. Auf diese Weise kam ich mit dem bloßen Schrecken und mit einem verrenkten Arm, an dem er mich gehalten hatte, davon. Ich freue mich des glücklichen Gedankens, den

Burschen in meinen Dienst genommen zu haben, denn schon zweimal hat er mir das Leben gerettet. Der Hospitalmeister hat sich, in Hinsicht meiner, eines unverantwortlichen Leichtsinns schuldig gemacht, wenn die Sache nicht noch einen ärgern Namen verdient, daß er mir ein unzugerittenes dreijähriges Maulthier vermiethete, welches im Ersteigen der Gebirgspässe noch gar nicht geübt war. Ich wußte dieses nicht, sonst hätte ich mich nicht auf einem der halsbrechendsten Wege einem Thiere anvertraut, das noch keine Sicherheit in den Füßen hatte. Wie war es dem Manne möglich, ein Menschenleben so unbedacht aufs Spiel zu setzen!

Nicht ohne Furcht überschritt ich eine ansehnliche Brücke von Schnee, die sich im Furkagrunde über den andern Arm der Rhone gewölbt hatte; doch mir blieb nichts anderes übrig, da es der einzige Weg war. In diesen dicht an einander geschichteten Bergen drang noch kein Sonnenstrahl hinein, obwohl es schon hoch am Tage war, und das Vieh weidete an manchen Orten beinahe scheitelrecht über meinem Kopfe. Der Weg war hier unbeschreiblich sumpfigt, mein Saumroß blieb mehreremal im Morast stecken, und ich mußte absteigen, damit es sich aus dem nassen Grunde herausarbeiten konnte. Der Furkagletscher, der sich unmittelbar unter der Scheitel des Berges aus einer Spalte empor wölbt, ist die

Ursache dieser Nässe. Dieser Gletscher, aus dem der zweite Arm der Rhone entspringt, liegt bei weitem höher wie der am Grimsel, und befindet sich schon in der eigentlichen Schneeregion. Er ist der Mittagssonne mehr wie jener ausgesetzt, und würde ihren Strahlen nicht widerstehen können, wenn in der außerordentlichen Höhe die Luft nicht beständig sehr kalt wäre. Die Wirkung, die sein Anblick, aus der schattigen Tiefe gesehen, macht, wenn die Sonne ihre Strahlen darauf wirft, ist ergreifend groß. Sein Schimmer glänzt, wie ein himmlisches Licht, ins Thal herab. Hoch über ihn hebt der Furka sein beschneietes Haupt empor, und scheint stolz auf ihn, als auf seine größte Zierde herab zu schauen. Die Bergmassen des Furka sind regelmäßiger, haben schärfere Umrisse, und nehmen einen bestimmteren Charakter an, wie die des Grimsel, daher gefällt man sich auf seinen Höhen und in seinen Gründen besser als bei jenem.

Nach langem gefährlichen Klimmen erreichte ich endlich eine Höhe, und kam auf ein Schneefeld, das sich eine Stunde lang in eine Bergschluft hinunter zog. Ich versuchte nun das Maulthier zu besteigen, mußte es aber bald wieder verlassen, und den Weg zu Fuß fortsetzen, weil es zu tief in den Schnee versank. Die Sonne hatte den Schnee erweicht, daher wurde das Gehen auf dem sehr abschüssigen Berge höchst unange-

nehm, besonders da das blendende Weiß mich beinahe blind machte. Ich suchte mich dadurch zu helfen, daß ich den Blick in die weite Ferne schweifen ließ, und ihn durch das herrliche Grün der unendlichen Alpenkette stärkte, die ich von hieraus übersehen konnte. Aus diesem Schnee entspringt der erste schwache Arm der Reuß, der späterhin durch einen ansehnlichen, von der Rehalp kommenden Bach, bei dem Dorfe Rehalp, verstärkt wird. Wo der Schnee aufhöret, ist die Gegend anfangs öde, wird aber, je weiter man in die Tiefe kommt, je freundlicher und angebauter. Längs hohen, einförmigen Felsenmauern ziehen sich grüne Alpengelände, zwischen denen sich ein Wiesenthal ausbreitet, dessen wunderbar üppiger Graswuchs die Luft mit den erquickendsten Wohlgerüchen schwängerte. Noch siehet man keine Wohnungen, kein Vieh, überhaupt kein lebendiges Wesen; auch kein Baum ist sichtbar, und die Gegend wie ausgestorben. Tiefer im Thale liegt das Dorf Rehalp. Die Wiesen werden hier wo möglich noch üppiger und grüner, doch noch bemerkt man keine Bäume, und es scheint beinahe, als wenn die Einwohner keinen andern Schatten dulden wollen, als den von ihren hohen Bergen. Die glühende Hitze, die in diesem Thale herrscht, läßt vermuthen, nicht nur die gewöhnlichen Deutschen Obstsorten, sondern selbst Kastanien, Weintrauben und Mandeln würden hier gedeihen, daher konnte

ich es mir nicht erklären, weshalb hier alle Baumzucht fehlt. Ein Landmann, den ich darüber befrug, wußte mir weiter keine Auskunft zu geben als: „s'hot by uns keen Schick.“

In dem Dorfe Hospital, am Fuße des St. Gotthard, nächtigte ich. Hier kommt der Hauptarm der Reuß von dem Berge herab, und vereinigt sich mit dem, der von dem Fukra ausströmet. Vom Hospital nach der Höhe des St. Gotthard zu, werden die Umgebungen des Weges immer rauher und öder; ungeheure Felsenmassen und beschneiete Berggipfel thürmen sich furchtbar empor, grauenvolle Abgründe klaffen von beiden Seiten auf, die Vegitation wird immer ärmlicher, und die Reuß stürzt mit lautem Getöse neben dem Wege hin. Bereits war ich der größten Höhe des Weges nahe, und hatte schon die Felsenspitze des St. Gotthard im Gesichte, als ich den Bedienten meines Freundes erblickte, der mir entgegen kam. Ich vermuthete ein Unglück, doch daß mein Freund mich aufopfern könnte, daran dachte ich nicht. Der Bediente überreichte mir einen Brief seines Herren, worin dieser mir mit kurzen Worten meldete: seine Verhältnisse nöthigten ihn über Livorno nach Nordamerika zu gehen, und bei seiner Rückkunft werde er mir Rechenschaft von meinen Angelegenheiten ablegen. Darf ich noch daran zweifeln, daß mein Zutrauen gemißbraucht ist, und ich um meine Forderungen und um alle

meine Hoffnungen betrogen worden bin? Den Bedienten hat er in Bellinzono abgelohnet, und ihm den Auftrag gegeben, mich aufzusuchen und diese Nachricht mir zu überbringen. Die unaussprechlich bittern Gefühle, die sich jetzt meiner bemeisterten, darf ich Dir nicht beschreiben, Du Guter! auch Du hast dergleichen Erfahrungen gemacht, wenn sie gleich nicht so tief in Deine Lebensverhältnisse eingriffen. Mit meinem traurigen Verhängniß beschäftiget, sah ich nun nichts mehr; mir war die Erde mit allen ihren Reizen gleichgiltig geworden; mit erkaltetem Herzen kehrete ich an der Schwelle Italiens um, und überließ mich den trüben Empfindungen, die eine Folge meiner plötzlich veränderten Lage waren. Bei dem Dorfe Ursern verließen mich meine Kräfte, ich kehrete daher in dem Gasthofe zu den drei Königen ein, und rastete daselbst zwei Tage, während welcher Zeit ich mich bemühete die verlohrene Fassung wieder zu gewinnen. — Doch was nicht zu vermeiden stand, muß man mit Muth tragen, darum kein Wort mehr von dieser Begebenheit.

Das Ursner Thal mit seinen freundlichen Wiesenmatten hat eine ganz eigene Anmuth. Es ist eine zimlich geräumige Ebne, von den beiden Armen der Reuß durchschnitten, und ringsum mit furchtbaren Bergen umstellt, die mit ihren beschneiten Gipfeln hoch in die Wolken hinein ragen. Von welcher Seite man sich ihm auch nähern

mag, man kommt nur durch wilde, schauerliche Gegenden dahin; um so mehr überrascht die sanfte Schönheit dieses kleinen Paradieses, das für die Sinne gleichsam das ist, was für den Geist die einsam ruhige Abendstunde, nach einem im Gewühle des Geschäftslebens vollbrachten Tage. Bei Ursern kommt der dritte Arm der Reuß aus einem am Fuße des St. Gotthard befindlichen See, in welchem die, wegen ihres Wohlgeschmacks und röthlichen Fleisches, berühmten Forellen gefangen werden. Bei diesem Dorfe ist eine Gruppe alter Tannen betrachtungswerth, die das Dorf gegen die fallenden Lawinen schützen.

Von Ursern gehet der Weg nach Altorf, zuerst längs dem klaren, langsam fließenden Gewässer der Reuß. Noch ist sie ganz ruhig, und man ahnet noch nichts von der furchbaren Pracht ihrer unzähligen Wasserfälle, bald aber höret man, daß man sich dem schönsten aller Fälle dieses Flusses ohnfern der Teufelsbrücke nahet.

Ergreifend ist der Anblick der ungeheuren Felsenmasse, die vor der Teufelsbrücke den Weg versperrt, und durch die das so berüchtigte Ursner Loch gehauen ist. Dieser Granitberg stehet hier so sonderbar vereinzelt und zerbrochen da, als ob er durch Gigantenhände dahin gesetzt wäre; er gehöret offenbar nicht zu den nächsten Felsen, auch ist er zu groß und zu regelmäßig geformt, als daß es denkbar wäre, er sey durch eine Erd-

erschütterung, oder durch Wassergewalt hieher versetzt worden: wie ist er aber dahin gekommen? Die Ursner bleiben darauf die Antwort nicht schuldig; sie sagen: der Teufel habe ihn dahin gestellt. Durch diesen Fels ist ein Weg gehauen, der ungefähr 160 Schritt lang ist, und die Breite und Höhe eines mäßigen Thores hat. Tiefe Dämmerung herrscht in dieser schauerlichen Höhle, von den rauhen Felsenzacken, die von dem Gewölbe herabhängen, tröpfelt Wasser nieder, dumpf tönen die Fußtritte wieder, und das donnernde Gebrause des nahen Wasserfalls, verhallet zu einem schwachen Getöse. Die Wirkung, die es macht, wenn man aus dem anmuthigen Thale in diese grauenhafte Finsterniß tritt, ist unbeschreiblich. Kehret man sich noch einmal um, so erblickt man die freundliche Landschaft wie in einen Rahmen eingefaßt, sie erscheint doppelt lachend, und nur mit Mühe kann man sich davon losreißen.

Aber welch ein Kontrast stellt sich mir von der andern Seite des Ursner Loches dar? kaum glaube ich meinen Sinnen trauen zu dürfen, so verwandelt finde ich alles in der Entfernung von einigen Schritten. Die Anmuth der Gegend ist bis auf die letzte Spur verschwunden, und eine furchtbar große Natur erscheint mir in ihrer Schauder erregenden Erhabenheit. Das betäubende Gebrülle des Wassers tönt mir entgegen, ein unabsehbarer Abgrund klafft vor meinen Blicken auf, und ungeheuere

schwarzgraue Felsenmassen, zerborsten und zerrissen, starren in furchtbarer Wildheit von allen Seiten empor. Unwillkührlich zögert mein Fuß dieses wüste Chaos zu betreten, der überraschte Blick wagt es kaum in diesen gigantischen Umrissen umher zu schweifen, und ein beinahe ängstliches Gefühl bemeistert sich meiner, in dieser entsetzlich großen Felsenwelt. Endlich gewöhnt sich mein Auge an diese Riesenformen, ich trete näher und neue Wunder erscheinen mir. Zuerst fesselt die berühmte Teufelsbrücke meine Aufmerksamkeit. Sie ist aus großen unregelmäßigen Felsenstücken zusammengesetzt, und ihre Zusammensetzung scheint unbegreiflich, wenn man die ansehnliche Weite des kühn gesprengten Bogens mit der geringen Breite vergleicht, und die ungeheuren Steintrümmer gleichsam in der Luft schweben siehet. Unmittelbar vor dieser Brücke stürzet der erste und schönste aller Wasserfälle der Reuß nieder, und überrascht mich durch seine unaussprechliche Pracht. Der Brückenbogen, von dem ich dieses einzig schöne Schauspiel ansehe, erreicht gerade die Hälfte des Falles, und gewährt den besten Gesichtspunkt. Hoch über mir sehe ich die smaragdnen Fluten, von Felsen eingezwängt, der Oeffnung entgegen tanzen, durch die sich die ansehnliche Wassermasse in den Abgrund hinab drängt. Mit einem betäubenden Gebrüll stürzet sich der Fluß der Brücke entgegen, kaum erwehre ich mich der Furcht davon

ergriffen zu werden, doch ein klaffender Schlund nimmt die schäumende Flut auf, und stößet sie mit lautem, donnerden Gebrause in ein enges abschüssiges Felsenbett hinab. Ein kalter, schneidender Luftzug wehet von dem Falle über die Brücke, ein ewiger Regen benetzt die nahen Gegenstände, und die umstehenden Felsen erbeben von dem Getöse des Falles. Diese so nahe an einander gereiheten mannigfaltigen, erhabenen Naturscenen erdrücken den Geist beinahe durch ihre Größe, das Gefühl wird betäubt und abgespannt, und meine Empfindung gleicht der eines Trunkenen.

Nun gehet der Weg über zwei kühne Bogen, die sich an die Bergwand lehnen, in eine fürchterliche Kluft, die man die Schöllenen nennet. Von beiden Seiten ragen unermeßlich hohe Felsenmauern, sonderbar zerrissen und in den mannigfaltigsten Farben wechselnd, empor, und begleiten die Reuß in ihrem Lauf. Die Natur scheint hier erstarrt zu seyn, denn weder Bäume noch Pflanzen sind sichtbar, und nur selten zeigt sich in den Spalten des Gestines ein spärlicher Graswuchs, oder das matte Grün der wuchernden Mauerflechte. Ob die Felsen, die diesen Schlund bilden, einst durch eine Naturrevolution gewaltsam auseinander gerissen wurden, oder ob eine Laune der Natur sie so wunderbar formte, lasse ich unentschieden, aber auffallend ist es, daß die gegenüberstehenden Seiten, so genau mit ihren Ver-

tiefungen und Erhöhungen zu einander passen, als ob sie einst zusammen ein Ganzes ausmachten. Ungefähr auf der Hälfte des Weges, von der Teufelsbrücke nach dem Dorfe Gestinen, bildet die Reuß an einer Brücke abermals einen sehr schönen Wasserfall.

Bei dem Dorfe Gestinen fängt die belebte Schöpfung wieder an. Schon ziehen sich Bäume und Gesträuche an den Felsenrücken hin, Alpengelände werden sichtbar, die Granitwände ziehen sich zurück, und die Luft wird wärmer und milder. An diesem Dorfe öffnet sich links ein tiefes, dunkles Thal, das von waldigten Bergen eingeschlossen wird. Es führet nach dem Furka, soll aber nur in den beiden heißesten Sommermonaten gangbar seyn. Durch diese Thalspalte wird ein beschneieter Berggipfel sichtbar, der mir der Furka zu seyn scheinet. Sein schimmerndes Weiß macht sich gegen die tiefe Schattennacht, die in diesen Gegenden herrscht, ausnehmend schön.

Die Gotthardstraße läuft stets neben der Reuß hin, und bestehet aus einem wohlunterhaltenen Steinpflaster, welches das Gehen sehr erleichtert. Ich hätte, da es fortwährend bergab ging, sehr schnell fortkommen können, da der bequeme Pfad ein rasches Gehen erlaubte, aber wer könnte wohl hier eilen wollen, wo die Natur eine solche Fülle von überraschenden Scenen entfaltet! Man hat Mühe sich loszureißen von den erhabenen An-

sichten, die sich bei jedem Schritte darstellen, man wandelt gleichsam in einer Bildergalerie, und jeder Blick enthüllet ein neues Gemälde. Von Wasen ab bleibt der Pfad ununterbrochen auf der rechten Seite des Flusses, und nun gewinnt das Thal ein blühenderes Ansehen. Der Wald ziehet sich zur rechten Seite tiefer herab; schon wechselt das Nadelholz mit Buchen- und Ahornbäumen; längs der Reuß, die hier weniger schnell fließet, breiten sich freundliche Wiesenmatten aus, und schon werden die einzeln stehenden Hütten und Kapellen von Wallnußbäumen beschattet. Auf der linken Seite ziehet sich eine schroffe Bergwand in gerader Linie hin, und trägt auf ihrem Rücken einen dunkeln Nadelwald, über dem hie und da die beschneieten Gipfel entfernter Berge emporragen. Rechts öffnen sich von Zeit zu Zeit die Berge, und bilden wilde, schauerliche Klüfte, aus denen ansehnliche Waldbäche über Felstrümmer sich der Reuß zustürzen. Der Wechsel des Lichts und Schattens, des Erhabenen und des Lieblichen, ist unbeschreiblich, und erhält die Seele in einer ununterbrochnen Spannung.

Im Dorf am Steg, wo sich der brausende Kerstelenbach in die Reuß ergießet, machte ich einen Ruhepunkt. Hier gehet die Natur aus dem Charakter erhabener Wildheit in eine anmuthige Freundlichkeit über, und der Wohlstand, der aus den ländlichen Hütten des Dorfes glänzt, zeigt von

dem Einflusse eines milderen Klimas auf den Landbau, der schon einträglicher wird, als tiefer im Gebirge. In dem Wirthshause dieses Dorfs traf ich einen Mann von vierzig Jahren, der genau die Größe von fünf Viertel Berliner Elle hatte. Dieses kleine Wesen nahm sich mit einer ziemlich groben Stimme und mit einem stattlichen Barte gar drollig aus. Er war, wie er mir erzählte, beinahe ganz Europa durchreiset, um seine kleine Figur für Geld sehen zu lassen, und war Willens nächstens eine abermalige Reise anzutreten. Diesem der Natur mißlungenen Geschöpfe muß der Gedanke, so zwecklos in der Welt zu leben, doch oft sehr bittere Augenblicke machen.

Es ist interessant das Reußthal und das Aarthal mit einander zu vergleichen, da beide so viele Aehnlichkeiten und doch auch so viel Verschiedenes haben. Die Pfade dieser beiden Thäler laufen aufwärts nach bedeutenden Bergen, längs Flüssen hin, die sich in Hinsicht ihrer Größe, ihrer Wasserfälle und ihres schnellen Laufes ähnen; beide werden von ungeheuren Bergen und Felsenmassen eingeschlossen, und eines wie das andere besitzet eine unendliche Mannigfaltigkeit von großen und romantischen Ansichten. Genau betrachtet haben aber diese Thäler einen ganz verschiedenen Charakter. Die kühnen Formen des Reußthals ergreifen; die kühneren des Aarthals erschüt-

tern; in dem ersten bewundert man die Riesenschöpfungen der Natur; in dem andern staunet man sie an. An der Reuß deckt oft ein leichter Schleier der Anmuth die Größe, und die Natur wirft bei all ihrer Wildheit ihren Kindern einen Blick des lächelnden Wohlwollens zu; an der Aar stehet sie in ihrer nackten Erhabenheit zürnend da, und hat die Trümmer einer zerstörten Welt wie Trophäen ihrer Kraft an den Weg gestellt. Dort wird die Seele von der Größe der Schöpfung mit Bewunderung erfüllt; hier von dem Gefühl ihrer eignen Kleinheit, den Riesenmassen gegen über, zu Boden gedrückt. Ist man im Reußthal durch das Ursnerloch gekommen, so glaubt man im stillen Aufenthalt seeliger Schatten angelangt zu seyn; hat man im Aarthal den Handeck hinter sich, so meint man das grauenvolle Reich des alten Chaos betreten zu haben. Das Thal der Reuß ist ein Schauspiel voll Shakespearischer Bilder und Gedanken; das der Aar der Fiebertraum eines wahnsinnigen Dichters.

Von Dorf am Steg öffnet sich das Thal mehr, und die Umgebungen erinnerten mich, daß ich mich dem klassischen Boden nahete, auf dem die Freiheit der Schweizer zuerst emporkeimte. Die Trümmer der nie ganz vollendeten Twing Uri waren der erste Gegenstand, der mich daran mahnete. Sie sind nicht von bedeutendem Umfange, und, bis auf einen noch gut erhaltenen Thurm, ziemlich

unscheinbar. Weiterhin erblickte ich die Ruinen von Attinghausen. Gerade da ich ihnen gegenüber war, tönte die Vesperglocke, von einer hoch auf dem Berge liegenden Kapelle. Mir fiel hier Schillers herrlich gedichtete Sterbescene ein. Ich bog in das Schächenthal ein, um die heilige Stätte zu besuchen, an der einst Tell lebte. Ich beschreibe Dir nicht die Kapelle, die an der Stelle, wo seine Wohnung stand, gebauet wurde, sie wird Dir aus Kupferstichen bekannt seyn, einige Nachrichten von Tell will ich Dir aber mittheilen, die Dir vielleicht noch neu seyn werden. Tell war kein bloßer Landmann, sondern Geßlers Burgvogt auf einer Burg, die in Bürgeln stand. Eben so war Walter Fürst aus einem adlichen Geschlechte entsprossen, und besaß in Attinghausen eine kleine Burg, von der noch die Trümmer, unfern der größeren des Bannerherren, sichtbar sind. In einem Nonnenkloster hat man ein uraltes Bild von Tell entdeckt, von dem man glaubt, es sey nach dem Leben gemalet. Eine Kopie davon habe ich gesehen, und bin ergriffen von dem hohen Ausdruck des schönen Kopfes, dem man bei dem ersten Anblick die Fähigkeit zu kühnen Thaten ansieht.

Das Schächenthal ist eine schaurig liebliche Einsamkeit, zwischen schroffen himmelhohen Bergen versteckt, deren Massen die abentheuerlichsten Gestalten bilden. Es schmieget sich den mäandrischen Krümmungen des wilden Schächenbachs

an, der an mehreren Stellen Spuren seiner Wuth zurück gelassen hat. Er soll oft, wenn der Schnee in den Glarner Bergen plötzlich schmilzt, das ganze Thal unter Wasser setzen; auch Tell verlohr bei einer solchen Ueberschwemmung das Leben.

Altorf liegt in einem lieblichen Thale, in dem Schatten hoher Berge, so friedlich und freundlich wie ein Elisium, aber so still wie eine Herrenhuter Kolonie. Die Natur hat hier einen Charakter von ruhiger Erhabenheit; die einförmigen Umrisse der Berge, die vollkommne Ebne in der der Flecken liegt, die prunklose, aber heitere und symetrische Bauart des Fleckens, alles ist übereinstimmend und wohlgeformt, und erwecket ein gewisses Gefühl von Wohlbehagen. Doch im Innern des Ortes erinnert noch manche nicht wieder hergestellte Trümmer an das traurige Schicksal, das Altorf im Revolutionskriege betraf. Der Platz, auf dem der unmenschliche Landvogt dem kühnen Tell einst das furchtbare Ziel setzte, lag vor dem Gasthofe, in welchem ich nächtigte. Das Freskogemälde eines Thurmes stellt jene Schauerscene vor, die ich mir durch Hilfe meines Schillers vergegenwärtigte.

In Flülen fand ich in einem Wirthshause, wo ich abgetreten war, während mein Bedienter einen Kahn zur Ueberfahrt über den Vierwaldstätter See zu miethen ging, vier marmorne Brustbilder Römischer Imperatoren, en Basrelief, von

unbezweifeltd antiker Arbeit. Wo man sie gefunden hat, wußte man mir nicht anzugeben; sie hängen schon seit undenklichen Jahren in hölzernnen Rahmen, als Zierde einer gemeinen Wirthsstube.

Die Umgebungen des Vierwaldstätter Sees haben an dieser Seite, mehr wie irgend wo, einen Styl von Ernst und Erhabenheit, und scheinen von der Natur selbst zu einem Heiligthum der Freiheit gebildet zu seyn. Fest und voll sind alle Umrisse der Berge; nichts Zerspaltenes, Zerrissenes erinnert an ihre Vergänglichkeit; wie aus einem Guß steht jede Alpe, jede Felsenwand da, und die fernen Gletscher und Schneegipfel, die über die grünen Alpenhöhen emporragen, heben sich wie Riesensäulen empor, die bestimmt sind das unermeßliche Gewölbe des Himmels zu tragen.

Ein mäßiger Wind trieb unsern Nachen längs der röthlichen Felsenwand, von der zahlreiche Gießbäche ihren silbernen Strahl plätschernd in des Sees grüne Flut ergossen; fröhliches Jauchzen ertönte von den Alpen, und wurde von den muntern Schiffern beantwortet, die mich auch mit manchem lustigen Liedchen, wovon ich leider kaum das zehnte Wort verstand, unterhielten. Aber plötzlich hören sie zu singen auf, ihre Gesichter werden ernsthaft und ihr Scherz hat ein Ende. Ich will sie um die Ursache dieser Veränderung

ihres Humors befragen, doch schon zeigt sie sich mir, denn wir landen an Tells Kapelle.

Kein Standbild von Marmor oder Bronze wäre so passend an dieser Stelle, als es die Freskobilder sind, die in der freundlich geschmückten Halle die Thaten des Volkshelden seinen dankbaren Enkeln zur Anschauung bringen. Mit entblößtem Haupte standen meine beiden Schifferbursche vor diesen Gemälden, und betrachteten sie mit schweigender Ehrfurcht. Sie sahen sie vielleicht zum hundertsten mal, denn nicht leicht fährt ein Schweizer vor dieser heiligen Stätte vorbei, ohne einige Augenblicke anzuhalten, und dem Andenken des Vaterlandsbefreiers ein kurzes Gebet zu weihen, aber sie zeigten ein solches Interesse, als ob ihnen die Geschichte ihres großen Landsmanns etwas ganz neues wäre. Gewiß ist diese Art von Verewigung, die ich außerhalb der Schweiz nirgends bemerkt habe, die zweckmäßigste, da sie dem Volke, das sich auf Allegorien nicht versteht, die Thaten seiner großen Vorfahren am besten versinnlicht.

Einen schneidenden Kontrast mit diesem Denkmal machten ein paar bewaffnete Schweizer Soldaten, die unfern davon einen Gebirgspaß besetzt hielten, damit sich nicht einige flüchtig gewordene Unterwaldner, die man für die Urheber der in jenem Kanton herrschenden Unruhen hält, in Gersau oder auf dem Rigi verbergen können.

Man wirft den großen Kantons, besonders Bern und Luzern, vor, daß sie die erste Veranlassung zu der Uneinigkeit der Unterwaldner gegeben haben, um ihr Uebergewicht über die demokratischen Kantons zu behaupten. Ich gestehe, daß mir nach allem, was mir von diesen Streitigkeiten erzählet worden ist, dennoch die Sache zu dunkel bleibt, um Dir eine befriedigende Auskunft darüber geben zu können.

Mit heiliger Schauer betrat ich die ehrwürdige Wiege der Schweizerfreiheit, das stille, liebliche Grittli. Hier in diesem einfachen, aber schönen Tempel der Natur segnete ich das Andenken jener großen Menschen, die einst hier schwuren, Blut und Leben anzuwenden, um zu vertheidigen ihre und ihrer Brüder Rechte; eine Thräne des innigsten Gefühls floß von meinen Augen auf Grittlis grüne Matten, und von den erhabensten Empfindungen durchglüht verließ ich diesen der Freiheit für ewig geweihten Altar!

Bei Brunnen stieg ich ans Land. Ein Regen, der eine zweite Sündfluth herbeizuführen schien, überraschte mich unterweges, und bis aufs Hemde durchnäßt langte ich in Schwyz im Hirsch an, wo man mich wie einen alten Freund empfing, und wo ich eine günstige Witterung abwarten will.

Zwei und zwanzigster Brief.

Ansicht des Sees von Zug. — Zug. — Weg nach dem Albis. — Kappel. — Herrliche Ansicht von der Hochwacht des Albis. — Ueber den Charakter der Schweizer. — Die Landleute. — Ueber das Reisen in der Schweiz.

Zürich.

Von Schwyz bis Art brachte ich mit meiner Wanderung einen ganzen Tag zu, da ich es mir noch einmal in dieser Gebirgswelt, die ich nun bald auf immer verlasse, wohl seyn lassen wollte. In dem freundlichen Seven, auf dem niedlichen Felseninselchen des Lowerzer Sees, in Lowerz und auf den schauerlichen Trümmern des Roßberges, allenthalben verweilte ich, und es wurde mir schwer mich von diesen anziehenden Gegenständen zu trennen, die ich nun nie wieder sehen werde. Das heitere Art, dessen wohlunterhaltene Häuser von einer Holländischen Reinlichkeit erglänzen, war mit seinen reizenden Umgebungen zu einladend für mich, als daß ich daselbst nicht ein Nachtlager hätte suchen sollen, obwohl ich noch vor Einbruch der Nacht Zug hätte erreichen können. Ich fand im Adler eine freundliche Aufnahme und eine billige Rechnung.

Noch lag der Thau auf dem See und den nahen Bergen, als ich mich nach Zug einschiffte;

nur allein der Rigikulm erglänzte im Licht der aufgehenden Sonne, und schien eine in den Wolken schwimmende Insel zu seyn. Nicht ein Lüftchen bewegte sich, eine Todtenstille herschte auf dem See, und der einfache Schlag der Ruder war der einzige Laut, der dieses feierliche Schweigen unterbrach. Bald aber zog die Sonne den Nebelschleier weg, die anmuthigen Ufer des Sees wurden sichtbar, von den Bergen ertönten die Heerdenglocken, und längs dem Gestade begann ein munteres Leben.

Die Umgebungen des Zugersees hatten in der magischen Morgenbeleuchtung ganz neue Reize für mich, und kamen mir bei weitem anmuthiger vor, als wie ich sie zum erstenmale sah. Diese üppig grünen Kastanien- und Wallnußwälder, diese dichten Eichenhaine, und die sanften Gruppen von Rebenhügeln, die sich nach der rechten Seite zu ausbreiten, bilden mit den freundlichen Dörfern und Landhäusern, die zwischen den dickbelaubten Obstbäumen hervorragen, ein unbeschreiblich heiteres Landschaftsgemälde, dem der hohe Rigi mit seinen einförmigen Felsenschichten zur Folie dienet. Das ferne Vorgebirge, das von Immensee tief in den See ausläuft, macht mit den sanften, gefälligen Umrissen eine bezaubernde Wirkung.

Zug liegt mit seinen neuen, schönen Häusern, von allen Seiten mit herrlichen Obstgärten umge-

den, hart an dem Ufer des Sees, in einer höchst angenehmen Gegend, die die größten Naturreize mit dem fleißigsten Anbau verbindet. Das Erhabene der Schweizerischen Bergnatur ist hier dem Lieblichen gewichen; nur aus der Ferne sind die Bergkolossen sichtbar, alle nahe Umgebungen aber haben den Reiz eines sorgfältigen belohnenden Anbaues.

Von Zug nach Zürich führen zwei Wege; der weitere und bequemere über Horgen, der rauhere, aber intressantere, über den Albis. Ich wählte den letzteren, um die berühmte Ansicht von diesem Berge zu genießen. Der Anfang des Weges gehet durch reiche gesegnete Fluren, die durch ihre große Fruchtfülle und durch die fleißige Kultur einen erquickenden Anblick gewähren; dann aber erhebet sich die Landschaft allmählig, und nun wechseln einförmige Weideländereien mit Föhren- und Eichenwäldern, von nicht eben schönem Wuchse, ab. Noch einmal senket sich die Straße in ein gut angebautes Thal, wo bei dem Dorfe Kappel das in dem Schweizerischen Religionskriege berühmt gewordene Schlachtfeld liegt, und nun steiget sie schroff empor, durch wilde romantische Gegenden.

Die Ansicht von der Hochwacht des Albis ist eine der schönsten in der Schweiz, und vielleicht in Europa; nach meinem Gefühl übertrifft sie noch bei weitem die vom Rigi, obwohl sie des

niedrigern Standpunkts wegen nicht ganz so umfassend ist. Wo soll das entzückte Auge weilen, bei der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Gegenstände, die sich ihm in so überschwänglicher Fülle aufdrängen? Hier ziehet mich eine wunderbare Anmuth an, dort fesselt eine furchtbare Erhabenheit den Blick; mich entzückt die idyllische Schönheit der Landschaft, die sich wie ein Garten Gottes zu meinen Füßen ausbreitet, und mit tiefer Ehrfurcht erfüllen mich jene unermeßlichen Gebirgsketten, die von dem Schöpfer der Welt für die Ewigkeit gegründet zu seyn scheinen. Vor mir entfaltet sich der Kanton Zug mit seinen gesegneten Fluren, mit seinen tausend Fruchthainen und Gärten; eine reiche Landschaft mit unzähligen Dörfern, Städten und Flecken wird sichtbar; ich sehe über den größten Theil des Argaus weg, und der Blick verliert sich in Schwabens weiten Ebnen. In Westen dämmert der blaue Jura, von einem durchsichtigen Nebelduft umflossen, und an ihn reihet sich die furchtbare Kette der Berner- und Walliser Hochgebirge an, deren beschneiete Häupter wie Säulen des Himmels in unaussprechlicher Pracht den Horizont im Süden begrenzen. Vor ihnen stehet eine zweite niedrigere Bergkette, die die Gebirge von Schwyz, Uri und Unterwalden bilden, deren Schlußsteine gleichsam der Rigi und der Pilatus sind. Ich sehe die Reuß, einen Theil der Aar, und deutlich erkenne ich

die Tiefe in der der Vierwaldstätter See liegt, dessen Wasserspiegel mir aber, von den ihn umgebenden Bergen verdeckt, unsichtbar bleibet. Nun wende ich mich, trunken von diesem einzig großen Anblick, auf die entgegengesetzte Seite, und werde zuerst von dem wildromantischen Sielthal angezogen, das sich in einer Parallellinie neben dem Züricher See hinziehet, und dem schlängelnden Laufe der schnellen Siel in allen Krümmungen folgt. Bald zeigen sich die hohen, schroffen Erdwände in ihrer einförmigen Nacktheit, bald ziehet ein dunkler Föhrenwald bis in die Tiefe, und verbirgt den Silberfaden des Flusses in seinen Schatten. Aber was gleicht der Pracht des herrlichen Züricher Sees, der sich wie ein Riesenstrom zwischen Obstwälder und Rebenhügeln dahin ziehet, und die tausend Landhöfe und Dörfer, die seine reizenden Gestade umstehen, aus dem klaren Spiegel seiner Flut zurückstrahlet! O! diese Fülle von Anmuth, die sich hier vor meinen Blicken ausbreitet, Dir zu beschreiben, ist mir unmöglich; ein Zauberreiz, wie ihn die fruchtbarste Phantasie sich zu denken nicht vermag, ist über die Landschaft ausgegossen, und die mildeste Freigebigkeit der Natur hat mit dem beharrlichsten menschlichen Fleiße gewetteifert, um diese Gegend zu einem Paradiese zu gestalten. Nur mit Mühe kann ich meinen Blick von diesem himmlisch schönen Naturgemälde losreißen, um ihn auf Thurgaus und

St. Gallens Hochgebirge zu werfen, die mit ihren Riesenmassen den Horizont dieses Edens begrenzen.

Mir that es wehe, so bald von diesem herrlichen Standpunkte scheiden zu müssen, doch leider war meine Zeit durch den Willen eines Fuhrmanns beschränkt, den ich in Zug gemiethet hatte, und so mußte ich seinen Anmahnungen zur Fortsetzung der Reise nachgeben. Ich hätte ihn freilich von hier zurückschicken, und den Weg bis Zürich zu Fuß machen können, allein lange konnte mein Bleiben doch nicht mehr hier seyn, da mehrere Ursachen mich bewegen, meine Rückreise zu beschleunigen. Es ist mir lieb, daß ich den Albis nicht bei meiner ersten Anwesenheit in Zürich bestiegen habe, denn wahrscheinlich ist es die letzte ausgezeichnete Schweizergegend, die ich auf seinen Höhen sah, und nun nehme ich ein frisches lebendiges Bild von diesem Prachtstück der Natur mit mir, dessen schimmernde Farben die weniger schönen Deutschen Gegenden wohl so leicht nicht verwischen werden.

Einige kleine Angelegenheiten, die meine Abreise von hier um einen Tag verzögern, ohne mich anhaltend zu beschäftigen, dringen mir meine Muße auf, die ich benutzen will, um Dir einige Gedanken über den Charakter der Schweizer mitzutheilen. Ich hoffe dadurch, daß ich meine Meinung über diesen Gegenstand im Allgemeinen aus-

spreche, Deinem Wunsche zu begegnen, denn die Lobpreisungen, die einige Schriftsteller diesem Volke ertheilen, sind zu ungemessen, um nicht Zweifel gegen ihre Unpartheilichkeit zu erregen; der Tadel anderer hat dagegen sichtlich Kennzeichen einer Befangenheit, deren Grund wahrscheinlich persönliche Verhältnisse unangenehmer Art waren; mein Urtheil wird von keinen individuellen Rücksichten geleitet, Du darfst es als das Ergebniß einer ruhigen Beobachtung ansehen.

Die Schweizer sind allerdings der Mehrzahl nach ein guter, biederer Menschenschlag, der noch vieles von der alten, guten Vätersitte mit in die gegenwärtige Zeit herübergenommen hat, und dem manche Thorheiten und Schlechtheiten, an denen unser Zeitalter krankt, fremd geblieben sind, und in dieser Hinsicht ist das ihnen so freigebig ertheilte Lob gegründet; nur muß man dabei nicht vergessen, daß die menschliche Natur in allen Lagen und unter allen Himmelstrichen, in gewissen Fällen, sich immer gleich bleibt, und daß die Schweizer so wenig wie andere Nationen von menschlichen Schwächen frei sind. Kein prunkvoller Hof, keine schwelgerische Hauptstadt, keine große stehende Heere, keine zahlreiche Judenschaft verbreiten hier Laster und Thorheiten unter dem Volke; Orden, Rang und Titel sind bis auf wenige Ausnahmen verbannt, das Gesetz gewährt Sicherheit des Eigenthums, und kein Kastengeist tritt die

Rechte der Menschheit mit Füßen. Unter diesen Umständen kann es nicht fehlen, daß hier weniger Hochmuth, Eitelkeit, Kriecherei und Heuchelei anzutreffen sind, als in monarchischen Staaten, wo man leichter Anreizung zu diesen Untugenden erhält. Dagegen ist aber auch nicht zu leugnen, daß den besseren Ständen, bei all ihrer Aufklärung, die feine Politur abgehet, die in unsern Deutschen Residenzen die Würze des Umganges ausmacht; wer diese bei den Deutschen Schweizern zu finden hofft — die Französischen kenne ich nicht — der betrügt sich: Hiernach magst Du die widersprechenden Urtheile vereinigen, die über den gesellschaftlichen Verkehr mit den Schweizern statt finden. Doch bitte ich mich nicht mißzuverstehen; ich spreche ihnen keinesweges Bildung ab, im Gegentheil ist diese im Bürgerstande vielleicht allgemeiner als irgendwo verbreitet; nur die Geschliffenheit fehlt ihnen, mit vielen Worten nichts zu sagen, mit einem Kompliment sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, und chamäleontisch alle Farben und Gestalten anzunehmen, worin es unsere Großstädtner zu einer so ungemeinen Fertigkeit gebracht haben. Selbst ihre rauhe Mundart stehet einer solchen Verfeinerung ewig im Wege. Doch ich kann mich jedes Lobes der Schweizerischen Städtebewohner überheben, denn jeder, der nicht ganz von Gott und einer guten Natur verlassen ist, muß ihrer Herzlichkeit, Offenheit, Gastfreiheit,

ihrem Gefühl für Rechtlichkeit, und ihren bürgerlichen und häuslichen Tugenden, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur die Dame, die keinen Tabaksrauch vertragen kann, der Hochgeborene, der in jeder Minute zehnmal bei seinen Titeln gerufen seyn will, und der feine Herr, der gerne seine schaalen Süßigkeiten bewundert und seinen Witz belacht sehen möchte, nur diese können sich nicht unter den redlichen Republikanern wohlbefinden. Wer aber an einer geistvollen Unterhaltung, an einem männlichen, anständigen Betragen Geschmack findet, wer seinen kräftigen, Deutschen Sinn zu schätzen weiß, der wird sich gewiß mit Vergnügen an seinen Aufenthalt in den Schweizerstädten erinnern.

Ich komme auf die Landleute, die so oft in Versen und in Prosa als die unschuldigen, unverdorbenen Kinder der Natur gepriesen worden sind, und über die sich dagegen so mancher Reisende als über die gröbsten, unverschämtesten und eigennützigsten Menschen beklagt, und sie nebenbei noch aller nur möglichen Laster beschuldiget hat. Ich habe mich viel unter den Schweizer Landleuten aufgehalten, und mir keine Mühe gereuen lassen ihren Charakter zu studieren, aber ich habe weder die Ideale der Unschuld, wovon uns unsere Reisebeschreiber so viel schönes erzählen, noch die gemeinen verderbten Naturen unter ihnen gefunden, über die sich manche Reisende,

und zu meinem Befremden selbst geborene Schweizer, beschweren. Doch erinnere ich nochmals; ich spreche nur von den Deutschen Kantons, in den Französischen bin ich nicht gewesen, und die Landleute aus dem Tessin und aus dem Walliser Lande, die ich gesehen habe, machten mich nicht begierig ihre nähere Bekanntschaft zu machen; vielmehr brachte ich, da ich einst in einem Zimmer mit ihnen verweilen mußte, meinen Reisesack vor ihnen in Sicherheit, und der Wirth sagte, daß ich Recht thäte. — Daß die Alpenbewohner eigennützig und geldgierig sind, ist ein alter Vorwurf, und ich muß gestehen selbst einige Beispiele davon erfahren zu haben, wie gern die Sennen den Beutel des Reisenden in Anspruch nehmen, doch scheint mir dieses sehr zu entschuldigen. Die Fremden, die die Schweiz bereisen, sind mehrentheils alle reich, denn mit geringen Mitteln läßt sich nicht leicht eine Reise durch dieses Land machen, vornehmlich aber haben die Engländer seit vielen Jahren, das Geld gleichsam mit vollen Händen in den Schweizergebirgen ausgestreut. Ist es nun wohl einem armen Sennen, der vielleicht um einen geringen Lohn dienet, zu verdenken, wenn er von den, seiner Meinung nach, unermeßlich reichen Fremden etwas vortheilen will? Hätten die reisenden Britten, die einen ganz andern Maaßstab des Geldwerths haben wie wir, die Schweizer Hirten nicht gewöhnt in jedem Reisen-

den einen Millionär zu sehen, wir würden uns wenig über den Eigennutz dieser Landleute zu beklagen haben. Was die gerühmte Unschuld dieser Bergbewohner betrifft, so muß ich gestehen, nicht sonderlich erbauet davon geworden zu seyn, und nach dem was ich beobachtet habe, halte ich ihre Sitten weder für verderbter noch reiner, wie die der Deutschen Bauern, die weit von großen Städten wohnen. Der Kiltgang kann wohl kein Beweis von Unschuld und Sittenreinheit seyn, denn es fällt keinem Schweizer ein, die innigste Annäherung beider Geschlechter dabei zu bezweifeln, die nur zu oft eine Veranlassung zur Beschleunigung der Hochzeit wird. Aber verächtlich würde der junge Mann der ganzen Gemeinde werden, und auch einer harten Züchtigung nicht entgehn, der ein Mädchen bei Gelegenheit eines Kiltganges schwächte, und sie nicht ehelichen wollte. Aus diesem Grunde giebt es unter dem Landvolk so wenig uneheliche Kinder; denn wenn ein Mädchen einen Fehltritt begangen hat, werden dessen Folgen schnell durch die Heirath bedeckt. Indessen will ich es nicht bestreiten, daß bei den Bewohner der hohen Alpen, die ausschließlich nur allein von der Viehzucht leben, noch eine größere Sitteneinfalt herrschet, wie bei den Landleuten anderer Länder, da ihnen alles was die Leidenschaften aufregt fremd bleibt. Ihre Nahrungsmittel sind höchst einfach, und beschränken sich beinahe allein

auf Mehl und Milchspeisen; starke Getränke genießen sie nur an Festtagen; von Aufwand in Kleidern wissen sie nichts, da sie weder im Schnitt noch im Stoff ihrer Kleidungsstücke von der einmal eingeführten Volkstracht abweichen dürfen, ohne sich lächerlich zu machen, und die Einzelnheit ihrer Wohnungen, so wie die Entfernung derselben von großen Städten, ist ein sicherer Damm gegen viele Thorheiten und Laster, die eine Folge des gesellschaftlichen Zustandes der Menschen sind. Doch bekenne ich, von der Einfachheit dieser Menschen nicht so entzückt worden zu seyn, um ihr Lobredner zu werden; denn meiner Meinung nach ist es kein Verdienst, aus Mangel an Gelegenheit weniger schwach und lasterhaft zu seyn, und der rohe Naturstand ist, in der Nähe betrachtet, denn auch so gar lieblich nicht. In den Akkerbautreibenden Kantons habe ich Säufer und Spieler unter den Landleuten bemerkt, und ein paar mal Gelegenheit gehabt, blutige Schlägereien mit anzusehen, also darf ich wohl behaupten, es sey daselbst größtentheils alles so wie bei uns.

Meine Absicht gehet aber keinesweges dahin, den guten Ruf, in dem das Schweizer Landvolk stehet, zu verkleinern, sondern ich bestreite nur die überschwänglichen Lobpreisungen, zu Folge deren die Schweizer auf Kosten anderer Völker in einem so schönen Lichte dargestellt werden. Wer mit diesem Glauben die Schweiz bereiset — mir

sind mehrere begegnet die ihn hatten — der kann nicht anders als getäuscht werden, wer aber nicht vergißt, daß Schwächen und Fehler von der menschlichen Natur unzertrennlich sind, und wer seine Erwartung nicht zu hoch spannt, der wird sich unter den Schweizern gefallen, in deren Charakter sich dann doch mancher schätzenswerthe Zug befindet, der den Menschenfreund wohlthuend anspricht.

Noch bleibt mir übrig einige Worte über das Reisen in der Schweiz zu sagen, damit Du, wenn Du einst Deinen Vorsatz, dieses Land zu besuchen ausführst, die nöthigen Maaßregeln darnach nehmen kannst. Viele Reisende klagen über die in der Schweiz herrschende Theurung, und wahr ist es, man giebt in einem Monate daselbst mehr aus, als in drei Monaten in andern Ländern, aber das liegt in der Beschaffenheit des Landes, und fällt im Ganzen den Einwohnern nicht zur Last. Der Schweizer muß seine Getreide, seine Getränke und alle feinere Genußwaaren vom Auslande über Achse einbringen, der Transport ist auf den Gebirgswegen mit viel Beschwerlichkeit und großen Kosten verbunden, die Lebensmittel können daher nicht wohlfeiler seyn. Rechnet man noch dazu den gesegneten Appetit, den die starken Bewegungen und die reine, zehrende Bergluft dem Reisenden gewöhnlich erwecken, der eine große Quantität Speisen nöthig macht, und ziehet man

die vorzüglich gute Bewirthung in Betracht, die man in allen bessern Gasthöfen findet, so kann man ohne unbillig zu seyn, sich über eine zu hohe Rechnung nicht beklagen. Ich habe allenthalben in den Städten und größeren Flecken die Tafel so gut, und oft besser, besetzt gefunden, wie in Deutschen Hauptstädten, und die Zubereitungsart der Speisen läßt nichts zu wünschen übrig. Die Bedienung ist prompt und gut, nur muß man um Gotteswillen den Gastwirth nicht, wie es wohl zuweilen in Deutschland und Frankreich geschieht, geringschätzig behandeln wollen, wenn man nicht empfindliche Proben Schweizerischer Derbheit erfahren will. Ich habe sehr angesehene Personen, die ihren Rang gegen einen Gastwirth zur Unzeit geltend machen wollten, gerade zu von diesem die Thüre weisen sehen, und sie mußten sich zu den demüthigendsten Bitten verstehen, um nur ein Unterkommen zu finden. Wer in den hohen Gebirgsgegenden, wo es keine großen Gasthöfe giebt, viel zu sparen glaubt, der irret sehr, denn mit Milch, Käse und Brod reichet man bei den angreifenden Fußreisen nicht aus, und die andern Lebensmittel sind, des beschwerlichen Transports wegen, noch theurer wie in den Städten. Wer täglich 6 bis 7 Schweizerstunden zu Fuß zurück legen will, der thut wohl, wenn er sich aller Milchspeisen enthält, und diese Leckereien nur da genießet, wo er eine paar Tage zu verweilen ge-

denket, denn wer einen schwachen Magen hat, dem ziehen die fetten Milchspeisen eine Diarrhee, auch wohl Magenkrämpfe zu, wer aber eine gute Verdauung besitzt, bei dem wirken sie schweißtreibend, was bei dem öfteren Witterungswechsel in den Gebirgen nicht nur unangenehm, sondern auch der Gesundheit höchst nachtheilig ist. Wer sich nichts abgehen lassen will, bedarf, mit Einschluß des Fuhrlohns auf den Seen, und der Bezahlung für einen Führer, dessen man doch nur an den wenigsten Orten entübrigt seyn kann, täglich im Durchschnitt eine Karolin auf einer Reise durch die Schweiz. Wer mit 3 bis 4 Gulden täglich auszukommen gedenkt, der verrechnet sich, er müßte sich denn zu Entbehrungen verstehen, die auf einer solchen Reise weder angenehm noch der Gesundheit zuträglich sind.

Einige Aerzte rathen den Kranken zu Wiederherstellung der Gesundheit eine Reise durch die Schweiz; dieses finde ich höchst zwecklos. Soll der Kranke durch die Bewegung im Wagen gesund werden, so ist jedes andere Land dazu weit geschickter als die Schweiz, in der es doch nur wenige fahrbare Straßen giebt; soll aber die reine Gebirgsluft zu Wiederherstellung seiner Gesundheit beitragen, so habe ich zwar gegen einen Aufenthalt in den höheren Berggegenden, als auf dem Albis, dem Haken, dem Rigi nichts, und gebe gern die wohlthätige Wirkung der Bergsatmos-

phäre auf das Nervensystem zu, aber von dem Reisen kann ich nicht dasselbe einräumen. Es gehört immer ein gesunder Körper und viel Vorsicht dazu, bei den Fußwanderungen — anders als zu Fuß die Schweiz zu bereisen ist lächerlich, denn man hat zu Wagen oder zu Pferde alle Beschwerlichkeiten der Gebirgswege zu ertragen, ohne einen Genuß davon zu haben — durch die rasch wechselnde Lufttemperatur, durch schneidende Winde und häufige Regenschauer, keinen Schaden zu leiden, da es oft nicht zu vermeiden ist, aus einer Hitze, die wohl bis zu 28 Grad Reaumur steiget, sich plötzlich in eine Kälte, die nur einige Grade von dem Gefrierpunkt entfernt ist, versetzt zu sehen. Wer dieses nicht ertragen, wer nicht ohne davon angegriffen zu werden, des Tages drei bis vier mal naß werden und die Kleider auf dem Leibe trocken werden lassen kann, der bleibe von der Schweiz fort, da er viel Beschwerde und wenig Vergnügen finden wird. Auch wer von Natur sehr furchtsam, oder mit dem Schwindel behaftet ist, dem würde ich zu keiner Schweizerreise rathen. Es giebt freilich auch Oerter genug, an denen man mit der größten Sicherheit schöne Gegenden genießen kann; doch die eigentlichen Naturwunder und die erhabensten Ansichten findet man gerade nur an den Orten, die der Schwindlichte nur mit Todesangst betritt. Wahr bleibt es aber, daß dem an Leib und Seele ge-

sunden Menschen eine Reise durch die Schweiz ein Vergnügen ist, wovon auch die gelungenste Beschreibung keine Vorstellung geben kann. Das Herz erweitert sich bei dem Anblick dieser unaussprechlich großen und schönen Natur, der Geist erhält einen neuen Maaßstab für die Größe und Herrlichkeit der Schöpfung, die Einbildungskraft wird mit einer Menge neuer Vorstellungen und Bilder bereichert, und die Seele ringt sich bei dem Anschauen der Wunder, dieser erhabenen Gebirgswelt, von den kleinlichen Verhältnissen des Lebens los, und gewinnt neue Stärke.

Der Abend nahet und ich muß mich zur Abfahrt anschicken, darum breche ich meine Unterhaltung mit Dir ab. Morgen mit dem frühsten eile ich dem berühmten Rheinfall bei Schafhausen zu, und habe ich ihn gesehen, denn nehme ich für immer Abschied von diesem Lande der Wunder.

Drei und zwanzigster Brief.

Der Morgenspaziergang. — Weg von Zürich nach Bülach. — Der Ueberfall. — Geschichte einer Lebensrettung. — Eglisau. — Der Rheinfall bei Laufen. — Schafhausen.

Schafhausen.

Ich konnte von dem lieben Zürich nicht scheiden, ohne Abschied von der anmuthvollen Landschaft genommen zu haben, die sie umgiebt. Ein heiterer Morgen, der auf einen trüben Regentag folgte, kam mir dabei zu statten, gegen ein gutes Trinkgeld öffnete mir der Kellner schon um halb vier Uhr die Thüre, und so eilte ich denn hinaus, um mich noch einmal in einer schönen Schweizerlandschaft zu erlustigen. Um nicht die zur Abreise festgesetzte Stunde zu versäumen, mußte ich mich auf ein nahes Ziel beschränken, deshalb wählte ich den südlichen Theil des Stadtwalles zu meinem Spaziergange. Der Morgen war, wie nach Regentagen gewöhnlich, ohne Thau und Nebel und die Athmosphäre so dunstrein, daß alle Gegenstände sich deutlicher wie sonst ausnahmen, und wie mit frischen Farben übermalet schienen. Hier erging sich mein Blick noch einmal in den Reizen der herrlichen Gegend, verweilte noch einmal auf den fernen Hochgebirgen, die alle, mit frischgefal-

lenem Schnee bedeckt, in doppeltem Schimmer leuchteten, schweifte über den spitzen, sonderbar ausgezackten Rücken des langen Albis, und über die schimmernde Flut des von keinem Lüftchen bewegten Sees, ruheten denn auf dem sanft gehügelten grünen Berggelände aus, das wie ein Kranz die näheren Wiesen, Getreidefelder und Rebenhügel des Vorlandes einfaßt, und nun sagte ich diesem Garten Gottes auf ewig Lebewohl. Ich glaubte ein halbes Stündchen abwesend gewesend zu seyn, der unwillige Kutscher, mit dem ich bis nach Schafhausen verdungen hatte, machte mir aber bemerklich, daß es schon sieben geschlagen habe, wie ich in den Raben zurück kehrte, und wollte ich selbst noch frühstücken, so mußte ich mich zu einem Sühnopfer von einem halben Maaß Wein verstehen, worin der zürnende Pferdelenker seinen Aerger ertränkte.

Von Zürich bis Bülach ist die Gegend zwar freundlich und fruchtbar, aber sie hat keinen Schweizerischen Charakter mehr. Weite, fette Getreidefelder, deren goldne Frucht man so eben einscheuerte, große Strecken von schönen Wiesen und niedrige Waldberge, die zwar die Aussicht in die Ferne hemmten, aber zu unbedeutend in ihrer Höhe und Form waren, um den Blick lange zu fesseln, machten die Umgebungen des Weges aus. Diese Abwechselung brachte bei mir eine sonderbare Empfindung hervor, der ähnlich, die ich

habe, wenn ich so eben einen begeisterten Dichter las, dessen reiche, bunte Bildersprache meine Einbildungskraft entflammte, und unmittelbar darauf eine trockne Geschäftsverhandlung lesen muß, deren Gegenstand ohne Bedeutung und Interesse für mich ist. Mir wird es in diesem Falle unmöglich, meine Aufmerksamkeit auf die mir vorliegende Arbeit zu richten, ich bin zerstreut, und meine Gedanken schweifen in dem magischen Reiche der Träume umher, das der Dichter meiner Phantasie erschloß. So ging es mir jetzt; ich dachte an die herrliche Natur der Schweizerischen Gebirgswelt zurück, ließ die gesehenen großen Gegenstände, die Musterung passieren, und gab auf die Umgebungen des Weges nicht Acht, die ich unter andern Umständen gewiß recht angenehm gefunden haben würde.

„Halt!" rief eine gebieterische Stimme dem Kutscher zu, und ich sahe den Wagen von fünf stämmigen Menschen umringt, die, wenn sie einen Angriff beabsichtigten, uns allerdings an physischer Kraft weit überlegen waren, und jeden Widerstand unmöglich machten. Im hellen Tage, auf offner Landstraße, angefallen zu werden, ist zwar so ganz gewöhnlich nicht, aber doch auch nicht unerhört, und der nahe Wald begünstigte ein solches Unternehmen. Der Hauderer zeigte deutliche Spuren der Furcht, und mein Bursche drückte sich zitternd in die Wagenecke; kein Wun-

der, wenn auch ich, dessen Geist so eben einen Spaziergang auf dem Rigi machte, aus meinem Traume aufgeschreckt, nur an Räuber dachte, und geschwinde die Gesichter der Wegelagerer in Augenschein nahm, um darunter den Anführer zu entdecken. Diese sahen mir denn aber doch zu gutmüthig, mitunter ein wenig zu dumm aus, um mir viel Leides thun zu wollen, und nur ein munterer Bursche, mit von Gesundheit strotzenden Wangen, und mit leuchtenden Augen, schien es auf mich abgesehen zu haben. Er war es, der dem Kutscher zu halten geboten hatte, kam nun auf den Wagen zu, öffnete den Schlag, und rief mir zu: „Ho, ho, ich hab Euch wohl erkannt! nun laß ich Euch nicht fort, Herr, Ihr müßt wahrhaftig mit mir umkehren!“ Ich dachte daß ein Irrthum hier im Spiele sey, doch er reichte mir lächelnd die Hand, und überraschte mich durch die Frage: „Kennt Ihr denn den Emmi nicht mehr, den Ihr in *** gefüttert habt?“ auf das angenehmste. Lieber Emmi, wie treffen wir uns hier? rief ich ihn erkennend, indem ich aus dem Wagen sprang, und ihm froh die Hand drückte. Eine Handlung der Menschlichkeit, die zwar gegen die bestehenden Gesetze lief, die zu thun mich aber mein Gefühl aufforderte, bereitete mir diesen fröhlichen Augenblick. Ich muß Dir die Geschichte erzählen.

Es war im Oktober des Jahres 1812, als ich

am Abend eines kalten, unfreundlichen Tages von der Jagd zurückkehrte, und auf meinem Wege einen Schweizersoldaten traf, dessen krankes, verstörtes Aussehen mich noch eher, als sein Mund mich darum ansprach, zum Mitleid gegen ihn aufforderte. „Herr, erbarmt Euch meiner!„ war alles was er hervorstammeln konnte, und halb ohnmächtig lehnte er an einen Baum, an den er, um nicht umzusinken, sich hielt. Ich hieß ihn mit gehen, aber er schüttelte traurig das Haupt, und als ich ihn wiederholt aufforderte, mir zu folgen, rief er leise und seufzend, ach ich bin ein Deserteur. Das war nun allerdings ein verzweifelter Fall, denn auf die Verheimlichung eines Deserteurs von der Französischen Armee stand die Todesstrafe, die, wie mich einige unlängst in Erfahrung gebrachte Beispiele belehrten, unerbittlich in Ausübung gebracht wurde; dennoch gab es mein Gefühl nicht zu, den Armen hilflos zu lassen, oder gar ihn zum gewissen Tode auszuliefern. Mit meiner Pflicht, dem Gesetze zu gehorchen, war ich bald abgefunden, denn wer anders als Napoleon, den ich so glühend haßte, hatte das Gesetz in einem Lande gegeben, das ihm nicht gehörte, und nur gezwungen, seinem Willen gehorchte; allein, es bleibt doch immer eine gefährliche Sache, einem Ausreißer durchzuhelfen, und im Entdeckungsfall sich der Strafe der Falschwerberei auszusetzen. Doch mein Mitleid siegte über

die Furcht; ich hieß den Soldaten, bis zur einbrechenden Nacht sich hinter einem Gesträuche verbergen, labte ihn mit einigen Ueberresten meines Jagdproviants, und eilte nach Hause, um zu einem Versteck für ihn Anstalt zu treffen. Da war nun guter Rath theuer. In dem Hause, wo ich wohnte, ließ er sich nicht wohl verbergen, denn ich konnte der Verschwiegenheit eines neuangenommenen Bedienten nicht trauen, dem er nicht unbemerkt bleiben konnte, die Dorfbewohner waren viel zu furchtsam, um ihn bei sich aufzunehmen, und bei der Kälte der Witterung konnte er im Freien nicht ausdauern. Endlich mittelte ich einen Versteck auf einem Heuboden für ihn aus, und dahin holte ich ihn in der Nacht ab. Der Flüchtling hatte in drei Tagen nichts gegessen, war überdem mit einem Fieber behaftet, und befand sich so schwach, daß es keine kleine Arbeit war, ihn bis in den hohen Heuraum zu bringen. Eine neue Noth war es, auf welche Weise ich ihm die nöthigen Lebensmittel, verschaffen sollte, da sein Zustand warme fließende Speisen erforderte, die sich so leicht nicht ungesehen bringen ließen. Indessen es galt ja ein Menschenleben, darum wurde mir keine Mühe zu sauer, meinem Schützlinge das Nöthige zu bringen, und so fütterte ich ihn bis in den Dezember, wo die Flucht der Franzosen allgemein wurde, und er ohne Gefahr sich zeigen konnte. Ich gab ihm nun

von meinen Kleidungsstücken, damit er seine Uniform wegwerfen konnte, und brachte ihn bei einem benachbarten Gutsbesitzer unter, wo er so lange geblieben ist, bis ihn jetzt das Heimweh nach seinem Vaterlande trieb. Dieser wackere Bursche war ausser sich vor Freude, mich zu sehen, nannte mich tausendmal seinen Lebensretter, und hörte nicht auf mich mit Bitten zu bestürmen, daß ich mit ihm umkehren, und bei seinen Eltern und Verwandten, die in der Gegend von Rapperschwyl wohnen, mich eine Zeitlang aufhalten möchte, und um seinen Bitten mehr Nachdruck zu geben, versprach er mir, mich in seinen heimischen Bergen umher zu führen, und mir so viel Schönes zu zeigen, wie ich, seiner Versicherung nach, auf meiner ganzen Reise nicht gesehen hätte. Mir that es leid, diese herzliche Einladung nicht annehmen zu können, die aus einem biedern, von Dankbarkeit überströmenden Herzen kam, und mir die gehabte Mühe, die doch ohnehin nichts mehr als meine Pflicht war, so überschwänglich vergalt. Hätte ich damals meiner Obrigkeit, die, durch den Willen der Französischen Gewalthaber veranlaßt, die Einlieferung jedes Ausreißers befahl, Folge geleistet, so wäre dieser Mensch erschossen worden; überließ ich ihn seinem Schicksal, so ward er eine Beute des Mangels. Diese meine Handlung läßt sich allerdings vor dem Richterstuhl einer strengen Moral

nicht rechtfertigen; doch welcher gute Mensch möchte wohl unter den Umständen anders gehandelt haben? und dankt mir nicht ein erhaltenes Menschenleben die Uebertretung des strengen Pflichtgebots? Nein, mögen grämliche Sittenlehrer mich verdammen, ich werde in einem ähnlichen Falle doch wieder so handeln, und, obgleich im übrigen ein genauer Befolger bestehender Gesetze, doch mehr auf die Stimme des Richters in meiner Brust, als auf Polizeibefehle hören, wenn ihre Befolgung Grausamkeit wird. Die Reisegefährten Emmis, die sich auch sämmtlich aus dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1812 geborgen hatten, schüttelten mir herzlich die Hand, und ich verließ nicht ohne Rührung diese ehrlichen Schweizer.

Bei Eglisau begrüßte ich den lieben Vater Rhein wieder, der hier dunkelgrün und mit einem schäumenden Wellenschlage vorbeirauscht. Er hat daselbst nur noch eine mäßige Breite, doch behaupten seine Ufer hier, wie überall, wo ich ihn noch gesehen habe — und ich sah ihn die Strecke vom Gotthard bis Eglisau ausgenommen, seiner ganzen Länge nach — den ihnen eigenthümlichen Charakter des Malerschen. Eglisau ist ein engegebautes, finsteres, unansehnliches Städtchen, aber der herrliche Strom mildert das Häßliche des Orts, und ich muß bekennen, ich möchte lieber in einer schlechten Hütte am Rhein, als fern

von einem Gewässer in einem Prunkgebäude wohnen. Doch freilich hat nicht jeder denselben Geschmack, und manchem wird das Rauschen eines Flusses, was mir eine Sphärenmelodie ist, unerträglich. In dem Gasthofe zum Hirsch, wo ich nach Schweizerart, das heißt, überaus gut bewirthet wurde, aber auch eine Schweizerische, d. h., eine ziemlich hohe Rechnung bezahlen mußte, fand ich den Eßsaal mit vielen artigen Kupferstichen, die Schweizerlandschaften darstellten, ausgeschmückt. Mir war es ein Genuß, die merkwürdigen Gegenden, die ich eben besucht hatte, hier im Bilde wieder zu erblicken, und mir dadurch die frohen Stunden, die ich an jenen Oertern verlebt hatte, zu vergegenwärtigen. So brachte ich ein Stündchen recht angenehm hin, und fuhr dann in gespannter Erwartung der letzten großen Naturscene entgegen, die ich in der Schweiz noch sehen sollte.

Ein dumpfes Tosen ließ mich die Nähe des Wasserfalles ahnen, den ich aber noch nicht sehen konnte. Das Schloß Laufen bezeichnete mir die Lage desselben. Nun durchbrach meine Ungeduld die Schranken, es trieb mich aus dem Wagen, und unbekümmert, ob mir der Fuhrmann folgen würde, eilte ich, so schnell als es meine Füße vermochten, nach dem Dorfe Neuhausen zu. Wenn mich die Leute in diesem Augenblick für ein wenig närrisch gehalten haben, da ich, als ob es

hinter mir brannte, den Berg hinunter lief, und jeden, der mir begegnete, nach dem Wege zum Wasserfall fragte, ohne jedoch seine Zurechtweisung anzuhören, so thaten sie mir so großes Unrecht nicht: denn was trieb mich zu dieser unnützen Eile, da mir der Anblick der großen Naturscene nicht entgehen konnte? Ich weiß mir von diesem kindischen Verlangen keine Rechenschaft abzulegen, und komme mir jetzt selbst höchst lächerlich vor; doch es war nun einmal nicht anders, und ich würde den für meinen Feind gehalten haben, der mich hätte aufhalten wollen. Am Ende mußte ich mir doch einen Aufschub gefallen lassen, denn ein Mann, der sich zu meinem Führer anbot, um mich auf die schönsten Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, zögerte mit dem Anziehen seiner Kleider und mit der Instandsetzung seiner Tabackspfeife so sehr, daß mir die Geduld ausging, da alle mein Antreiben ihn nicht aus seinem Phlegma bringen konnte. Schon wollte ich ihn verlassen, allein er führte mir meine Erhitzung zu Gemüthe, die mir in der kühlen Zugluft des Falles schädlich werden mußte, und dadurch brachte er mich zur Besonnenheit.

Ich habe dreißig verschiedene, zum Theil prächtige Kupferstiche von dem Rheinfall gesehen; man hat mir in Basel und in Zürich Gemälde, die diesen Gegenstand darstellen, von bekannten Meistern gezeigt, und ich kann nicht leugnen,

mitunter Abbildungen davon gefunden zu haben, die in Hinsicht der fleißigen Ausführung gelungen genannt werden konnten, doch nie erhielt ich durch sie einen anschaulichen Begriff von dem Rheinfall; nun ich ihn aber selbst gesehen habe, finde ich nichts lächerlicher, als das Bemühen, ihn durch den Pinsel oder Grabstichel darstellen zu wollen. Das, was an einem Wasserfall eigentlich bewundrungswürdig ist, die ewig wechselnde Formen der Wassermassen, der hin und her ziehende Nebel, die zitternde Bewegung des Staubregens, der tobende Wellenschlag oberhalb, das zischende Aufbrodeln und Zurückprallen unterhalb des Falles, und endlich der zauberhafte Schimmer des Regenbogens, dieses alles ist ja ganz unmöglich durch eine Zeichnung, die doch nur einen Moment davon auffassen kann, nachzubilden. Darum sind selbst die Gemälde berühmter Meister, die Wasserfälle darstellen, wie z. B. eines Philip Hakert, nur als mißlungene Versuche anzusehen, denen eine lebhafte Einbildungskraft erst Form und Farbe leihen muß, um etwas daraus zu machen. Ob eine Beschreibung davon befriedigender ausfallen kann, daran zweifle ich, denn soll sie anschaulich werden, so gehöret dazu ein ruhiges Auffassen der gesehenen Gegenstände: wer vermöchte aber wohl ruhig zu bleiben bei einem Anblick, der die Seele so gewaltsam ergreift? Gesetzt aber man gelanget, durch ein oft wiederholtes

Beschauen, dahin, weniger von der Größe des Anblicks berührt zu werden, und mit einer gewissen Kälte Wahrnehmungen machen zu können: wo ist die Sprache, die reich genug wäre, diese Pracht, diese Größe, diesen Zauber, der in der erhabenen Naturscene herrschet, so auszudrücken, daß, wer sie nie sah, durch eine Schilderung einen klaren Begriff davon erhielte? Noch nie habe ich eine mir genugthuende Beschreibung des Rheinfalls bei Laufen gelesen, verlange auch von mir nicht das Unmögliche. Einzelne Bemerkungen und Wahrnehmungen, und mitunter eine Schilderung des Eindrucks, den das große Naturschauspiel auf mich machte, will ich Dir, so gut ich kann, geben, aber eine Beschreibung erwarte nicht von mir.

Mein Führer war endlich mit seinen Vorbereitungen zur Reise, nach dem Wasserfall, fertig geworden, hatte seine Pfeife in den Brand gesetzt und trat nun den Weg dahin mit mir an. Dem dumpfen, nicht sehr lauten Gebrause nach hätte ich mich noch weit davon entfernt geglaubt, er ist aber nicht über hundert Schritte von dem Dorfe Neuhausen entlegen. Ein abschüssiger Hohlweg führt dahin, den wir aber verließen, und an einer Drathmühle aufwärts stiegen, um oberhalb des Falles an den Strom zu kommen. Man siehet hier den Rhein in einer Länge von einer Viertelstunde entlang, in der Entfernung ruhig, mit einem beinahe ganz ebnen Wasserspiegel fließen.

Je näher er dem Sturze kommt, je mehr erweitert sich sein Bette, und je höher schlagen die Wellen, bis sie sich nahe vor der Felsenbank, die ihre Flut hemmt, in grauenvolle Wirbel drehen, und dann mit großer Heftigkeit hinabstürzen. Die empörten Wogen sind keinesweges mit den Meereswellen bei stürmischer See zu vergleichen, denn sie sind weder so groß, noch so regelmäßig, sondern jeder Augenblick verändert ihre Gestalt; bald öffnet sich da ein Strudel, wo noch eben erst ein hoher Wellenschlag war, und bald schäumt dort die sprudelnde Gischt empor, wo einen Augenblick vorher ein hohler Wirbel klaffte. Zwei nicht große, scharf ausgezackte Felsen stehen mitten im Fall, und machen, von oben aus gesehen, dadurch, daß sie die anströmende Flut theilen, die sich an ihnen schäumend bricht, die schönste Parthie des Falles aus. Nun ging ich hinunter und stellte mich dem Falle gerade gegen über, und hier erst wurde ich durchdrungen und ergriffen von der unaussprechlichen Pracht des Anblicks, der alles überbot, was ich je Großes und Schönes in meinem Leben gesehen habe. Der Reichenbach, der Aarfall an der Handeck, der Fall der Reuß an der Teufelsbrücke, und alle andere Wasserfälle der Schweiz kommen in keinen Betracht, gegen diesen einzigen Fall in seiner Art, der sie an Erhabenheit weit hinter sich zurück läßt. Diese gewaltige Wassermasse, die sich in einer Breite von mehr

als zweihundert Fuß, eine Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß hinabstürzet, macht durch ihren Umfang, und durch die Größe ihrer einzelnen Parthien, eine überraschende Wirkung, die sich bei längerem Anschauen vom Bewundern und Anstaunen bis zum Gefühl der Anbetung steigert. Nicht wie bei einem stürmischen Meere, eine todte, willenlose Naturkraft meinet man zu sehen, sondern man glaubt den leitenden, ordnenden Weltgeist selbst zu erblicken, wie er im Glanze seiner Majestät segnend durch die Schöpfung schreitet. Was gleicht dem Schimmer dieser Kristallgewölbe, die ewig verändert und doch ewig erneuert, donnernd in die Tiefe hinabsinken, und das ungeheure Becken mit zischendem Schaume anfüllen! Wie ein paar eigensinnige Greise, die mit ihren veralteten Vorurtheilen gegen den Zeitgeist anstreben, stehen die beiden Felsentrümmer mitten in der wilden Flut. Umsonst ist ihr Widerstand, sie reizen nur die tobenden Wellen, die sich laut heulend an ihren Füßen brechen, und sie über kurz oder lang in den Abgrund stürzen werden. Ein Nebelschleier, durchsichtig und doch sichtbar, schwebet über dem Sturz, und bringt einen Zug von Sanftheit in dessen wildes Durcheinander. Licht und leicht schwimmt er bald wie ein aufsteigender Thau, bald wie eine Wolke über den tanzenden Wogen; ein Windstoß führt ihn hinweg, doch in dem Augenblick hat ihn das sprit-

zende Gewässer wieder ersetzt, und er schmückt wieder die Scheitel seines mächtigen Erzeugers. Aber jetzt brechen die Wolken; die Sonne wirft ihre Strahlen auf den Katarakt, und in himmlischer Pracht wölbet sich über ihn ein Regenbogen, der den Anblick tausendfach verschönert. Nein, über diese Ansicht, die nur mit anbetender Ehrfurcht gesehen und gefühlt, doch nie beschrieben werden kann, etwas sagen zu wollen, wäre Entweihung; komm und sieh selbst, und sinke nieder und verehre den im Staube, der seine herrliche Schöpfung mit diesen Wundern zierte.

Ich habe einige Reisende äußern hören, und wie mich dünkt, es auch irgendwo gelesen, daß die Umgebungen des Rheinfalls bei Laufen seiner Schönheit nicht angemessen sind; dergleichen Behauptungen kommen mir höchst abgeschmackt vor, und beweisen, daß dem Menschen das Kritteln angeboren ist, und er selbst die Natur da zu meistern wagt, wo sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt. Freilich müßte es noch ein größerer Anblick seyn, wenn der Rhein bei Köln oder Düsseldorf, wo er am breitsten ist, sich in eine Tiefe von 1000 Fuß hinab stürzte, wenn von der einen Seite des Falles der Montblanc, von der andern die Jungfrau stände, und man zu gleicher Zeit die Aussicht auf das Weltmeer hätte; aber wie mag man nur bei dem Anblick einer Naturscene, die jeden nicht ganz Fühllosen bis zur Selbstver-

gessenheit ergreift, sagen, dieses oder jenes könnte anders seyn, denn wäre es besser? Die nähesten Umgebungen des Rheinfalles sind, die alterthümliche Burg Laufen, die an der linken Seite des Sturzes stehend, eine höchst malerische Wirkung macht, und Gruppen von Obstgärten und Rebenhügeln, die das zirkelrunde Becken, in das sich der Fluß ergießet, wie ein Kranz einfassen, und sich amphitheatralisch erheben. Gäbe es hier auch weite Ansichten, sie würden doch keinen Eindruck machen, da die Aufmerksamkeit zu sehr von dem Katarakte gefesselt wird; wie man dieses im Schlosse Laufen bemerken kann, aus dessen westlichen Fenstern die Aussicht unvergleichlich ist, ohne jedoch vorzüglich zu interessiren. Gerade dem Falle gegenüber hat in einem Thurmähnlichen Gebäude ein Maler eine Camera Obscura angebracht, und läßt, gegen eine billiges Eintrittsgeld, den Wasserfall im Kleinen sehen. So wenig nun auch eigentlich daran zu sehen ist, so führet doch die Neugierde jeden Fremden hinein, um das auf zwei Quadratschuh verkleinert zu schauen, was man so eben in seiner natürlichen Größe angestaunet hat. Einen, zwar nicht gefährlichen, aber dennoch schauderhaften, Standpunkt hat man von einer bei dem Schlosse Laufen, in den Wasserfall hineingebauten hölzernen Galerie, wo man mitten unter den brausenden Wogen steht, und von dem beständig fallenden Staubregen benetzt wird.

Man kann sich daselbst, aller Ueberzeugung von der Festigkeit der Galerie ungeachtet, doch nicht des Gedankens der Möglichkeit, von den Fluten fortgerissen zu werden, erwehren, daher ist die Wirkung mehr ergreifend als angenehm; auch ist man in fünf Minuten bis auf die Haut durchnäßt. Endlich hat man von dem oberen Stocke des Schlosses auch einen schönen Anblick auf den Wasserfall, der sich von dieser Höhe gesehen, auf eine ganz eigene Weise prächtig darstellt; zugleich übersiehet man auch den Lauf des Stromes, aufwärts bis nach Schafhausen, abwärts aber mehrere Stunden weit, und eine weite freundliche Landschaft.

Ich gehöre nicht zu den Schwächlingen, die von jeder ihnen neuen Empfindung schmerzhaft ergriffen werden, auch ist mein Gefühl, obwohl ungeschwächt und unverdorben, nicht so reizbar, um mich bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung außer mir zu setzen, aber der Anblick dieses Naturwunders hatte mich doch so durchdrungen, und bis ins Innerste meines Gemüths erschüttert, daß ich auf dem Wege nach Schafhausen, und nachdem ich daselbst angelangt war, auch den ganzen Abend über, mich beinahe bis zur Gedankenlosigkeit abgespannt fühlte. Ich hatte von den Umgebungen des Weges nicht das mindeste bemerkt, ich gab dem Wirthe und meinem Burschen verkehrte Antworten, und das Gesehene beschäftigte meine Einbildungskraft so ausschließlich, daß ich darüber selbst die

Bedürfnisse meines Leibes vergaß, und wirklich ohne zu essen zu Bette ging. Sogar im Schlafe wähnte ich mich von den Wogen umrauscht, und glaubte das Brausen des herabstürzenden Wassers zu hören. Diese Wirkung habe ich in dem Maaße noch nie, selbst nicht bei einem Seesturm, den ich in seiner ganzen entsetzlichen Pracht sah, empfunden, daher darf ich wohl behaupten, daß der Rheinfall eine der ergreifendsten Ansichten gewährt, und unter den Sehenswürdigkeiten unseres Welttheils eine der ersten Stellen einnimmt.

Schafhausen gleicht in seiner altfränkischen Häßlichkeit, von den smaragdnen Fluten des Rheins durchflossen, und von einer reichen, malerischen Natur umgeben, einem finstern Greise im Kreise blühender Enkel. Fast scheint es, als wenn die Schweizer durch die entzückenden Landschaften ihres Vaterlandes, gleichgiltig gegen ihre Wohnungen gemacht werden, denn die Bauart beinahe aller Schweizerischen Städte, ist über alle Beschreibung unansehnlich und vernachläßiget. Sie übertreffen darin noch die ehmaligen Deutschen Reichsstädte, bei denen doch eine wichtige Ursache dazu, nämlich Mangel an Raum, zum Grunde lag, was bei jenen nicht der Fall ist. Die durch den bedeutenden Speditionshandel erzeugte Lebhaftigkeit in den Straßen, und der Anstrich eines gediegenen Wohlstandes, versöhnet gewissermaßen wieder mit dem finstern Ansehen der Stadt, und macht

man einen Spaziergang außerhalb den Mauern, so wird man wohlthuend von dem fleißigen Anbau des Landes, und von den romantischen Parthien angesprochen, die sich längs den Ufern des Rheines auf das Mannigfaltigste ausbreiten. Der Strom scheint mir hier so breit zu seyn wie bei Basel, und strömt auch nicht weniger schnell wie dort. Unfern der Stadt bildet eine quer durch den Fluß gehende Klippenreihe einen Wasserfall, der zwar die Fahrt hemmet, aber zu niedrig ist, um die Aufmerksamkeit lange zu fesseln. Bei kleinem Wasser soll er sich bei weitem schöner machen.

Von Schafhausen aus machte ich eine Wanderung zu Fuß nach dem Rheinfalle bei Laufen, um nochmals diese herrliche Naturscene zu genießen. Ich hatte mich darauf eingerichtet, mehrere Stunden dabei verweilen zu können, und ein angenehmes Wetter begünstigte mein Vornehmen. Lichte, getheilte Wolken schwammen an dem Horizont, verdeckten oft die Sonne, und enthüllten sie dann wieder, und gaben mir Gelegenheit den Wasserfall in der verschiedenartigsten Beleuchtung zu sehen. Der Anblick desselben wirkte jetzt weniger betäubend auf mich, wie bei dem ersten Besuch, aber mein Genuß war jetzt, wo möglich, noch größer, denn meine ruhige Stimmung erlaubte es mir, mehr in das Einzelne der unzähligen Schönheiten des Wasserfalles einzugehen,

und Wahrnehmungen zu machen, die einen bleibenden Eindruck zurücklassen. Ich verweilte den größten Theil des Tages dabei, und trennte mich nur davon, als der hereinbrechende Abend die Umrisse bis zur Unscheinbarkeit verschmolz. Viel würde ich darum gegeben haben, wenn ich diesen Katarakt auch in der Mondbeleuchtung hätte sehen können, doch der Mond stand gerade im ersten Viertel, darum war mir dieses Vergnügen versagt.

Heute wollte ich meine dritte Wallfahrt nach dem Rheinfalle antreten, allein ein ununterbrochner Regen verhindert mich daran, und ich suche meinen Unmuth darüber durch Schreiben an Dich zu bannen. Schon ist es 4 Uhr des Nachmittags, das Wetter will sich noch nicht aufhellen, und da meine Abreise von hier unwiederruflich auf Morgen festgesetzt ist, so werde ich den herrlichen Anblick wohl nie mehr genießen.

Vier und zwanzigster Brief.

Spaarsamkeit der Lady T.* — Unvergleichliche Aussicht über den Bodensee. — Tutlingen. — Klagen der Einwohner daselbst. — Das Land und die Landleute bei Tutlingen. — Die Donau. — Hechingen. — Die Burg Hohenzollern. — Herrliche Aussicht. — Genealogie des Hauses Hohenzollern.

Hechingen.

Ich machte mich von Schafhausen früh auf den Weg, um in einem Tage recht tief in Schwaben hineinzukommen; indessen erreichte ich meine Absicht nicht, denn mancherlei Gegenstände, auf die zu treffen ich nicht gerechnet hatte, verzögerten meine Reise von Zeit zu Zeit so, daß ich nur 12 Stunden zurücklegte, und schon in Tutlingen einen Ruhepunkt machte.

Auf der ersten Station, die, wo ich nicht irre, Lohningen heißt, luden mich ein paar freundliche Mädchenaugen zum Anhalten ein, und mein Magen, der schon längst ein Frühstück gefordert hatte, gab dazu einen schicklichen Vorwand. Es kam mir zu Statten, daß die niedliche Besitzerin dieser Augen die Tochter eines Gastwirths war, und ich also ohne Umstände Bekanntschaft mit ihr machen konnte. Ich verplauderte hier ein Stündchen sehr angenehm, und fand aufs Neue Gelegenheit die sichere und dreiste Haltung der

Schweizermädchen in der Gesellschaft eines Mannes, zu bewundern. Deutsche Frauenzimmer aus dem Mittelstande sind viel blöder, wodurch sie den Männern ein Uebergewicht über sich geben, welches diese nur zu oft mißbrauchen; die Schweizerinnen sind einem Manne gegenüber nie verlegen, und gerade dadurch halten sie ihn in den Schranken der Bescheidenheit.

Ich traf hier eine Gattung Wein, der an Farbe, Geschmack und Feuer, auffallend dem Madera glich. Ich würde ihn auch dafür gehalten haben, wenn der mäßige Preis, von 48 Kreuzer für die Flasche, und die Versicherung des Wirths, daß es nur guter 11ter sey, der in der Gegend gekeltert werde, mich nicht eines andern belehret hätte. Dieser Wein, der überall im Kanton Schafhausen gebauet wird, verdienet bekannter zu seyn; wüchse er nicht auf Deutschen Boden, so würden ohne Zweifel die guten Jahrgänge davon als gesuchte Desert-Weine weit und breit verschickt werden; jetzt gehen sie nicht über die Grenzen des Kantons hinaus.

In Schleitheim traf ich mit einer Englischen Dame, einer Lady T.*, zusammen, deren Benehmen meinen hohen Begriff von der Brittischen Freigebigkeit sehr herabstimmte. Sie fuhr in einer großen, schwerbepackten Kutsche, und hatte zwei weibliche und zwei männliche Bediente bei sich, wovon der eine ein Züricher war, den sie, ihrer

Unkunde in der Deutschen Sprache wegen, bis Frankfurt angenommen hatte. Dieses starken Gefolges ungeachtet weigerte sie sich für drei Postpferde zu bezahlen, und wollte durchaus nur mit zwei Pferden fortgebracht seyn. Alle Vorstellungen des Posthalters waren vergebens, der Züricher Bediente, der den Unterhändler machen mußte, gerieth über ihre Knauserei in Verzweifelung, und verwünschte den mit ihr eingegangenen Vertrag; sie blieb aber auf ihrem Stücke stehen, und entschloß sich nur dann zur Bezahlung des dritten Pferdes, als sie anderthalb Stunden hatte warten müssen, und nun einsahe, daß sie anders nicht fort käme. Der Postillon, der sie bis dahin gebracht hatte, warf ihr das ihm dargebotene Trinkgeld vor die Füße, und in Tutlingen, wo ich wieder mit ihr zusammen traf, bezahlte sie dem Postmeister, in dessen bestem Zimmer sie die Nacht über geschlafen hatte, keine Zimmermiethe, und den Dienstmädchen kein Trinkgeld, obgleich sie nicht das mindeste daselbst verzehret hatte. Der Postmeister versicherte, eine solche schmutzige Knickerei sey unter den jetzt reisenden Engländern etwas ganz gewöhnliches, und er habe schon mehrmals zu policeylicher Hilfe seine Zuflucht nehmen müssen, um seine Bezahlung von ihnen zu erhalten, und sich gegen Mißhandlungen zu schützen.

Die letzte Station vor Tutlingen gehet der Weg sehr schroff bergan, und die Umgebungen nehmen einen wildromantischen Charakter an. Ungefähr auf der Hälfte des Weges öffnet sich gegen Südosten die Aussicht, und gewährt einen Anblick, der mich in ein stummes, staunendes Entzücken versetzte, und meine Seele zur wärmsten Bewunderung hinriß. Die unermeßliche Fläche des Bodensees breitete sich mit dessen anmuthigen Ufern, von einer Reihe hoher Berge umlagert, vor meinen Blicken aus, und die Tiroler, St. Galler, Apenzeller und Thurgauer Hochgebirge mit ihren Gletschern und Schneegipfeln wurden mir in dem Rosenglanze der Abendsonne sichtbar. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, hier eine solche unbeschreiblich große Ansicht zu finden, daher wurde ich doppelt davon überrascht. Denke Dir diese viele Meilen weite Silberfläche des Sees, von dem schönsten Grün sanft geformter Hügel umkränzt, und nur von ein paar malerischen Inseln unterbrochen; denke Dir hinter jenen Hügeln eine ungeheure Bergkette von den kühnsten, wildesten Umrissen, bald mit dem tiefen Schwarz der Nadelwälder, bald mit dem lichten Grau des kahlen Gesteines bedeckt, doch alles von einem zarten bläulichen Duft umflossen, und hinter der Bergkette die schimmernd weißen Schneehäupter der Schweizer Gebirge, die weit in den tief blauen Aether hinein-

ragen; stelle, wenn Du kannst, Dir dieses recht lebhaft vor, und Du wirst einen Begriff davon haben, was ich empfand, als der Wagen die Höhe erreicht hatte, und ich so ganz unvermuthet diesen Prospekt vor mir sahe. Ich ließ halten, stieg aus, schickte den Wagen voraus nach Tutlingen, und blieb hier, bis der letzte Rosenschimmer, mit dem die untergehende Sonne die Arlberger und St. Galler Schneekuppen vergoldete, verblichen war. Fast möchte ich behaupten, ich habe nie eine schönere Landschaft gesehen, und doch komme ich so eben aus der Schweiz; urtheile selbst, wie über allen Ausdruck herrlich dieser Anblick seyn mußte.

Tutlingen ist vor einigen Jahren abgebrannt, und gewähret mit seinen durchaus neuen und ansehnlichen Häusern einen heiteren Anblick. Empörend ist es aber zu sehen, daß der Gottesdienst in einer ganz gewöhnlichen schmutzigen Scheune gehalten, und noch kein Stück Holz, kein Stein zum Neubau der Kirche angefahren wird. Ich ließ meine Verwunderung darüber an der Gasttafel laut werden, und nun brachen die Tischgäste in ein Lamento über die Regierung aus, die sie, wie sie sagten, zu arm gemacht habe, um sich selbst eine Kirche zu bauen, und ihnen auch die der Kirche zustehenden Gelder vorenthalte. Ich weiß nicht in wiefern diese Klagen gegründet sind, aber zum wenigsten ist die Ver-

waltungsbehörde von einer unverantwortlichen Nachläßigkeit nicht frei zu sprechen; denn in welchem gutgeordneten Staate läßt man wohl eine bedeutende Kreisstadt mehrere Jahre lang ohne Kirche? Sind die Bürger verpflichtet die Kirche zu bauen, so müssen sie dazu angehalten werden, und macht dieses ihre Armuth unmöglich, so ist die Staatskasse verbunden, den Bau zu bestreiten, da es ja des Staates heilige Pflicht ist, für die Erhaltung der Sittlichkeit seiner Mitglieder zu sorgen, ohne Religionsübungen aber keine Sittlichkeit bei der Mehrzahl bestehen kann. Welche Ausgaben können so dringend seyn, daß darüber ein Kirchenbau verabsäumt werden darf? Ich gehöre nicht zu den unberufenen Tadlern, die an Allem, was nicht mit den Formen ihres Geburtslandes übereinstimmt, etwas auszusetzen finden; ich bescheide mich vielmehr recht gern, daß Staaten auf verschiedene Weise gut verwaltet werden können; aber ich bin es der Wahrheit schuldig zu sagen, daß die Süddeutschen Länder, so viel ich davon gesehen habe, doch in Hinsicht der Administration bei weitem hinter den Norddeutschen zurückstehen; auch der gegenwärtige Fall ist ein Beweis davon.

Ich habe mich einen Tag lang in den Umgebungen von Tutlingen umher getrieben, um die Gegend und ihre Bewohner kennen zu lernen, und habe meine ethno- und topographischen

Kenntnisse auf Kosten meiner Phantasie vermehret; denn ich stellte mir das Würtembergische Land, ehe ich es sah, wie ein, von einem großen, herrlichen, kräftigen Menschenschlage bewohntes Paradies vor, und wie ganz anders habe ich es gefunden. Freilich bin ich erst am Eingange des so hoch gepriesenen Landes, und in einer Gegend, die nicht zu den bevölkerten und reichen zu zählen ist, doch kann ich von dem, was ich gesehen habe, schon einigermaßen auf das Ganze schließen, auch bestätiget mein Wirth, ein gebildeter und erfahrener Mann, meine Ansichten. Die Gegend liegt sehr hoch, beinahe 2000 Fuß hoch über dem Bodensee erhaben, und paßt also nicht zum Wein- und Obstbau. Aber der Boden bestehet aus einem fetten, mit wenigem Sande vermischten Lehm, der reiche Getreideernten giebt. Da die Landleute, die allein Ackerbau treiben, in der Regel wohlhabender sind, wie die Weinbauern, so hoffte ich auch hier bemittelte Bauern zu finden, und wollte mich an dem Anblick des ländlichen Wohlstandes erfreuen, allein ich wurde bitter getäuscht. Allenthalben traf ich nur ärmliche, schmutzige Hütten, kaum mit dem nothdürftigsten Hausrath versehen, und schlechtbekleidete, finsteraussehende Menschen, bei denen die Zufriedenheit nicht einheimisch zu seyn schien. Ich ließ mir die Mühe nicht verdrießen, in recht viele Bauerhäuser zu gehen, aber immer fand ich dieselbe Aermlich-

keit und denselben Schmutz. Die Menschen sind ein kleiner, untersetziger Schlag, und nichts weniger als schön. Wo sind die schönen, muntern, blonden Schwäbinnen, von deren Liebreiz man uns Nordländern so viel artige Dinge erzählt? wo die hochgewachsenen, schlanken Jünglinge, die in unsern Romanen und Gesängen figuriren? Von allen dem habe ich noch nichts gefunden, und mein Wirth schüttelt zu meinem Bilde, von dem schönen ächtdeutschen Allemannenstamme, dessen Original ich hier suchte, ungläubig lächelnd den Kopf. Indessen wäre es zu früh darüber absprechen zu wollen, vielleicht finde ich näher bei Stuttgard Menschen, die sich mehr meinem Ideale nähern.

Die Landschaft ist bergigt, und nicht ohne malerische Abwechselungen; die Thäler sind gut bebaut, und die Berge mit großen, dicken Wäldern bestanden, allein es fehlt der die Gegenden so sehr verschönernde Obstbau, auch sehen die Viehherden nur mager und ärmlich aus. Ein die Landschaft schmückender Gegenstand ist die Donau, die hier noch ein kleines, kaum dreißig Fuß breites Flüßchen, in vielfachen Krümmungen durch ein fettes Wiesenthal schleicht. Man hat von einer Vereinigung des Rheines mit der Donau geträumt; in dieser Gegend kann man sich von der Abgeschmacktheit des Projectes überzeugen. Nicht zu gedenken, daß der Rhein viel niedriger als die

Donau fließet, so müßten, um die Vereinigung zu Stande zu bringen, Berge von 1000 Fuß Höhe bis auf ihre Basis durchstochen werden; und gesetzt man könnte diese augenscheinliche Unmöglichkeit möglich machen: was hätte man dadurch gewonnen, da die Donau bei Tutlingen kaum drei Schuh hoch Wasser hat?

Von Tutlingen nordwärts senkt sich die Gegend allmählich, und breitet sich zu einer fruchtbaren Ebene aus, die sehr gut angebaut und mit zahlreichen Dörfern bedeckt ist. Vergebens sahe ich mich aber nach schönen Gebäuden und nach gutgekleideten, wohlgenährten Menschen um; überall fand ich nur Spuren von großer Armuth. Wohl weiß ich, daß der Wein und das Obst mehrere Jahre hindurch versagt haben, aber das kann ja nicht auf die Getreidebauern zurück wirken, die mehrere Jahre hindurch gute Ernten gemacht haben. Die Leute, die ich um ihre Umstände befragte, klagten über unerschwingliche Abgaben, über höchst lästige Jagd- und andere Frohnen, und über den ungeheuern Schaden, den das Wild in ihren Feldern macht. Die Jagdfrohnen also und die Wildschäden sind der Fluch, der auf diesem fruchtbaren Lande lastet; ja freilich, wo diese Krebsschäden an dem Wohlstande des Landmanns zehren, da läßt sich kein Gedeihen denken! Aber woher kommen die hohen Abgaben, die, nach dem was ich von mehreren Landleuten erfahren habe, dop-

pelt so viel betragen, als was der Niedersächsische Bauer giebt, der doch seit einer Reihe von Jahren recht methodisch ausgesogen ist? Wie viel wäre für die Staats-Administration gewonnen, wenn diese Frage freimüthig und erschöpfend beantwortet würde!

In dem Fürstenthum Hechingen fand ich Menschen und Vieh kräftiger, schöner und wohlgenährter, obgleich sich der Boden nicht durch eine größere Fruchtbarkeit von dem Würtembergischen unterscheidet. Dieses ließ mich auf eine milde Regierung schließen, und wirklich hörte ich die Einwohner dieses kleinen Staats mit einer ungeheuchelten Liebe von ihrem Fürsten sprechen, den sie einstimmig einen gerechten, wohlthätigen Herren nannten. Er lebt sehr eingeschränkt, um seine Unterthanen nicht mit neuen Auflagen zu belasten, und soll, ungeachtet der schweren Zeitläufte, schon bedeutende Summen auf die Schulden abgetragen haben, die seine Vorfahren ihm hinterließen.

Die Haupt- und Residenzstadt Hechingen ist ein kleines, unansehnliches Landstädtchen, in welchem nicht ein einziges gut gebautes Haus vorhanden ist; selbst das Fürstliche Schloß macht eine sehr bescheidene Figur, und hat nicht das mindeste Pallastartige. Nur allein die Hofkirche, die ungefähr vor dreißig Jahren neu aus Steinen gebauet ist, fällt einigermaßen gut ins Auge, und ist auch im Innern geschmackvoll verzieret.

Die alte Feste Hohenzollern besuchte ich heute frühe; ich hoffte sie noch vor Aufgang der Sonne besteigen zu können, und wollte die erhabene Naturscene von dieser Höhe anschauen, allein ich hatte mich verrechnet; denn der Weg war länger als ich glaubte, und es währete volle anderthalb Stunden, bis ich von der Stadt aus die Höhe gewann. Der Berg, auf dem die Burg erbauet ist, gehöret zu der Gebirgskette, die sich unter dem Namen der rauhen Alpe von Südwest nach Nordost durch Würtemberg ziehet. Er springt etwas vereinzelt in die Ebne vor, und ist etwa 800 Fuß hoch. Er hat eine beinahe konische Form, bestehet bis auf zwei Drittel seiner Höhe aus einer schön begrünten Thonlage, und endigt in einen schroffen, weißgrauen Felsen, der gerade nur groß genug ist, um die nicht besonders weitläuftige Burg zu tragen. Der alte Aar Tassilo hätte für seinen Horst nicht leicht eine passendere Stelle finden können, denn von hier aus übersiehet man das schöne, gesegnete Schwabenland, in einer unermeßlichen Weite, und die Burg ist so schroff nach allen Seiten abgeschnitten, daß sie mit leichter Mühe gegen jeden Angriff zu vertheidigen seyn mußte. Doch ich schäme mich, da an Kampf und Streit gedacht zu haben, wo die Natur in einem so reichen Feierschmucke pranget; aber der Name Zollern ist mit Tapferkeit, mit Krieg und Schlachten so eng verbunden, daß er

auch das friedlichste Gemüth daran erinnert. Die Ansicht von den Mauern dieser Burg, nach Westen und Norden zu, ist eine der reichsten und anmuthigsten die man sich denken kann; wie ein Garten breitet sich die weite, herrliche Ebne zwischen der Rauhen Alp und dem Schwarzwalde aus, die schönsten Abwechselungen von Aeckern, Wiesen, Gärten, Wäldern stellen sich dem Auge auf das mannigfaltigste gruppiret dar, und mit staunendem Blick zähle ich an hundert Ortschaften. O! es ist doch wahr, Schwaben ist ein Paradies; die Natur hat alles dafür gethan, um es aufs reichste zu schmücken, möchten die Bewohner sich doch auch des Segens freuen können, mit dem die Vorsehung ihre schöne Heimath überschüttet hat! Nach Osten zu wird der Gesichtskreis durch ein hohes Waldgebirg begrenzt, man siehet tiefe Abgründe, und hinter diesen die dichten Laubwälder, die sich in malerischen Gruppirungen längs den Anhöhen hinanziehen, und dann ragen die steilen Bergrücken hervor, die den Gesichtskreis schließen.

Ich glaubte die schon halb in Trümmern versunkene Burg unbewohnt, und war nicht wenig erstaunet, auf der Mauer eine weiße Gestalt sitzen zu sehen, die aus der Ferne ein wirklich gespensterartiges Ansehen hatte, und mich an die bekannte weiße Frau mahnte. Sie nickte mir freundlich zu, als ich mich näherte, und lud mich

ein zu ihr hinauf zu kommen, indem sie versicherte, daß ich von da aus den vortheilhaftesten Gesichtspunkt haben würde. Ich folgte ihrer Einladung, und setzte mich zu ihr auf ein Mauerstück, von wo aus ich mit Bequemlichkeit die schöne Gegend überschauete. Es war die Tochter eines Invaliden, der hier oben wohnet, und zugleich Kastellan und Kommandant ist.

Der ehrwürdige, seit tausend Jahren berühmte, Stammsitz eines der vornehmsten Europäischen Fürstenhäuser, hat gegenwärtig ein trauriges Aussehen, und wird bald eine gänzliche Ruine seyn. Aus den ehmaligen Wohnzimmern sind die Fenstern und Thüren ausgehoben, mehrere Decken sind eingestürzt, und nicht ohne Gefahr einzubrechen beschreitet man den Fußboden der wüsten Säle, die ihres ehmaligen Schmuckes beraubt sind. Nur die Schloßkapelle ist noch ziemlich gut erhalten, und scheinet älter als die Burg selbst zu seyn, die in dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts neu erbauet wurde, nachdem sie von der Gräfin Heinriette von Würtemberg zerstöret worden war. Die Burg hat bis zu dem Kriege, der durch den Frieden von Ryswik beendigt wurde, der Fürstlich Hohenzollernschen Familie zur Residenz gedienet; in diesem Kriege wurde sie mit einigen neuen Befestigungen versehen, und von den Kaiserlichen Truppen besetzt, die sie gegen die Franzosen vertheidigten, bei welcher Gelegenheit sie beschossen,

und nachmals von dem dadurch erlittenen Schaden nicht wieder hergestellt wurde. In der Rüstkammer werden die Harnische der alten Grafen, und auch einige Donnerbüchsen mit 8 und 12 Läufen aufbewahret; hinter der Burgmauer aber stehet die sämmtliche Artillerie des Landes, bestehend in drei einpfündigen Kanonen, deren Lavetten aber bereits sehr wandelbar geworden sind. An der Decke eines Saales fand ich eine Geschlechtstafel des Zollernschen Hauses abgemalet, die die Verwandschaft dieses Stammes mit den Königen von Frankreich nachweiset, und zwar in folgender Art. Wittekind, der von Carl dem Großen besieget wurde, hatte einen Sohn gleiches Namens, und dieser wieder zwei Söhne, von denen der Aeltere Eudo Graf von Paris, und Stammvater der Könige von Frankreich, der zweite aber Bruno Herzog von Engern und Sachsen, war, von dem die Grafen von Zollern abstammen. Wäre diese Stammtafel richtig, so käme Tassilos Existenz ins Gedränge. Doch dergleichen Geschlechtsregister beweisen wenig mehr, als die dem Mittelalter eigene Sucht, den Ursprung berühmter Familien von großen Helden abzuleiten.

Nicht ohne ein Gefühl inniger Rührung, verließ ich diese klassische Stätte, die von der Natur selbst als die Wiege eines Heldengeschlechts ausgezeichnet ist, das schon seit Jahrhunderten

die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, und über große Völker segnend herrschet. Möge Zollerns hoher Stamm bis ans Ende der Tage zum Glücke Deutschlands und der Welt blühen!

Fünf und zwanzigster Brief.

Stuttgard. — Ansicht der Stadt. — Aengstliche Polizei. — Das Königliche Schloß. — Danneckers Werke. — Nitschers Gemälde. — Andere Verzierungen der Königlichen Zimmer. — Das Theater. — Eslair. — Kannstadt. — Die schöne Welt. — Knauserei der Engländer. — Der König von Würtemberg und sein Volk. — Charakteristik dieses Fürsten. — Ursachen der Unzufriedenheit der Würtemberger. — Schluß.

Stuttgard.

Mit gespannter Neugierde eilte ich dem vielgerühmten Königssitze zu, und hielt mich in dem alterthümlichen, aber in einer anmuthigen Landschaft gelegenen, Tübingen, wo es mir an Veranlassung zu Bekanntschaften nicht fehlte, nicht länger auf, als es das Pferdewechseln bei der Post erforderte. Mir ging es, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn man eine große Vorstellung von irgend etwas lange mit sich herumträgt; ich fand Stuttgard weit unter meiner Erwartung. Es ist wahr, diese Residenz hat eine sehr schöne Straße, die sich durch die ganze Länge der Stadt hinziehet, ziemlich breit ist, und manche geschmackvolle Häuser enthält, und auch der Paradeplatz vor dem königlichen Schlosse nimmt sich seiner ansehnlichen Größe und schönen Baumpflanzung wegen gut aus, aber der

größere Theil der Stadt bestehet aus krummen, dunklen Straßen, und der vielen ansehnlichen öffentlichen Gebäude ungeachtet ist es sichtlich, daß man nie einen zweckmäßigen Plan zur Verschönerung dieser Residenz, deren Lage so sehr von der Natur begünstigt wird, in Anwendung gebracht hat.

Es war nach neun Uhr des Abends, als ich im Gasthofe zum rothen Hause anlangte; dieser späten Tageszeit unbeschadet, mußte ich noch meinen Koffer öffnen, und den Paß hervorsuchen, damit er nach der Polizei getragen werden konnte; auch erkundigte sich der Wirth sehr genau bei mir, ob ich Feuergewehr bei mir führe? da dieses selbst fremden Reisenden verboten ist. Eine solche ängstliche, ja, ich darf wohl sagen, unbillige Polizei hätte ich in einem Deutschen Lande nicht vermuthet: heißt das nicht die Reisenden den Buschkleppern, gegen die doch selbst die wachsamste Gensdarmerie nicht immer schützen kann, wehrlos in die Hände liefern, und werden diese nicht durch den sonderbaren Befehl zum Straßenraube aufgemuntert, da sie wissen sie haben bei einem Angriff für ihr Leben nichts zu fürchten? Ich habe späterhin noch auffallendere Proben von polizeilicher Umsicht gesehen.

Das Königliche Schloß war die erste Merkwürdigkeit, die ich in Augenschein nahm. Ich hatte es oft als das non plus ultra aller Pracht

rühmen hören, welches sowohl in seinem Aeußern, als im Innern viel zu reich und zu kostbar geschmückt sey, um mit den Kräften des Staats und mit dem Range des Regenten im Verhältniß zu stehen, ich fand aber den Ruf übertrieben. Es ist ein regelmäßiges, zwei Stock hohes Gebäude, das drei Seiten eines Vierecks beschreibet, von sehr guten Verhältnissen, aber durchaus nicht übermäßig prächtig. Es liegt an einem großen, schönen Platze, und ist gut unter Putz gehalten, daher fällt es vortheilhaft ins Auge, doch stehet es, was Größe und Schmuck betrifft, weit hinter die Residenzen von Berlin, Potsdam, Mannheim und Würzburg zurück, obwohl es ihnen in Hinsicht des guten Styles nicht weichen dürfte. Im Innern ist es mit vielem Aufwande und reich geschmückt, besonders zeichnen sich darin die Zimmer aus, die der König bewohnet, deren ich, wo ich nicht irre, 22 zählte; nur das Ueberschwängliche, alles Verhältniß Uebersteigende, was man darin gefunden haben will, konnte ich nicht bemerken. Rühmlich ist es, daß man zu den Verzierungen der Zimmer beinahe ausschließlich nur inländische Fabrikate und Arbeiten vaterländischer Künstler angewandt hat. Die Vortrefflichkeit der Sachen giebt dem Kunstfleiße der Würtemberger das vortheilhafteste Zeugniß. Unter dem vielen hier befindlichen Schönen nehmen Danneckers Werke wohl den ersten Rang ein.

Es sind mehrere Büsten berühmter Deutscher Männer von ihm vorhanden, die sich durch eine sprechende Aehnlichkeit, verbunden mit einer edeln Idealisirung, und eine Menge Vasen, die sich durch eine bewundrungswürdig kunstvolle Behandlung des Marmors auszeichnen. Von den ersteren hat mir besonders Schillers kolossale Büste, von den andern eine Vase von violett gesprenkeltem inländischen Marmor gefallen, die mit Eichenlaub und Blumen umwunden, und so fleißig ausgearbeitet ist, daß man kaum die Möglichkeit davon begreifet.

Nächstdem sind mehrere vortreffliche Gemälde von Nitscher vorzüglich sehenswerth, von denen ich nur einer Geisterscene aus dem Ossian und eines Stückes aus der Römischen Geschichte, als besonders gelungen erwähne.

Nach den Zimmer-Verzierungen zu urtheilen, scheint der König eine entschiedene Liebhaberei für plastische Kunstwerke zu haben, denn nicht leicht habe ich in einer Fürstenresidenz eine größere Sammlung von Arbeiten in Marmor, Alabaster, Porphyr und Jaspis angetroffen; doch vermißte ich alle Antiken, von denen ich nur einige Abgüsse sah, die ein Geschenk Napoleons sind.

Als eine Merkwürdigkeit wurde mir ein Tisch von gelbem Marmor gezeigt, dessen Brüche bekanntlich in neueren Zeiten verlohren gegangen sind, von dem sich aber kleine Stücke, höchstens

von der Größe eines Thalers, im Würtembergischen finden. Der Tisch war aus solchen kleinen Stücken zusammen gesetzt, und glich an schöner Farbenmischung und Politur beinahe dem Agat. Das Schlafzimmer des Königes ist prächtig, doch sehen die zwei dicke Marmorsäulen, die das Gebälke der Schlafblende unterstützen, ein wenig plump aus, und scheinen in der Nähe des Bettes nicht an ihrer Stelle.

In dem Ankleidezimmer befindet sich eine silberne Toilette, mit Geräthschaften von gediegenem Golde. Ein in der Mauer befestigter Glasschrank ist zum Behältniß der Krondiamanten bestimmt, wenn der König sich in Stuttgard befindet. Die bloßen Glasscheiben gewähren, in einem offnen Zimmer, denn doch wenig Sicherheit für einen Schatz, den man auf mehrere Millionen angiebt. Charakteristisch fand ich es im Staatsraths-Zimmer, daß der König hinter seinem Sitz, das Bild Friedrich des Großen hat aufhängen lassen, und so gleichsam unter den Auspicien des Vorbildes aller Regenten im Staatsrathe präsidiret. Wie man sagt, soll die Verehrung des Königes von Würtemberg gegen den unsterblichen Preußischen Monarchen unbegrenzt seyn, und er sich ihn zu seinem Ideal gewählt haben, nach dessen Grundsätzen er regieret, wie wenig der Erfolg diesem Bemühen auch zusagt.

In diesem Schlosse ist mir der Mangel an

großen, zu Hof festen geeigneten Sälen aufgefallen; es befindet sich nur ein einziger Saal darin, der in dem Flügel, den die Königin bewohnet, vorhanden, und auch nicht sonderlich groß ist.

Das Theater lieget gleich neben dem Schlosse, und macht mit seiner unverzierten Giebelfronte einen häßlichen Abstich gegen den eleganten Pallast. Der Uebelstand würde noch größer seyn, wenn nicht, wenigstens in der Ferne, hohe Bäume das unansehnliche Gebäude dem Auge entzögen. Auch die daneben befindliche Gardewache ist des schönen Platzes und der Nähe der prunkvollen Königspfalz unwürdig.

Das Innere des Theaters überrascht durch seinen reichen und geschmackvollen Putz. Es ist seiner ganzen Einrichtung nach eines der vorzüglichsten, die ich noch gesehen habe. Die Eingänge sind bequem, man ist gegen den Zugwind geschützt, und höret in allen Theilen des Hauses gleich gut. Die Bühne ist ungewöhnlich hoch, welches für das Parterre den Vortheil hat, daß man, auch hinten stehend, die Scene übesehen kann, ohne daß der Fußboden des Parterres gegen die Bühne zu, hat gesenkt werden dürfen, wodurch das Stehen erleichtert wird. Die Scenereien sind vortrefflich, und die Verwandlungen gehen mit einer Genauigkeit vor sich, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ueberhaupt was das Mechanische betrifft, so erinnere ich mich nicht,

je auf einer Bühne etwas Vollendeteres gesehen zu haben; auch ist der Anstand der Schauspieler so musterhaft, wie er kaum in den besten Zeiten des Berliner Theaters unter Ifflands Leitung bestand. Die Vorliebe des Königes für das Schauspiel und die öfteren strengen Rügen, die bei den geringsten Vernachläßigungen der Künstler höchsten Orts erfolgen sollen, bewirken wahrscheinlich diese löbliche Achtsamkeit für das Schickliche, die man auf den mehresten Deutschen Bühnen noch immer vermißt. Ich habe zwei gelungenen Darstellungen beigewohnet, und mich mit Vergnügen von dem hohen Grad der Vollkommenheit des Stuttgarder Theaters überzeugt. In der einen davon, der Verschwörung des Fiesko, hatte ich durch die Darstellung des Herren Eslair, der den Fiesko gab, den langentbehrten Genuß, einen Schillerschen Charakter ganz im Sinne des Dichters durchgeführt zu sehen. Die Rolle des Fiesko gehört zu den schwersten auf der Deutschen Bühne, und ist eine wahre Talentprobe. Ich habe sie oft, selbst von berühmten Schauspielern vergreifen sehen, daher würde mir Eslairs geniale Behandlung derselben ein hinreichender Beweis seiner hohen Kunstbildung seyn, wenn auch der Ruf nicht schon über sein Spiel vortheilhaft entschieden hätte. Gern hätte ich eine hochtragische Rolle, wie den Otto von Wittelsbach, Carl Moor, Hugo oder Faust von ihm

gesehen; leider beraubet mich meine nahe Abreise dieses Vergnügens. Sein wohlgebauter Körper, eine mehr als gewöhnliche Mannsgröße und eine sonore Stimme eignen ihn ganz für Heldenrollen, und er wendet diese Vorzüge mit dem glänzendsten Erfolge an. Sicher ist er einer unserer ersten mimischen Künstler.

Es gehört in Stuttgard zum guten Ton, Montag des Morgens nach Kannstadt hinauszufahren, um dort den Brunnen zu trinken. Auch ich begab mich dahin, obwohl nicht des Wassers wegen, sondern um die schöne Welt, die sich daselbst versammlet, in Augenschein zu nehmen. Meine Bemühungen, einen Miethswagen zum Hinausfahren zu erhalten, waren vergebens, alle waren für diese Morgenparthie schon in Beschlag genommen, und ich hätte auf das Vergnügen Verzicht leisten, oder meinen Leichnam auf eigenen Füßen in der brennenden Sonnenhitze hinaus tragen müssen, wenn nicht ein Officiant, dessen Bekanntschaft ich an der Wirthstafel gemacht hatte, mir, da ich ihm zufällig begegnete, und ihm meine Verlegenheit klagte, einen Platz in seinem Wagen angeboten hätte. Auf diese Weise gelangte ich zwar dazu, das unbeschreiblich malerisch gelegene Kannstadt, und die dort zahlreich versammelten Stuttgarder zu sehen, aber mein ganzer Aufenthalt daselbst beschränkte sich auf eine kurze halbe Stunde; denn Dienstgeschäfte riefen

den gefälligen Eigenthümer des Wagens nach der Stadt zurück, und ich mußte, wollte ich nicht den Rückweg in dem lästigsten Staube zu Fuß antreten, folgen.

Die Stuttgarder schöne Welt kam mir ziemlich blaß vor, wovon wohl das Kannstadter Wasser, welches eine laxirende Kraft haben soll, die Ursache seyn mag. Uebrigens habe ich unter den Frauenzimmern viel edel geformte Gesichter, mit schönen, blauen, lebhaften Augen, bemerkt; schlankgewachsene Gestalten waren bei beiden Geschlechter hier, wie im ganzen Schwabenlande, so weit ich es gesehen habe, selten anzutreffen.

Ich kam eben zu rechter Zeit nach Hause, um einen Streit zwischen dem Wirth des rothen Hauses und drei Engländern mit anzuhören, der mir abermals einen Beweis gab, wie wenig die Britten den Ruf der Großmuth und Freigebigkeit gegenwärtig verdienen. Sie fuhren vor den Gasthof, ließen den Wirth herausrufen und frugen ihn, wie hoch die Zimmermiethe bei ihm sey. Der Wirth antwortete: für Herren die dergleichen Fragen an ihn thäten, hätte er keine Zimmer, und ließ sie stehen, worauf sie mit einem God dam you! weiter fuhren. Sie mußten im Römischen Kaiser und im König von England einen ähnlichen Bescheid, und vielleicht noch in derbern Ausdrücken, erhalten haben, denn sie kamen nach

etwa einer Viertelstunde zurück und forderten zwei Zimmer, ohne nach dem Preise zu fragen, doch der Wirth wollte sie nun unter keinem Beding aufnehmen. Er ließ sich endlich durch die Fürsprache einiger anwesenden Gäste, denen die Verlegenheit der Reisenden jammerte, dazu bewegen, allein er hatte Ursache seine Nachgiebigkeit zu bereuen, denn nicht nur suchten sie ihn dadurch zu ärgern, daß sie alles, was sie sich reichen ließen, sogleich baar bezahlten, sondern sie fingen auch wegen einiger Goldstücke, die sie bei ihm auswechselten, einen Streit mit ihm an, und behaupteten er betröge sie, obgleich er die Silbermünze in Gegenwart mehrerer Personen aufzählte, die ihm alle das Zeugniß, richtig berechnet zu haben, gaben. Das Object des Streites waren 24 Kreuzer, und über diese Kleinigkeit, bei der sie noch dazu offenbar Unrecht hatten, zankten sie so unanständig, das der Wirth im Begriff stand policeyliche Hilfe herbei zu rufen.

Die vielen widersprechenden Gerüchte, die, seitdem die Presse in einigen Gegenden Deutschlands wieder frei, und die Zunge entfesselt ist, über den König von Würtemberg, und über dessen Regierung herrschen, waren zum Theil die Veranlassung, daß ich meinen Rückweg über Stuttgard nahm, um mit eigenen Augen zu sehen, was davon Wahres sey und was nicht. Ich glaube meine Absicht so ziemlich erreicht zu haben, und

will, da Dir ohnehin die Merkwürdigkeiten von Stuttgard, Ludwigsburg und den Lustschlössern, aus unzähligen Beschreibungen bekannt seyn müssen, die wenige Zeit, die mir noch zum Schreiben an Dich übrig bleibt, dazu anwenden, Dich von dem Ergebniß meiner Nachforschungen über diesen Gegenstand in Kenntniß zu setzen.

Der König von Würtemberg ist, selbst nach dem Urtheil seiner Feinde — und er hat deren eine unzählbare Menge — ein kluger Mann, der ganz zum Herrschen geboren ist, und einen seltenen Scharfblick besitzet, der in die tiefsten Geheimnisse der fremden Kabinetter dringt. Er ist auch ein einsichtsvoller Feldherr, zum Theil noch in Friedrich des Großen Schule gebildet, und seine Umsicht, in allem was das Militair betrifft, ist selbst von den ersten Französischen Heerführern bewundert worden. Dieser Fürst besitzt einen großen Umfang wohlgeordneter Kenntnisse, und ist in jeder Wissenschaft, die nicht gar zu entfernt von seinem Wirkungskreise liegt, zu Hause. Ferner hat er einen sehr feinen geläuterten Geschmack, einen sehr richtigen Tact für alles Gute und Schöne, und ist ein großer Liebhaber und Beschützer der schönen Künste. Endlich hat er zwar als Mensch manche sehr schwache Seiten, aber man weiß viele gute, edle und selbst große Züge von ihm, die ein rein menschliches Gefühl verrathen und seinem Herzen Ehre machen. Daß ein Fürst

mit diesen Eigenschaften, der noch dazu keinen Einfluß der Günstlinge leidet, sondern selbst herrschet, eines der edelsten und besten Deutschen Völker durch seine Mißgriffe, unglücklich machen, es bis zur Verzweifelung aufbringen, und so gegen sich einnehmen kann, daß es beinahe in Masse ihn hasset und verwünschet, das scheint räthselhaft, und doch ist es der Fall.

Ehe ich mich auf die Ursachen der Mißgriffe einlasse, die diese ungünstige Volksstimmung hervorbrachten, muß ich einige Data anführen, die die Unzufriedenheit der Würtemberger mit ihrem Regenten begründen und rechtfertigen.

Die unerschwinglichen Abgaben, die in diesem von der Natur so vorzüglich begünstigten Lande bereits so hoch gestiegen sind, daß ein großer Theil der Einwohner schon verarmet ist, ein anderer aber diesem Schicksal entgegen siehet, geben einen gerechten Anlaß zu lauten Klagen. Die Würtemberger sind unter allen Deutschen Völkern mit den Badnern am höchsten belastet, und dabei ist der Staat so tief verschuldet, daß noch in keinem Menschenalter an eine Minderung der drückenden Lasten zu denken seyn wird. Der Vergleich mit den Bewohnern von Norddeutschland, die im Kriege verhältnißmäßig noch mehr gelitten haben, und demungeachtet in Hinsicht der Abgaben sich in einer weit erträglicheren Lage befinden, kann dabei nicht ausbleiben, und natürlich

wird dem Regenten die Schuld an dem traurigen Zustande des Landes beigemessen. Ein Vorwurf, der dem Könige besonders dabei gemacht, und selbst von seinen wenigen Anhängern nicht entschuldigt wird, ist die Willkühr, mit der er, ohne die Landstände zusammen zu berufen und zu Rathe zu ziehen, die Auflagen gemacht hat. Die Altwürtemberger hatten einmal das Recht Auflagen, die nöthig schienen, durch die, aus ihre Mitte gewählten, Stände zu genehmigen oder zu verweigern, der König hatte bei dem Antritt seiner Regierung dieses Recht zu achten feierlich geschworen, und jetzt erklärte er es einseitig für aufgehoben: das war allerdings ein Gewaltschritt, der, wie sehr ihn auch die Zeitumstände entschuldigen mochten, den Unterthanen nicht anders als verhaßt seyn konnte. Der König glaubte Spuren von Unruhen unter dem Volke entdeckt zu haben, und verordnete, um jedem etwannigen Aufruhr zuvor zu kommen, eine allgemeine Entwaffnung der Unterthanen, die mit einer beispiellosen Strenge ausgeführet ward. Dem freien Manne seine Waffe, deren er zur Vertheidigung seines Lebens und Eigenthums bedarf, zu nehmen, ist hart, und kann als eine, von ungerechtem Mißtrauen eingegebene Maaßregel nicht anders als höchst nachtheilig auf das Volk wirken; die unerbittliche Strenge aber, mit der die Uebertretung des Verbots, Waffen zu besitzen bestraft wird, hat die Gemüther

der sonst so gutmüthigen Schwaben empört, und dem Fürsten die Liebe seines Volkes geraubt. Das einmal durch die ebenangeführte Maaßregeln zwischen Fürst und Volk entstandene Mißtrauen, veranlaßte den ersteren zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und seiner persönlichen Sicherheit wegen, eine geheime Policey zu stiften, die, wenn sie auch nicht ganz das Gehässige der Französischen hat, doch wirksam genug ist, um allgemein verabscheut zu werden.

Das Kirchengut, das in den Altwürtembergischen Landen höchst ansehnlich war, zu Unterhaltung der Kirchen und Schulen angewandt wurde, und dessen Verwaltung unter der Aufsicht der Stände stand, wurde bei der Finanz-Verlegenheit des Staats, zur allgemeinen Landeskasse geschlagen, und zum Theil seiner Bestimmung zuwider, zu andern Zwecken verwandt. Mochte diese Maaßregel auch nothwendig scheinen, und den Bedürfnissen des Augenblicks abhelfen, so ließ sie sich doch nicht durch rechtliche Gründe entschuldigen, zog den Verfall mehrerer Bildungs- und frommen Anstalten nach sich, und gab der Unzufriedenheit des Volkes neue Nahrung. Endlich dienten auch die persönlichen Neigungen des Königes dazu, ihn seinem Volke zu entfremden, und in der That sie sind die schwache Seite des Fürsten, die mit dem einfachen Deutschen Volkscharakter der Würtemberger in einem zu grellen

Widerspruche stehen, um nicht Murren und Unzufriedenheit zu veranlassen. Der König liebt den Aufwand, sein Hof ist einer der glänzendsten in Deutschland, und er verwendet große Summen, um seiner Neigung zum Prunk zu huldigen. Bei dem traurigen Finanzzustande des Staats, kann dieser Glanz wohl nicht anders als eine üble Wirkung machen, selbst wenn das Privat-Vermögen des Monarchen ihn gestattete. Eine andere, dem Lande höchst nachtheilige Liebhaberei dieses Fürsten ist die Jagd. In keinem Deutschen Lande wird das Wild mit so weniger Rücksicht auf den großen Schaden, den es dem Landmann in dem Feldern und an den Weinbergen zufügt, gehegt, wie in Würtemberg. Der Bauer darf sich keines Feuergewehrs bedienen, es von seinen Aeckern zu verscheuchen; ja er darf sogar nicht einmal zu dem Endzweck Feuer anzünden, und der Schade, den die Sauen und das Hochwild jährlich an den Feldfrüchten verursachen, ist unermeßlich. Doch nicht nur dieses allein giebt den Landleuten gerechten Anlaß zu Klagen, sondern auch die Jagdfrohnen, zu denen oft, selbst in der nöthigen Ackerzeit Tausende, aufgeboten werden, die mehrere Tage lang mit Lebensmitteln versehen, in den Wäldern umherstreichen müssen, um das Wild zusammen zu treiben, sind eine höchst verderbliche Last, die wie ein Krebs an dem Wohlstande der Landbauern zehren.

Die Forst= und Jagdbediente üben, als nöthige Werkzeuge bei dieser unseeligen Liebhaberei, eine Gewalt über die armen Unterthanen, und erlauben sich Mißhandlungen derselben, wie man sie außerhalb der Türkei schwerlich in einem Europäischen Lande siehet. Ich würde den Uebermuth und die Grausamkeit des Würtembergischen Jagdpersonales unglaublich finden, wenn ich nicht selbst Augenzeuge davon gewesen wäre. Noch heute sahe ich aus dem Fenster meines Zimmers, wie ein Jäger einen betagten Bauern, der zu einem Treibjagen etwas zu spät gekommen zu seyn schien, mit seiner Jagdklinge fuchtelte, bis er stürzte. Dem dringenden Bitten seiner Unterthanen, die Unzahl des Wildes wenigstens um etwas zu vermindern, hat der König endlich nachgegeben, und heute fuhren 500, sage fünfhundert, vierspänige Wagen mit Wildkasten, von 2000 Bauern begleitet, durch Stuttgard, um Wild einzufangen. Ermiß selbst welch ein Schade es seyn muß, in dieser, so oft vom Regen unterbrochenen Ernte, 2000 Menschen und eben so viel Pferde aus einem Amte abzumüßigen, um Wild zu jagen; und doch freuen sich, die Leute die Zahl ihrer Feinde dadurch verkleinert zu sehen. In welchem Preussischen Forste würde man wohl 500 Stück Wild zum Einfangen zusammen bringen können?

Nach diesen beigebrachten Thatsachen, die die Unzufriedenheit der Würtemberger mit ihrem Lan=

desherren begründen, komme ich auf die Ursachen, wodurch der König von Würtemberg zu den Schritten bewogen wurde, die den Anlaß zu den Beschwerden über seine Regierung gaben; sie sind theils in den Zeitumständen, theils in seinem persönlichen Charakter gegründet.

Dieser Fürst wurde bekanntlich in den Preussischen Staaten geboren, erhielt dort seine erste Bildung, und hatte daselbst Gelegenheit zu sehen, mit welchem glänzenden Erfolg, wie beglückend für seine Völker, Friedrich der Große die Selbstherrschaft führte. Dieses Beispiel mußte auf ihn einen tiefen Eindruck machen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er, da er zum Thron gelangte, aufrichtig wünschte sein Volk zu beglücken, und daß er dieses am sichersten thun zu können glaubte, wenn er den Grundsätzen seines großen Vorbildes folgte. Aber die Zeiten hatten sich geändert, und das was für Preussen paßte, war auf Würtemberg nicht anwendbar, daher gelangte er nicht zum Zweck. In den Preussischen Provinzen waren entweder keine Landstände, oder wo sich ja noch welche befanden, da war ihr Ansehen von geringer Bedeutung, und beschränkte in keine Weise den Willen des Monarchen; in Würtemberg dagegen hatten die Stände den allerwichtigsten Einfluß auf die Staatsverwaltung, und waren befugt den Regenten an allen Abänderungen darin zu hindern, sobald sie dieselben

nicht für zweckmäßig hielten. Die Würtemberger wissen sich viel mit ihrer ständischen Einrichtung, und in der That sie hat vieles Gute, worunter besonders die Sicherung persönlicher Freiheit und des Eigenthums gegen die willkührlichen Eingriffe des Fürsten gehören; aber sie hat auch den Nachtheil, alle oft so nöthigen raschen Maaßregeln der Regierung zu hemmen, und jeden Schritt zu einem zeitgemäßen Bessern zu behindern; denn sie nimmt nicht nur die Rechte des Volkes, sondern auch die Vorrechte einzelner Kasten, deren Aufhebung der Zeitgeist dringend fordert, in Schutz, daher bestehen in dem so aufgeklärten Würtemberg noch immer Unterthänigkeit, Bannrechte, Frohnen und der heillose Unfug des Schreiberstandes, der Vampyrenmäßig die Kräfte des Volkes aussauget. Und genau erwogen, so waren doch die Landstände entweder nicht mächtig, oder nicht pflichtbeflissen genug, den unsinnigen Verschwendungen Einhalt zu thun, wodurch einige der früheren Regenten das Land mit so ungeheuren Schulden belasteten; auch hinderten sie ja, weder des Juden Süß schändliche Aussaugereien, noch Schubarts ungerechte Gefangenschaft. Diese Landstände standen dem damaligen Herzoge, nachherigen Kurfürsten, bei seinen Plänen zur Verbesserung der Verwaltung allenthalben im Wege, und legten seinem lebhaften Geiste Fesseln an, die er nur mit dem höchsten Widerwillen trug. Den-

noch würde er gewiß vieles Gute, was er beabsichtigte, eingeführt haben, wenn nicht der Drang der Umstände ihn genöthiget hätte, seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die großen Weltbegebenheiten zu richten, um in ihrem Strudel nicht unterzugehen, sondern den Staat zu erhalten, und, da die Gelegenheit dazu günstig war, auch zu vergrößern. Was er gethan hat, um die Selbstständigkeit seines Landes zu erhalten, und es mit neuen Besitzungen zu vermehren, ist der Welt bekannt, und macht seiner Staatsklugheit Ehre, aber es kostet dem Lande die größere Hälfte des Wohlstandes, und hat ihn um die Liebe seines Volkes gebracht. Die Erhebung Würtembergs zu einem Königreiche gab ihm Gelegenheit sich von den Beschränkungen der Stände los zu machen, die Verbindung mit Napoleon verlieh ihm Schutz gegen etwannige Widerspänstigkeiten des Volkes, und die Anstrengungen, die er der neuen Erwerbungen und der Kriege wegen, in die er verwickelt wurde, zu machen sich genöthiget sah, rechtfertigten die unbeschränkte Selbstherrschaft, die der neue König für ein nothwendiges Recht seiner Würde erklärte, aber er fand bei den drangvollen Zeitläuften keine Gelegenheit mehr, die neuerworbene Macht zu Verbesserungen der Verwaltung zu benutzen, denn die Kriegs-Angelegenheiten nahmen seine Thätigkeit unausgesetzt in Anspruch. Ueberdem machte die Unzufriedenheit der Unterthanen

die durch die Aufhebung der ständischen Verfassung tief gekränkt waren, jede Neuerung in der Verwaltung bedenklich, und dem Könige fehlte, bei allem guten Willen wie Friedrich der Große regieren zu wollen, die Leidenschaftlosigkeit jenes Monarchen, daher mißlangen die mehresten seiner Pläne. Dadurch verlohr er die Fassung, entfremdete sich seinem Volke immer mehr, und ein verderbliches Mißtrauen faßte in seinem Herzen Wurzel, dessen Folge die so häufige und drückende Versetzung der Beamten, die schmachvolle Entwaffnung des Volkes, und die lästigen, den Deutschen so unerträglichen Policey-Anstalten waren. Er hatte seine Jugend mit Ruhm und Glück im Militairdienst verlebt, daher seine Vorliebe für den Soldatenstand, daher dessen Begünstigung; er mußte, um Napoleon sich günstig zu erhalten, eine bedeutende Heeresmacht aufstellen, und dieses war ein Hauptgrund, warum das Land so tief verschuldet wurde, und die Auflagen bis zum Unerschwinglichen gesteigert werden mußten. Um die zum Krieges-Etat nöthigen Summen herbei zu schaffen, wurden alle nur mögliche Gegenstände mit Abgaben belegt, diese veranlaßten Defraudationen, welchen vorzubeugen man strenge, oft ans Grausame grenzende Strafen festsetzte, und eine zahlreiche Dienerschaft besolden mußte, was die Ausgaben noch um vieles vermehrte. Daher kommt es, daß man in Würtemberg, wo einst

der Aufenthalt so wenig kostspielig war, gegenwärtig theurer lebt, wie in irgend einem andern Deutschen Lande. Da das Mißtrauen des Fürsten einmal eine geheime Policey nothwendig gemacht hatte, so waren die Nachtheile, die sie stets mit sich führt, auch hier unvermeidlich; die Preßfreiheit wurde eingeschränkt, das Spionenwesen nahm überhand, und an der Grenze, auf der Post und in den Gasthäusern, sieht sich der Reisende den lästigsten Formalitäten unterworfen. Die Prachtliebe des Königes kann wohl mit dem Beispiele seiner Vorfahren, und mit seiner neuen Würde einigermaßen entschuldiget werden, wiewohl eine weise Spaarsamkeit, wenn sie auch die Ausgaben gerade nicht bedeutend verminderte, doch den Unterthanen wenigstens zur Beruhigung dienen würde, da sich darin der Wille des Monarchen ausspräche, ihnen so viel wie möglich die Last zu erleichtern. Aber wofür ich keine Entschuldigung weiß, und was die Schattenseite in dem Charakter-Gemälde dieses Herren ausmacht, das ist seine alles Maaß überschreitende Vorliebe für die Jagd und alles was darauf Bezug hat. Ungehindert verzehret das Wild die Feldfrüchte ganzer Dorfsmarken, und die Klagen darüber werden mit der unbilligsten Härte zurückgewiesen. Die Forstbedienten verfahren mit der rücksichtlosesten Willkühr mit den Landleuten, mißhandeln sie mit der unmenschlichsten Rohheit, wenden

die ihnen in ihrem Dienstfache eingeräumte Gewalt zu den schändlichsten Bedrückungen an, und alle Beschwerden darüber sind vergeblich, da sie der König bei jeder Gelegenheit in Schutz nimmt. Selbst hohe Beamte beugen sich vor dem Uebermuth unbedeutender Jagdbedienten, da sie, wenn sie mit ihnen in Streit gerathen, und von ihnen beleidigt werden, überzeugt sind, vor den Gerichten kein Recht zu finden.

Die Verhältnisse in der Königlichen Familie sind auch nicht die erfreulichsten, und wirken zum Theil auf die Stimmung des Monarchen zurück. Die Königin liebt die Einsamkeit, und siehet ihren Gemahl selten, mit seinem Bruder hat der König öftere Mißhelligkeiten, der Kronprinz, auf dessen Charakter das Land seine Hoffnungen gesetzt hat, stehet gegen seinen Vater in erklärter Opposition, und der zweite Prinz ist sogar von Hofe verbannt.

So, mein Freund, gehet es gegenwärtig in Würtemberg zu; in einem Lande, das durch Lage und Fruchtbarkeit so ganz von der Natur bestimmt zu seyn scheint, nur glückliche Einwohner zu haben, fand ich nur unglückliche, über ihr Schicksal murrende Menschen, und während der Norden von Deutschland von Jubelhymnen über die wieder erlangte Freiheit, und über die abermalige Abwendung der Gefahr wiederhallt, sehe ich hier nur finstere Gesichter, und höre Flüche

und Verwünschungen über den Fürsten aussto-ßen, der bei vielen wahrhaft fürstlichen Eigen-schaften, und mit dem besten Willen sein Volk glücklich zu machen, durch einige falsche Maaß-regeln seinen Zweck so ganz verfehlte.

Daß ich mich unter solchen Umständen hier nicht wohl befinden kann, wirst Du, mein Bester, mir ohne Betheurung glauben, und meinen Ent-schluß, so schnell als möglich dieses unglückliche Land zu verlassen, billigen. Alle Pracht der König-lichen Lustschlösser ist mir gleichgiltig geworden, der Anblick der hier und in Ludwigsburg aufge-häuften Kunstschätze, macht mich nicht froh, denn wie Gespenster verfolgen mich die harmvol-len Gesichter der biedern, eines bessern Schicksals würdigen Schwaben, und selbst die hier so lieb-liche Natur hat ihren Reiz für mich verlohren, da sie vergebens die Fülle ihrer Segnungen für ihre Kinder spendet. Darum eile ich von hier um recht bald in jene glücklichen Gegenden zu kommen, wo ein freies Volk in seinem Fürsten nur seinen Vater siehet, und sich den frohen Hoff-nungen einer nahen glücklichen Zeit, mit festem Vertrauen auf den reinen Willen seines allgelieb-ten Landesherrn, sein Wohl für die Dauer zu gründen, überläßt. Größtentheils führt mein Weg durch Gegenden, die Du durch meine Beschreibun-gen schon kennest, auch bewegen mich dringende Gründe meine Reise zu beschleunigen; ich werde

daher außer Stande seyn Dich länger mit meinen Reisebemerkungen zu unterhalten, und bitte Dich sie als beendigt anzusehen. Bald werde ich Dir, wie ich hoffe, meinen Gruß und Kuß persönlich überbringen, und bis dahin höre nicht auf zu lieben

Deinen ꝛc.

Mainz,
gedruckt bei F. Kupferberg.

Neue Verlagsbücher von F. Kupferberg in Mainz, 1818.

Hoffmann, J. J. J., geometrische Anschauungslehre, als Vorbereitung zum leichten und gründlichen Studium der Geometrie, mit 7 Steintafeln. 2te durchaus verbesserte Auflage. 8. 15 ggr. oder 1 fl. 8 kr. Parthiepreis für Schulen. 12 ggr. od. 48 kr.

— — der 28te Satz des XI. Buchs der Elemente des Euclides, geprüft und neu erwiesen, mit 1 Steintafel 4. 9 ggr. od. 40 kr.

Hurtado, die Ratanhiawurzel und ihre vortrefflichen Wirkungen gegen passive Blutflüsse. Uebersetzt von Dr. Lebrecht. 8. 6 ggr. od. 24 kr.

Lebrecht, Dr. L., Pharmacopoea extemporanea Antisyphilitica, oder Auswahl der vorzüglichsten Arzneiformeln der neuern Aerzte gegen alle Gattungen venerischer Krankheiten und ihre Folgen. Für angehende Aerzte und Wundärzte. 8. 8 ggr. oder 36 kr.

Lebrün, C., neue kleine Lustspiele und Possen. Enthaltend: Die Zudringlichen, Lustspiel in 4 Aufzügen nach Picard. — Weiberlist und Männertreue, Lustspiel in 3 Aufzügen nach Etienne. — Alles gefoppt oder: Der erste April. Lustspiel in 1 Aufzug. — Shakespaere, ein Spiel in Versen. 8. 1 rtl. oder 1 fl. 48 kr.
(Diese Stücke werden auch einzeln abgegeben.)

Lehr- und Gebetbuch für katholische Christen. 2te verbesserte Auflage. 8. 12 ggr. od. 48 kr.

Nau, B. S. von, Beiträge zur Kenntniß und Beförderung des Handels und der Schifffahrt. 5 Hefte. gr 4. 2 rtl. 8 ggr. od. 4 fl 12 kr.

Ockhart, J. F., geschichtliche Darstellung der frühern und spätern Gesetzgebung über Zölle und Handels-Schifffahrt des Rheins, mit Rücksicht auf die Beschlüsse des wiener Kongresses für die künftige Verwaltung dieses Stroms und seiner Nebenflüsse. gr. 8. 1 rtl. 16 ggr. od. 3 fl.

Renard, Dr. J. C., der Branntwein in diätetischer und medizinisch-polizeilicher Hinsicht. 8. 4 ggr. od. 15 kr.

Rosenwall, P., malerische Ansichten und Bemerkungen, auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg. 2 Th. 8. 2 rtl. 6 ggr. od. 4 fl.

Siebenpfeiffer, Ph. J., über Gemeindegüter und Gemeindeschulden, eine rechtlich-politische Abhandlung. 8. 16 ggr. od. 1 fl 12 kr.

Staats- und Kirchengrundsätze, die europäischen, im Geiste unserer Zeit dargestellt. 8. 9 ggr. od. 40 kr.

Stimme, die, des Zeitgeistes an das deutsche Volk. gr 8. 15 ggr. od. 1 fl 8 kr.

Tenon, J., einige Mittel zur Verlängerung des Lebens im höhern Alter. Deutsch herausgegeben von Dr. L. Lebrecht. 12. 2 ggr. od. 10 kr.

Thum, K., systematisches Handbuch des Kadasters. Zum Gebrauche der Beamten, Experten, Geometer, und der Besitzer von liegenden Gütern jeder Art. Neue Auflage. 8. 1 rtl. od. 1 fl. 48 kr.

Weber, G., Theorie der Tonsetzkunst 2er Band. gr 8. 2 rtl. 2 ggr. od. 3 fl 40 kr.

Weidmann, Dr. I. P., Memoria casus rari in gynaeceis praecipue adnotandi cum uteri antica facie omenti margo ex aliqua parte coaluerat; praegnans facta, medium graviditatis non assecuta, inopinato moritur. Cum fig. fol 12 ggr. od. 1 fl.

Wenzel, C., geburtshilfliche Betrachtungen, und über die künstliche Frühgeburt. gr 4. auf Velinpapier. 4 rtl. od. 7 fl. 12 kr.
auf Schreibpap. 3 rtl. od. 5 fl. 24 kr
auf Druckpap. 2 rtl. 12 ggr. od. 4 fl. 30 kr.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rauschnick, Gottfried Peter

Malerische Ansichten und Bemerkungen, auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg

Bd.: 2

Mainz 1818

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.43-d(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448890-6